

Nils C. Kumkar · Stefan Holubek-  
Schaum · Karin Gottschall ·  
Betina Hollstein · Uwe Schimank

# Die beharrliche Mitte – Wenn investive Statusarbeit funktioniert

OPEN ACCESS



Springer VS

---

Die beharrliche Mitte – Wenn investive  
Statusarbeit funktioniert

---

Nils C. Kumkar · Stefan Holubek-Schaum ·  
Karin Gottschall · Betina Hollstein ·  
Uwe Schimank

# Die beharrliche Mitte – Wenn investive Statusarbeit funktioniert

 Springer VS

Nils C. Kumkar  
SOCIUM Forschungszentrum Ungleichheit und  
Sozialpolitik  
Universität Bremen  
Bremen, Deutschland

Stefan Holubek-Schaum  
SOCIUM Forschungszentrum Ungleichheit und  
Sozialpolitik  
Universität Bremen  
Bremen, Deutschland

Karin Gottschall  
SOCIUM Forschungszentrum Ungleichheit und  
Sozialpolitik  
Universität Bremen  
Bremen, Deutschland

Betina Hollstein  
SOCIUM Forschungszentrum Ungleichheit und  
Sozialpolitik  
Universität Bremen  
Bremen, Deutschland

Uwe Schimank  
SOCIUM Forschungszentrum Ungleichheit und  
Sozialpolitik  
Universität Bremen  
Bremen, Deutschland



ISBN 978-3-658-36565-3      ISBN 978-3-658-36566-0 (eBook)  
<http://doi.org/10.1007/978-3-658-36566-0>

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© Der/die Herausgeber bzw. der/die Autor(en) 2022. Dieses Buch ist eine Open-Access-Publikation. **Open Access** Dieses Buch wird unter der Creative Commons Namensnennung 4.0 International Lizenz (<http://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.de>) veröffentlicht, welche die Nutzung, Vervielfältigung, Bearbeitung, Verbreitung und Wiedergabe in jeglichem Medium und Format erlaubt, sofern Sie den/die ursprünglichen Autor(en) und die Quelle ordnungsgemäß nennen, einen Link zur Creative Commons Lizenz beifügen und angeben, ob Änderungen vorgenommen wurden. Die in diesem Buch enthaltenen Bilder und sonstiges Drittmaterial unterliegen ebenfalls der genannten Creative Commons Lizenz, sofern sich aus der Abbildungslegende nichts anderes ergibt. Sofern das betreffende Material nicht unter der genannten Creative Commons Lizenz steht und die betreffende Handlung nicht nach gesetzlichen Vorschriften erlaubt ist, ist für die oben aufgeführten Weiterverwendungen des Materials die Einwilligung des jeweiligen Rechteinhabers einzuholen. Die Wiedergabe von allgemein beschreibenden Bezeichnungen, Marken, Unternehmensnamen etc. in diesem Werk bedeutet nicht, dass diese frei durch jedermann benutzt werden dürfen. Die Berechtigung zur Benutzung unterliegt, auch ohne gesonderten Hinweis hierzu, den Regeln des Markenrechts. Die Rechte des jeweiligen Zeicheninhabers sind zu beachten. Der Verlag, die Autoren und die Herausgeber gehen davon aus, dass die Angaben und Informationen in diesem Werk zum Zeitpunkt der Veröffentlichung vollständig und korrekt sind. Weder der Verlag noch die Autoren oder die Herausgeber übernehmen, ausdrücklich oder implizit, Gewähr für den Inhalt des Werkes, etwaige Fehler oder Äußerungen. Der Verlag bleibt im Hinblick auf geografische Zuordnungen und Gebietsbezeichnungen in veröffentlichten Karten und Institutionsadressen neutral.

Planung/Lektorat: Cori Antonia Mackrodt  
Springer VS ist ein Imprint der eingetragenen Gesellschaft Springer Fachmedien Wiesbaden GmbH und ist ein Teil von Springer Nature.  
Die Anschrift der Gesellschaft ist: Abraham-Lincoln-Str. 46, 65189 Wiesbaden, Germany

---

# Inhaltsverzeichnis

<b>1</b>	<b>Einleitung</b> .....	1
	Literatur .....	10
<b>2</b>	<b>Investive Statusarbeit als Modus der Lebensführung: Das theoretische Modell</b> .....	13
2.1	Lebensführung .....	14
2.2	Investive Statusarbeit .....	25
2.2.1	Kulturelle Rahmung .....	28
2.2.2	Soziostrukturelle Bedingungen .....	39
2.2.3	Praktiken der Lebensführung .....	47
2.3	Theoretisches Modell und empirische Wirklichkeit .....	54
	Literatur .....	55
<b>3</b>	<b>Forschungsdesign und Methoden</b> .....	63
3.1	Biographisch-narrative Interviews und dokumentarische Methode .....	63
3.2	Fallauswahl .....	66
3.3	Interviewdurchführung und Datenaufbereitung .....	73
3.4	Auswertung und Typenbildung .....	74
	Literatur .....	76
<b>4</b>	<b>Biographische Orientierungen der Mittelschichten: gemeinschaftszentrierte Lebensführung, Berufsstolz-Lebensführung und investive Statusarbeit</b> .....	79
4.1	Die gemeinschaftszentrierte Lebensführung .....	82
4.1.1	Bescheidung und Verzicht auf ‚große Pläne‘ .....	85
4.1.2	Die Gemeinschaftszentrierung .....	88

4.1.3	Lokale und sozialräumliche Diskontinuität und gemeinschaftszentrierte Lebensführung .....	97
4.1.4	Status, Planung und gemeinschaftszentrierte Lebensführung .....	103
4.2	Die berufsstolzorientierte Lebensführung .....	108
4.2.1	Geplant, zielgerichtet, exzellent .....	110
4.2.2	Meisterschaft und Anerkennung .....	114
4.2.3	„Im Kern geweckt“: Die Soziogenese der Berufsstolzlebensführung .....	120
4.2.4	Lebensführung des Berufsstolzes: Zusammenfassung und Vergleich .....	123
4.3	Investive Statusarbeit .....	128
4.3.1	„Wie man weiterkommen kann“: Die Ausrichtung nach ‚oben‘ .....	132
4.3.2	„...nie etwas geschenkt gekriegt, alles selbst erwirtschaftet“: Investive Statusarbeit als Einzelkampf .....	140
4.3.3	„so richtig (...) wie’s sein soll“: Das virtuelle Publikum der Statusarbeit .....	149
4.3.4	Soziogenese investiver Statusarbeit: Statusschock, positive Rückkopplungsschleife und doppelte Freiheit .....	153
4.4	Die Dämonologie der Mittelschichten .....	157
4.4.1	Das Dreieck der Lebensführungsmodi .....	157
4.4.2	Unter- und Oberschichtenlebensführung im Kontrast ....	163
4.4.3	Dämonen, die des Lebens Fäden halten .....	170
	Literatur .....	173
<b>5</b>	<b>Praktiken investiver Statusarbeit .....</b>	<b>175</b>
5.1	Praktiken der investiven Statusarbeit .....	177
5.1.1	Bildung – eine polykontexturale Investitionsarena .....	178
5.1.2	Erwerbsbezogene Statusarbeit .....	182
5.1.3	Finanzinvestitionen .....	187
5.1.4	Paarbeziehungen und weitere Sozialbeziehungen .....	195
5.1.5	Intergenerationale Statusarbeit .....	205
5.1.6	Reflexive Statusarbeit .....	216
5.1.7	Explizite und implizite Praktiken investiver Statusarbeit .....	219
5.2	Berufsbiographische Entscheidungsmodi .....	221

---

5.3	Grenzen der investiven Statusarbeit .....	228
5.3.1	Schrankenlosigkeit des Statusstrebens .....	229
5.3.2	Begrenzungen in der Sachdimension .....	232
5.3.3	Begrenzungen in der Zeitdimension .....	241
5.3.4	Begrenzungen in der Sozialdimension .....	250
5.4	Leistung als evaluativer Rahmen legitimen Statusstrebens .....	258
5.5	Implizite und explizite Praktiken der Statusarbeit .....	270
	Literatur .....	272
<b>6</b>	<b>Lebensführung in den Mittelschichten: unaufgeregt beharrlich</b> ....	<b>277</b>
6.1	Empirische Rekonstruktion von Lebensführungen: differente sinnstiftende Orientierungen und vielfältige statusbezogene Praktiken .....	278
6.2	Theorie und Methodik revisited .....	286
6.3	Gesellschaftsdiagnostische Einordnung .....	292
6.4	Schluss .....	309
	Literatur .....	312
	<b>Gesamtliteraturverzeichnis</b> .....	<b>317</b>



# Einleitung

# 1

Debatten über eine „Krise“ der Mittelschichten gibt es seit inzwischen mehr als dreißig Jahren in verschiedenen Ländern (siehe aus den letzten fünfzehn Jahren für Deutschland etwa: Herbert-Quandt-Stiftung 2007; Vogel 2009; Heinze 2011; Mau 2012; Koppetsch 2013; Schimank et al. 2014; Nachtwey 2016; Reckwitz 2017, 2019; für andere Länder: Chauvel 2006; Collado 2010; Hacker und Pierson 2011; Gornick und Jäntti 2013; Fourquet et al. 2013). Es wird immer wieder behauptet, dass die Mittelschichten schrumpfen und Abstiegsängste zunehmen; und diesbezüglich wird auf verschiedenste Irritationen der Mittelschichten infolge gesellschaftlicher Veränderungsdynamiken wie „Neoliberalismus“, Globalisierung und Digitalisierung hingewiesen. Wie alle sozialwissenschaftlichen Zeitdiagnosen sind solche Krisenszenarien mit Vorsicht zu genießen. Dem Genre wohnt ja als Aufmerksamkeit verschaffendes Stilmerkmal Dramatisierung bis hin zum Alarmismus inne. Dennoch gibt die Häufung entsprechender Diagnosen nicht nur für Deutschland, sondern für westliche Gesellschaften generell Anlass, etwas genauer hinzuschauen, wie es um die Mittelschichten bestellt ist – nicht zuletzt deshalb, weil sie für den Zusammenhalt dieser Gesellschaften so wichtig sind.

Die Mittelschichten spielen spätestens seit den 1950er Jahren als Großgruppe im Ungleichheitsgefüge moderner Gesellschaften die tragende Rolle. Wurde das 19. Jahrhundert vom Antagonismus zwischen Industriearbeiterschaft auf der einen, kapitalistischen Unternehmern auf der anderen Seite geprägt, vollzog sich in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts ein allmähliches Größenwachstum derjenigen gesellschaftlichen Gruppen, die zwischen diesen beiden Antipoden positioniert sind. Nicht nur verschwand die „alte“ Mittelschicht der kleinen Selbstständigen, freien Berufe und Staatsbeamten der unteren und mittleren Laufbahnen nicht; sie wurde ergänzt und zahlenmäßig bald weit übertroffen durch die „neue“ Mittelschicht, zu der vor allem die Angestellten in der Industrie und



im Handel sowie beim Staat zählten. Als Helmut Schelsky (1953) dann wenige Jahre nach dem Zweiten Weltkrieg die „nivellierte Mittelstandsgesellschaft“ ausrief, wurde zum öffentlichen Common Sense, dass die Ungleichheitspyramide des 19. Jahrhunderts durch die seitdem als „Bolte-Zwiebel“ bekannte graphische Darstellung der Schichtung der deutschen Bevölkerung ersetzt worden war.<sup>1</sup> Nicht mehr die Unterschichten, sondern die Mittelschichten machten das Gros der Bevölkerung aus – nämlich etwa zwei Drittel.

Dieses Größenwachstum der Mitte zur klaren zahlenmäßigen Dominanz war keineswegs nur auf Westdeutschland beschränkt, sondern vollzog sich in allen anderen entwickelten westlichen Gesellschaften mit nur geringen Variationen ebenso. Für den Rest der Welt, spätestens nach dem Abdanken des sowjetisch beherrschten Staatssozialismus in Osteuropa Ende der 1980er Jahre, wurde und wird bis heute vor allem von der soziologischen Modernisierungstheorie eine nachholende Entwicklung in der gleichen Richtung vorhergesagt, auch wenn derzeit die Mittelschichten etwa in China oder in Kenia noch lange nicht die Mehrheit der Bevölkerung ausmachen. Göran Therborn (2012, 15–17) bringt die Erwartung, dass es bald soweit sein wird, auf die Formel vom 21. Jahrhundert als dem globalen „Middle-Class Century“. Und wie schon bei Schelsky ist die Diagnose und Prognose unverhohlen normativ: Dass „die Mitte“ zur wichtigsten gesellschaftlichen Großgruppe geworden ist beziehungsweise werden wird, wird als positiv für die Gesellschaft wie für die je einzelne Person eingestuft. In der gesellschaftlichen Mitte, so heißt es, finden die „gute Gesellschaft“ und das „gute Leben“ zueinander. Und weil das so ist, sorgen die Mittelschichten auch dafür, dass diese Gesellschaft stabil bleibt und nicht, wie im 19. Jahrhundert, ständig von den Extremen her in Frage gestellt wird.

Wir wissen freilich, dass dieses idyllische Porträt der Mitte als tragender Pfeiler gesellschaftlicher Ordnung nicht so ganz stimmt. Die von Theodor Geiger (1930) am Ende der Weimarer Republik erkannte „Panik im Mittelstand“ war zwar nicht der einzige, aber doch ein gewichtiger Beitrag zur Zerstörung der etablierten gesellschaftlichen Ordnung durch den Nationalsozialismus. Weil die Mittelschichten dann aber danach in der Bundesrepublik ein halbes Jahrhundert lang als mäßigende, befriedende gesellschaftliche Kraft auftraten, fingen nicht wenige Beobachter an, das zum nunmehr unveränderbaren „Wesen“ der „Mitte“ zu erklären, und sind seitdem sehr erstaunt darüber, dass Teile der Mittelschichten – und nicht etwa vorrangig die „abgehängten“ Unterschichten – wieder einmal überaus destruktive Neigungen bis hin zur „gruppenbezogenen Menschenfeindlichkeit“ (Heitmeyer 2002–2011) an den Tag legen. Inzwischen gibt es in vielen

---

<sup>1</sup> Benannt nach Karl Martin Bolte – siehe Bolte et al. (1966, 316).

Ländern Europas – Deutschland eingeschlossen – sowie in anderen Teilen der Welt starke rechtspopulistische Kräfte, die in größeren Teilen eine Gefährdung der demokratischen politischen Ordnung darstellen. Dieser Rechtspopulismus – in Deutschland vor allem durch die „Alternative für Deutschland“ politisch repräsentiert – findet einen erheblichen Anteil seiner Anhänger in bestimmten Fraktionen der Mittelschichten.<sup>2</sup>

Wenn somit das „staatstragende“ Bild der Mittelschichten nicht immer und überall zutrifft, muss man dennoch u. a. für die Gesellschaften Europas und Nordamerikas zweifelsfrei konstatieren: Wie sich die Mittelschichten in größeren Teilen oder insgesamt verhalten, ist ausschlaggebend dafür, ob gesellschaftliche Ordnung stabil ist und bleibt oder instabil wird. Es ist dabei nicht bloß die zahlenmäßige Größe der Mittelschichten in Gesellschaften wie unserer, die deren Bedeutung bestimmt. Die Größe muss vielmehr damit einhergehen, dass Mittelschichtenangehörige gemeinsame kulturelle Orientierungen und Interessen aufweisen, so dass auf bestimmte Erfahrungen und gesellschaftliche Geschehnisse massenhaft ähnlich reagiert wird – was sich dann als Aggregationsphänomen entweder gefährdend oder stabilisierend auf die gesellschaftliche Ordnung auswirken kann. Es trifft zwar zu, dass auch kleine gesellschaftliche Gruppen wie etwa das Bildungsbürgertum des 19. Jahrhunderts, das wenige Prozent der Gesamtbevölkerung des Deutschen Reichs ausmachte, mit dem eigenen Tun einen Vorbildcharakter für größere gesellschaftliche Gruppen haben kann. Andreas Reckwitz (2006) benennt daher ganz richtig das Bürgertum – Bildungs- und Wirtschaftsbürgertum – als hegemoniale Subjektkultur des 19. Jahrhunderts, auch wenn beide Milieus zusammengenommen eine sehr kleine Minderheit der Bevölkerung im niedrigen einstelligen Prozentbereich waren (Wehler 1995, 111–140). Doch viele andere Milieus schauten auf sie, sie gaben den Ton an. Schon das in der Weimarer Republik das Bürgertum aus der kulturellen Hegemonie verdrängende „Angestelltensubjekt“ (Reckwitz 2006) war zahlenmäßig weit bedeutsamer und wurde als Subjektkultur von einer, damals den Kern des „neuen Mittelstands“ ausmachenden, wichtigen Mittelschichtenfraktion getragen. Seit der „nivellierten Mittelstandsgesellschaft“ geht dann – historisch erstmalig – kulturelle Hegemonie mit klarem zahlenmäßigem Übergewicht einher. Zwei Drittel der Bevölkerung dienen nicht nur dem übrigen Drittel als erstrebenswerter Status, sondern halten vor allem auch sich selbst beständig den Spiegel vor.

---

<sup>2</sup> Siehe hierzu für Deutschland etwa Nachtwey (2016), Lengfeld (2017), Schimank (2018) und Reckwitz (2019), für die USA Skocpol und Williamson (2012), Hochschild (2016) und Kumkar (2018) .sowie als generelles Argument.

Es sind dabei nicht bloß einzelne Wertorientierungen, moralische Prinzipien oder Lebensstilelemente, aufgrund derer die Mittelschichten zum Vorbild aller gesellschaftlichen Gruppen geworden sind. Vielmehr ist der mittelschichtspezifische Modus der Lebensführung als übergreifender Bezugsrahmen, der alle lebensbereichsspezifischen Orientierungen, Interessen und Praktiken einer Person ordnet und zusammenführt, das allgemeine Leitbild. Als evaluative und normative Orientierung, was ein „gutes Leben“ ausmacht, gilt also seit längerem schon die Lebensführung der Mittelschichten auch in den anderen gesellschaftlichen Milieus als das, was für erstrebenswert und geboten gehalten wird. Selbst wer die Lebensführung der Mittelschichten für sich persönlich ablehnen mag, muss in Rechnung stellen, dass sie kulturell hegemonial ist – und seine Abweichung davon dann zum Beispiel klammheimlich praktizieren oder auf expliziten Konfrontationskurs gehen. Das gilt im Übrigen nicht zuletzt für Mittelschichtenangehörige selbst, die sich womöglich auch nicht in allen Belangen tagein, tagaus anstrengenden Tugenden fügen wollen. Dass „Talk“ und „Action“ divergieren können (Brunsson 1989), auf der „Hinterbühne“ des Lebens anderes passiert als auf der „Vorderbühne“ (Goffman 1956) vorgeführt wird, ist hinlänglich bekannt. Doch wo man hinter den Selbstansprüchen zurückbleibt oder sich ihnen entziehen will, bedarf es eben der Camouflage durch eine Fassade, die den schönen Schein möglichst wahrt.

Weniger bekannt ist bei genauerem Hinsehen, worin der Lebensführungsmodus der Mittelschichten im Wechselspiel von Faktizität und Normativität eigentlich im Einzelnen besteht – was auf den ersten Blick erstaunlich sein mag, wenn er doch allgemeinen Vorbildcharakter haben soll. Wie kann etwas als Richtschnur des Verhaltens dienen, das weder im Alltagswissen klar und umfassend expliziert noch soziologisch systematisch rekonstruiert worden ist? Die soziologische Antwort lautet natürlich, dass Verhaltensregeln keiner Explikation bedürfen, um ihre Wirkung zu entfalten, sondern als präreflexive Praktiken sogar noch größere Prägekraft haben können, weil Reflexion ja immer auch die Möglichkeit der Distanzierung und Kontingentsetzung beinhaltet, und dass die meisten Verhaltensregeln der Lebensführung diesen impliziten Charakter haben.<sup>3</sup> Das Alltagswissen kann und sollte sich sogar damit begnügen; „soziologische Aufklärung“ (Luhmann 1967) könnte hier irritierend wirken. Die Soziologie hingegen hat die Explikation des Impliziten des Sozialen als eine ihrer zentralen Aufgaben.

---

<sup>3</sup> Siehe Pierre Bourdieu (1972) sowie generell Praxistheorien des Handelns (Schäfer 2012).

Damit sind wir beim Thema des vorliegenden Buches. Wir wollen, vor dem dargestellten Hintergrund der kulturell hegemonialen Rolle der Mittelschichten in Gesellschaften wie der unseren sowie angesichts zeitdiagnostischer Behauptungen, dass „die Mitte wankt“,<sup>4</sup> also zunehmenden Verunsicherungen und Gefährdungen ausgesetzt ist, die Lebensführung der Mittelschichten sowohl in ihrer Normativität als auch in ihrer Faktizität – und das Wechselspiel beider – untersuchen. Was gilt Mittelschichtenangehörigen als eine erstrebenswerte Lebensführung? Welche Lebensführung praktizieren sie tatsächlich? Und wie hängen Erstrebenswertes und Praktiziertes zusammen – oder auch nicht?

Weiß man darüber soziologisch nicht schon ganz viel? Ja – aber genau das nicht, was Mittelschichtenangehörige und sie Beobachtende aus anderen Milieus völlig trittsicher tagtäglich praktizieren: wie sich dieser Modus der Lebensführung als ein ganzheitlich vollzogenes, eine konturierte Gestalt reproduzierendes oder entfaltendes soziales Geschehen darstellt. Soziologisch interessiert hier natürlich nicht die bunte Vielfalt der Erscheinungsformen, sondern der zugrunde liegende generative Mechanismus, der auf fast alle Eventualitäten – auch diejenigen, mit denen man zum ersten Mal konfrontiert ist – eine passende Antwort hat. In verschiedenen Hinsichten kennen wir Teile dieses Mechanismus, wissen aber nicht viel über deren Ineinandergreifen:<sup>5</sup>

- Die Ungleichheitsforschung hat viele Detailkenntnisse über Lebenschancen in verschiedenen sozialen Lagen zusammengetragen (Geißler 2014). Damit weiß man etwas über Gelegenheitsstrukturen der Lebensführung, aber noch nichts darüber, was daraus gemacht wird.
- Auch über unterschiedliche Lebensstile in unserer Gesellschaft haben andere Teile der Ungleichheitsforschung sowie die Kulturosoziologie Vieles ermittelt (Rössel und Otte 2011). Das prozesshaft ausbuchstabierte „Doing Life“ findet sich in diesen Forschungen aber nicht; es bleibt zumeist bei einer additiven Auflistung von Praktiken.
- Die meisten Studien der Ungleichheits- und Kulturosoziologie beschränken sich auf einen Lebensbereich oder auf eine Auswahl von Lebensbereichen, zeichnen aber kein ganzheitliches Bild der Lebensführung von Personen. Wo „Inklusionsprofile“ (Burzan et al. 2008) in allen gesellschaftlichen Sphären ermittelt werden, fehlt wiederum die Nachzeichnung des korrespondierenden

---

<sup>4</sup> So die Hauptüberschrift auf der Titelseite von DIE ZEIT 8/2020 – dort festgemacht am Zustand der CDU als traditioneller Volkspartei der Mitte. Dieser Zustand wird aber als die politische Widerspiegelung der Lebenssituation größerer Teile der Mittelschichten angesehen.

<sup>5</sup> Die genauere Bilanzierung des Forschungsstands findet sich in Kap. 2.

„Doing Life“; und wie die Lebensführung zum Beispiel in den Intimbeziehungen mit der im Konsum oder im politischen Engagement zusammenhängt, bleibt ebenfalls offen.

Insgesamt ist zu konstatieren, dass keine Rede davon sein kann, dass wir das Ineinandergreifen der sphären- und lagespezifischen Komponenten von Lebensführung verstehen. Damit ist der Mechanismus nach wie vor soziologisch eine Black Box. Wie funktioniert die Lebensführung der Mittelschichten, was sind die Voraussetzungen dieses Funktionierens, und was kann das Funktionieren stören? Das sind die Leitfragen, um die es im Folgenden geht.

Soziostrukturell werden die Mittelschichten, von gängigen Definitionen ausgehend, von uns wie folgt bestimmt: Sie verfügen in ökonomischer Hinsicht über 70 bis zu 200 % des durchschnittlichen Haushalts-Nettoäquivalenzeinkommens und hinsichtlich ihres Bildungsgrads mindestens über einen Realschulabschluss – bei jüngeren Kohorten ist schon das Abitur anzusetzen (Burkhardt et al. 2012).<sup>6</sup> Diese in beiden Hinsichten mittlere Ressourcenausstattung legt – das ist die unsere Untersuchung leitende Annahme – eine bestimmte Art der Lebensführung nahe, die wir „investive Statusarbeit“ nennen und die sich so weder bei den Unter- noch bei den Oberschichten findet. Erstere können sich investive Statusarbeit aufgrund zu geringer Ressourcenausstattung nicht leisten; die im „sorgenfreien Reichtum“ (Groh-Samberg 2009) lebenden Oberschichten hingegen brauchten sich eigentlich keiner investiven Statusarbeit befleißigen, wenngleich sie es oft genug tun, weil es sich eben um den kulturell hegemonialen Lebensführungsmodus handelt. Investive Statusarbeit läuft damit – so viel kann im Vorgriff auf spätere Ausführungen schon hier gesagt werden – auf eine doppelte Unterscheidung hinaus: Anders als die Oberschichten haben die Mittelschichten etwas zu verlieren; und zugleich haben sie, anders als die Unterschichten, auch etwas zu gewinnen. Dieses Zugleich von Verlust- und Gewinnmöglichkeiten stellt sich zu unterschiedlichen Zeiten und für verschiedene Fraktionen der Mittelschichten deutlich anders dar. Das „Golden Age“ (Hobsbawm 1994, 324–431) von Anfang der 1950er bis Mitte der 1970er Jahre verschaffte, was historisch die Ausnahme ist, tendenziell allen Mittelschichtenangehörigen über den „Fahrstuhl-Effekt“ (Beck 1986, 122)

---

<sup>6</sup> Beim Einkommen sind wir bei der Fallauswahl zunächst von einer oft gewählten Obergrenze von 150 % des mittleren Haushalts-Nettoäquivalenzeinkommens ausgegangen. In ersten Fallanalysen stellten wir jedoch fest, dass sich das uns interessierende Spektrum an Lebensführungsmodi besser mit der Obergrenze von bis zu 200 % einfangen ließ (so auch Korom 2017). Diese Korrektur spiegelt bereits eine später genauer darzulegende, wichtige inhaltliche Erkenntnis wider: dass der von uns vermutete Lebensführungsmodus sich heutzutage klarer ausgeprägt in den oberen Mittelschichten findet.

eine deutliche Verbesserung von Gewinnmöglichkeiten. Seitdem sind für viele, wenn auch nicht alle Mittelschichtenangehörige wieder Verlustrisiken in den Vordergrund getreten; zumindest muss man sich, will man auf der Gewinnerseite sein, sehr viel mehr anstrengen als im Golden Age.

Lebensführung generell wie auch der Modus investiver Statusarbeit im Speziellen sind, wie schon gesagt, seit längerem kein systematisch bearbeitetes soziologisches Thema gewesen. Das spricht beim empirischen Vorgehen für ein qualitatives Untersuchungsdesign, das zwar theoriegeleitet, aber auch für empirische Überraschungen offen ist – die es dann in der Tat gegeben hat. Doch selbst wenn mehr soziologisches Wissen zu verschiedenen Aspekten der Lebensführung der Mittelschichten vorläge, wäre unsere Wahl auf qualitative, biographisch-narrative Interviews gefallen. Denn wir wollen ja investive Statusarbeit als einen Mechanismus der Lebensführung verstehen, in dem ein Rad ins andere greift, und dieses Ineinandergreifen möglichst lückenlos rekonstruieren. Weder standardisierte Befragungen noch die meisten anderen qualitativen Methoden kommen dafür in Frage. Also haben wir eine größere Anzahl von Mittelschichtenangehörigen zu ihrer Lebensgeschichte befragt. Dabei haben wir neben Geschlecht und Alter noch die Ausstattung mit ökonomischen Ressourcen sowie den Bildungsgrad im Rahmen des für die Mittelschichten kennzeichnenden Spektrums variiert, um systematisch verschiedene Fraktionen und Teilgruppen der Mittelschicht in den Blick zu nehmen.

Dieser Untersuchungsanlage entsprechend gliedert sich das Buch im Weiteren wie folgt:

- Kap. 2 (Autor: Uwe Schimank) stellt ein generelles soziologisches Modell von Lebensführung und daran anschließend ein Modell investiver Statusarbeit im Speziellen vor. Damit wird ein Idealtypus als theoretischer Suchscheinwerfer ausgerichtet, der das empirische Vorgehen anleitet.
- In Kap. 3 (Autor\*innen: Betina Hollstein, Stefan Holubek-Schaum, Nils Kumkar) wird das empirische Vorgehen eingehender erläutert: die Auswahl der untersuchten Fälle, der Einsatz biographisch-narrativer Interviews mit leitfadengestützten Nachfrageteilen und die Auswertung der Interviews mit Hilfe der dokumentarischen Methode.
- Kap. 4 (Autor: Nils Kumkar) präsentiert die empirischen Ergebnisse hinsichtlich der vorgefundenen biographischen Orientierungen. Neben der investiven Statusarbeit, wie wir sie theoretisch konzipiert haben, zeigen sich in unseren Fällen noch zwei weitere Modi der Lebensführung, in denen Praktiken der investiven Statusarbeit zwar enthalten sind, aber anders biographisch ausgerichtet werden: eine gemeinschaftsorientierte Lebensführung und eine

Lebensführung des Berufsstolzes. Ausgehend davon, dass allen Mittelschichtenangehörigen investive Statusarbeit als kulturell hegemoniale Vorstellung vom „guten Leben“ nahegelegt wird, ist ein Hauptergebnis unserer Untersuchung also, dass nicht alle dieser Anrufung nachkommen können oder wollen.

- Doch auch diejenigen, die diesen beiden anderen biographischen Ausrichtungen folgen, müssen – so unser zweites Hauptergebnis – in erheblichem Maße investive Statusarbeit leisten. Die empirischen Ergebnisse zu den investiven Praktiken, mit denen die drei Modi der Mittelschichten-Lebensführung vollzogen werden, schildert Kap. 5 (Autor: Stefan Holubek-Schaum). Berufliche Arbeit, Bildungsanstrengungen, die Pflege sozialer Beziehungen, Geldanlagen auf dem Finanzmarkt und elterliches Entscheiden über den Bildungsweg der eigenen Kinder sind dabei die Hauptbetätigungsfelder. Auch bestimmte Begrenzungen investiver Statusarbeit werden aufgezeigt.
- Kap. 6 (AutorInnen: Karin Gottschall, Betina Hollstein, Stefan Holubek-Schaum, Nils Kumkar, Uwe Schimank) zieht ein systematisches Fazit zu Erscheinungsformen und Bedingungen investiver Statusarbeit in den drei vorgefundenen Varianten und verortet unsere empirischen Befunde sodann im Verhältnis zu zentralen Einschätzungen zeitdiagnostischer Mittelschichtstudien – insbesondere den beiden vieldiskutierten Sichtweisen von Oliver Nachtwey (2016) und Andreas Reckwitz (2017, 2019). Dabei sehen wir, und dies ist unser drittes Hauptergebnis, unsere Befunde komplementär zu dem, was diese beiden und weitere Beobachter in den Blick rücken. Sie stellen die teils verunsicherte, teils als Gewinner auftrumpfende Mitte heraus: also jene Gruppen, deren Trajektorien entweder nach unten oder nach oben weisen. Wir machen demgegenüber auf die *beharrliche Mitte* aufmerksam – also auf jene, die unaufgereg in Stimmungslage und Auftreten ein Leben führen, das durch die großen gesellschaftlichen Dynamiken wie Globalisierung, Ökonomisierung und Digitalisierung weder in exorbitante Höhen noch in ebensolche Tiefen getrieben wird. Will man Szenarien entwickeln, was weiter mit den Mittelschichten hierzulande geschehen könnte und wie sie sich gesellschaftspolitisch positionieren könnten, ist ein vollständiges Bild nötig, das beide Seiten der Medaille berücksichtigt: diejenigen, die in der einen oder anderen Richtung Getriebene und vielleicht auch Treiber der gesellschaftlichen Dynamiken werden, und diejenigen, deren Beharrungskräfte diesen Dynamiken mehr oder weniger widerstehen.<sup>7</sup>

---

<sup>7</sup> Wobei wir klarstellen sollten, dass wir hier keine Bewertung vornehmen, welche dieser Teilgruppen der Mittelschichten näher am Ideal des ‚guten Lebens‘ ist.

Eilige Leser\*innen könnten nun in Versuchung geraten, gleich zum Kap. 6 vorzublättern, um zu prüfen, wie plausibel unser Hinweis auf die ‚andere‘ Seite der Mittelschichten ist. Das wäre allerdings voreilig. Um beurteilen zu können, wie triftig unsere Argumente dafür sind, dass nach wie vor erhebliche Teile der Mittelschichten ein relativ beharrliches Leben führen, bedarf es des Durchgangs durch das theoretische Modell ebenso wie durch die Empirie. Anders als manche Zeitdiagnosen verfügen wir ja über Letztere, die zwar manchmal sperrig, aber nicht zuletzt darin instruktiv ist.

Seit inzwischen fast zehn Jahren beschäftigt sich die Bremer Soziologie verstärkt mit den Mittelschichten und ist dabei schnell auf Lebensführung als Schlüssel zum Verständnis von deren vielfältigen Aktivitäten in den verschiedenen gesellschaftlichen Sphären gestoßen. Den Diskussionen mit Sonja Drobníč, Olaf Groh-Samberg, Johannes Huinink, Steffen Mau (inzwischen an der Humboldt-Universität) und Michael Windzio verdanken wir viele Einsichten und Anregungen, die in die vorliegende Untersuchung eingegangen sind.

Die hier präsentierten Erkenntnisse stammen aus einem von der Deutschen Forschungsgemeinschaft über drei Jahre geförderten Projekt, das unter dem Titel „Lebensführung als investive Statusarbeit – Praktiken, Bedingungen, Störungen“ von Karin Gottschall, Betina Hollstein und Uwe Schimank beantragt und geleitet wurde, mit Stefan Holubek-Schaum und Nils C. Kumkar als Projektmitarbeitern. Unser aller Dank gebührt Rixta Wundrak für zahlreiche Anregungen zum empirischen Material sowie mehreren studentischen Hilfskräften (Thore Bergen, Angela Großkopf, Viola Logemann, Gabriele Lump, Naemi Manunzio und Torben Woelfert), die im Projekt mitgewirkt und nicht zuletzt auch einen erheblichen Anteil der Interviewtranskriptionen erstellt haben. Weiterhin bedanken wir uns bei all denen, die uns als Interviewpartner\*innen bereitwillig bisweilen tiefe Einblicke in ihre Lebensführung gewährt haben.

Zu einer ersten Fassung des Buch-Manuskripts haben wir von einigen Kolleginnen und Kollegen zahlreiche wichtige Hinweise erhalten. Wir bedanken uns namentlich bei Daniela Grunow und Stephan Voswinkel sowie – in Bremen – bei Simone Scherger und Patrick Sachweh. Auch dort, wo wir den Hinweisen nicht gefolgt sind, haben sie uns zu nochmaligem Nachdenken und – hoffentlich – besseren Begründungen des von uns Vertretenen gebracht.

Im Rahmen des vor wenigen Jahren an der Universität Bremen etablierten sozialwissenschaftlichen Forschungszentrums zu Ungleichheit und Sozialpolitik – *SOCIUM* – werden Soziologinnen und Soziologen auch weiterhin den Blick auf die Lebensführung der Mittelschichten einbringen. Am *SOCIUM* ist ferner seit dem 01.06.2020 auch das Bremer Teilinstitut des vom Bundesministerium für Bildung und Forschung neugegründeten ortsverteilten *Forschungsinstituts*



*Gesellschaftlicher Zusammenhalt* angesiedelt, zu dessen Forschungsprogramm der Bremer Standort in den kommenden vier Jahren insbesondere Studien zur Rolle der Mittelschichten als Träger wie als Gefährder gesellschaftlicher Sozialintegration beiträgt, mit aktuellem Blick auf Rechtspopulismus und den Umgang damit.<sup>8</sup> Dabei wird das hier entwickelte Verständnis investiver Statusarbeit und der beiden anderen Lebensführungsmodi zugrunde gelegt und weiter ausgearbeitet werden.

---

## Literatur

- Beck, Ulrich. 1986. *Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Bolte, Karl Martin, Dieter Kappe und Friedhelm Neidhardt. 1966. „Soziale Schichtung in der Bundesrepublik Deutschland.“ In *Deutsche Gesellschaft im Wandel*, Karl Martin Bolte, 233–343. Opladen: Leske.
- Bourdieu, Pierre. 1972 (2009). *Entwurf einer Theorie der Praxis*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Brunsson, Nils. 1989. *The Organization of Hypocrisy – Talk, Decisions, and Actions in Organizations*. Chichester et al: Wiley.
- Burkhardt, Christoph, Markus Grabka, Olaf Groh-Samberg, Yvonne Lott und Steffen Mau. 2012. *Mittelschicht unter Druck?* Gütersloh: Verlag Bertelsmann Stiftung.
- Burzan, Nicole, Brigitta Lökenhoff, Uwe Schimank und Nadine Schöneck. 2008. *Das Publikum der Gesellschaft. Inklusionsverhältnisse und Inklusionsprofile in Deutschland*. Wiesbaden: VS.
- Chauvel, Luis. 2006. *Les Classes moyennes à la dérive*. Paris: Le Seuil.
- Collado, Emanuel. 2010. *The Shrinking Middle Class: Why America Is Becoming a Two-Class Society*. Bloomington: iUniverse.
- Fourquet, Jérôme, Alain Mergier und Camille Peugny. 2013. *Le grand malaise. Enquête sur les classes moyennes*. Paris: Jean Jaurès Fondation.
- Geiger, Theodor. 1930. „Panik im Mittelstand.“ *Die Arbeit* 7(10): 637–654.
- Geißler, Rainer. 2014. *Die Sozialstruktur Deutschlands*. 7., grundlegend überarbeitete Auflage. Wiesbaden: Springer VS.
- Goffman, Erving. 1956 (1973). *Wir alle spielen Theater. Die Selbstdarstellung im Alltag*. München: Piper.
- Gornick, Janet C. und Markus Jäntti. Hrsg. 2013. *Income Inequality: Economic Disparities and the Middle Class in Affluent Countries*. Palo Alto, CA: Stanford University Press.
- Groh-Samberg, Olaf. 2009. „Sorgenfreier Reichtum: Jenseits von Konjunktur und Krise lebt nur ein Prozent der Bevölkerung.“ *DIW Wochenbericht* 76(35): 590–597.
- Hacker, Jacob und Paul Pierson. 2011. *Winner-Take-All Politics. How Washington Made the Rich Richer – and Turned Its Back on the Middle Class*. New York: Simon & Schuster.

---

<sup>8</sup> Siehe die Homepage: <https://fgz.uni-bremen.de>.

- Heinze, Rolf. 2011. *Die erschöpfte Mitte. Zwischen marktbestimmten Soziallagen, politischer Stagnation und der Chance auf Gestaltung*. Weinheim und Basel: Juventa.
- Heitmeyer, Wilhelm. Hrsg. 2002–2011. *Deutsche Zustände*. Folge 1–10. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Herbert-Quandt-Stiftung. Hrsg. 2007. *Zwischen Erosion und Erneuerung. Die gesellschaftliche Mitte in Deutschland*. Frankfurt am Main: Societäts-Verlag.
- Hobsbawm, Eric. 1994 (1995). *Das Zeitalter der Extreme. Weltgeschichte des 20. Jahrhunderts*. München: Hanser.
- Hochschild, Arlie Russell. 2016. *Strangers in Their Own Land. Anger and Mourning of the American Right*. New York: The New Press.
- Koppetsch, Cornelia. 2013. *Die Wiederkehr der Konformität. Streifzüge durch die gefährdete Mitte*. Frankfurt am Main: Campus.
- Korom, Philipp. 2017. *Ungleiche Mittelschichten: Über Unterschiede im Immobilienvermögen und im Erbe innerhalb der Mitte Deutschlands*. [https://www.researchgate.net/publication/318702313\\_Korom\\_Philipp\\_2017\\_Ungleiche\\_Mittelschichten\\_Uber\\_Unterschiede\\_im\\_Immobilienvermogen\\_und\\_im\\_Erbe\\_innerhalb\\_der\\_Mitte\\_Deutschlands\\_MPIfG\\_Discussion\\_Paper\\_1714](https://www.researchgate.net/publication/318702313_Korom_Philipp_2017_Ungleiche_Mittelschichten_Uber_Unterschiede_im_Immobilienvermogen_und_im_Erbe_innerhalb_der_Mitte_Deutschlands_MPIfG_Discussion_Paper_1714) (Zugegriffen: 14. Sep. 2017).
- Kumkar, Nils C. 2018. *The Tea Party, Occupy Wall Street, and the Great Recession*. Basingstoke and New York: Palgrave.
- Lengfeld, Holger. 2017. „Die ‚Alternative für Deutschland‘: eine Partei für Modernisierungsverlierer?“ *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 69(2): 209–232.
- Luhmann, Niklas. 1967 (1970). Soziologische Aufklärung. In *Soziologische Aufklärung I. Aufsätze zur Theorie sozialer Systeme*. Niklas Luhmann, 66–91. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Mau, Steffen. 2012. *Lebenschancen. Wohin driftet die Mittelschicht?* Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Nachtwey, Oliver. 2016. *Die Abstiegsengesellschaft: über das Aufbegehren in der regressiven Moderne*. Berlin: Suhrkamp.
- Reckwitz, Andreas. 2006. *Das hybride Subjekt. Eine Theorie der Subjektkulturen von der bürgerlichen Moderne zur Postmoderne*. Weilerswist: Velbrück.
- Reckwitz, Andreas. 2017. *Die Gesellschaft der Singularitäten. Zum Strukturwandel der Moderne*. Berlin: Suhrkamp.
- Reckwitz, Andreas. 2019. *Das Ende der Illusionen. Politik, Ökonomie und Kultur in der Spätmoderne*. Berlin: Suhrkamp.
- Rössel, Jörg und Gunnar Otte. Hrsg. 2011. *Lebensstilforschung. Sonderheft 51 der Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*. Wiesbaden: VS.
- Schäfer, Hilmar. 2012. „Kreativität und Gewohnheit. Ein Vergleich zwischen Praxistheorie und Pragmatismus.“ In *Kreativität und Improvisation*, Udo Göttlich und Ronald Kurt, Hrsg., 17–43. Wiesbaden: VS.
- Schelsky, Helmut. 1953. *Wandlungen der deutschen Familie in der Gegenwart*. Stuttgart: Enke.
- Schimank, Uwe. 2018. „Rechtspopulistische Mittelschichten als Gefährder gesellschaftlicher Ordnung.“ In *Die Mitte als Kampfzone – Wertorientierungen und Abgrenzungspraktiken der Mittelschichten*, Nadine M. Schöneck und Sabine Ritter, Hrsg., 217–239. Bielefeld: transcript.

- Schimank, Uwe, Steffen Mau und Olaf Groh-Samberg. 2014. *Statusarbeit unter Druck? Zur Lebensführung der Mittelschichten*. Weinheim und Basel: Beltz Juventa.
- Skocpol, Theda und Vanessa Williamson. 2012. *The Tea Party and the Remaking of Republican Conservatism*. Oxford und New York: Oxford University Press.
- Therborn, Göran. 2012. „Class in the 21st Century.“ *New Left Review* 78: 5–29.
- Vogel, Berthold. 2009. *Wohlstandskonflikte. Soziale Fragen, die aus der Mitte kommen*. Hamburg: Hamburger Edition.
- Wehler, Hans-Ulrich. 1995 (2008). *Deutsche Gesellschaftsgeschichte. Dritter Band: Von der „Deutschen Doppelrevolution“ bis zum Beginn des Ersten Weltkriegs 1849–1914*. München: Beck.

**Open Access** Dieses Kapitel wird unter der Creative Commons Namensnennung 4.0 International Lizenz (<http://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.de>) veröffentlicht, welche die Nutzung, Vervielfältigung, Bearbeitung, Verbreitung und Wiedergabe in jeglichem Medium und Format erlaubt, sofern Sie den/die ursprünglichen Autor(en) und die Quelle ordnungsgemäß nennen, einen Link zur Creative Commons Lizenz beifügen und angeben, ob Änderungen vorgenommen wurden.

Die in diesem Kapitel enthaltenen Bilder und sonstiges Drittmaterial unterliegen ebenfalls der genannten Creative Commons Lizenz, sofern sich aus der Abbildungslegende nichts anderes ergibt. Sofern das betreffende Material nicht unter der genannten Creative Commons Lizenz steht und die betreffende Handlung nicht nach gesetzlichen Vorschriften erlaubt ist, ist für die oben aufgeführten Weiterverwendungen des Materials die Einwilligung des jeweiligen Rechteinhabers einzuholen.





# Investive Statusarbeit als Modus der Lebensführung: Das theoretische Modell

# 2

In Kap. 1 wurde unsere zentrale Untersuchungsfrage formuliert. Wir wollen erstens herausfinden, ob es investive Statusarbeit als Modus der Lebensführung gibt – und zweitens, unter welchen Bedingungen sie stattfindet. Erstere Fragerichtung zielt auf eine gehaltvolle Beschreibung des Phänomens, letztere auf dessen Erklärung. Ein theoretischer Bezugsrahmen zur empirischen Untersuchung beider Fragerichtungen muss als Vorfrage zunächst klären, was Lebensführung beinhaltet – im Unterschied dazu, sein Leben einfach irgendwie „laufen zu lassen“ (Abschn. 2.1). Sodann ist im Hauptteil dieses Kapitels der hier interessierende Modus der Lebensführung zu explizieren: Was heißt investive Statusarbeit im Einzelnen? Welche Komponenten wirken zusammen, um diesen Modus hervorzubringen, unter welchen Voraussetzungen ist dies möglich, und in welchen Praktiken manifestiert er sich (Abschn. 2.2)?

Entlang dieser Fragen wird ein theoretisches Konstrukt investiver Statusarbeit konzipiert. Sein epistemologischer Status ist der einer komplexen Leithypothese. Wir erwarten, die dem Konstrukt zugeordneten Komponenten und daraus hervorgehenden Praktiken im Zusammenhang miteinander empirisch vorzufinden – und zwar vor allem, wie ebenfalls in Kap. 1 angedeutet, für Angehörige der Mittelschichten. Mittelschichtzugehörigkeit ist also die zentrale unabhängige Variable, investive Statusarbeit als gestalthaftes Zusammenwirken von Komponenten – nicht bloß als deren additive Liste – die abhängige Variable. Der hypothetische Charakter dieses theoretischen Konstrukts bedeutet, dass es sich in mehreren Hinsichten als mehr oder weniger unrichtig erweisen kann; dennoch ist es als Suchscheinwerfer äußerst hilfreich (Abschn. 2.3).

## 2.1 Lebensführung

Lebensführung war und ist ein Dauerthema der Soziologie gewesen, allerdings zumeist mit einem kaum elaborierten Verständnis dieses Begriffs. Seitdem die Klassiker des 19. Jahrhunderts sich mit den Auswirkungen der industriellen Revolution oder der Verstädterung auf die Lebensführung der Menschen beschäftigt haben, sind bis heute zahllose soziologische Untersuchungen und Zeitdiagnosen erschienen, die immer wieder dieser Fragerichtung nachgegangen sind: Wie wirken sich bestimmte Veränderungen gesellschaftlicher Makrostrukturen als unabhängige Variablen – der neueste Schrei: Digitalisierung und „neue Medien“ – auf die Mikrologik je individueller Lebensführung als abhängige Variable aus? Ein generelles soziologisches Konzept von Lebensführung sucht man allerdings vergeblich. Entweder wird ein offenbar als nicht explikationsbedürftig angesehenes vages Alltagsverständnis zugrunde gelegt, oder man spezifiziert auf die jeweilige Untersuchungsfrage maßgeschneiderte Lebensführungsaspekte wie zum Beispiel Work-Life Balance oder Digital Native.

Auf den ersten Blick etwas prominenter wird Lebensführung als soziologischer Begriff bei Max Weber (1905) ausgeflaggt. Er stellt eine Verbindung her zwischen einem bestimmten religiösen Glauben – der Prädestinationslehre einiger protestantischer Sekten – und einer bestimmten Art der Lebensführung, die dann wiederum als unabhängige Variable zur Mit-Erklärung einer gesellschaftlichen Makrodynamik, nämlich der Entstehung des modernen Kapitalismus, herangezogen wird. Weber zergliedert dabei Lebensführung nicht in isoliert betrachtete Einzelaktivitäten in den verschiedenen Lebensbereichen, sondern arbeitet das Gestalthafte der „protestantischen Ethik“ als in sich stimmiges Muster in allem, was die Person in den verschiedenen Lebensbereichen tut, heraus. Und dennoch findet man auch bei Weber kein expliziertes Konzept von Lebensführung. Er verlässt sich auf ein – in seinem Falle: bildungsbürgerlich geprägtes – Alltagsverständnis. Insbesondere von Hans-Peter Müller angestoßene aktuelle Bemühungen, in Anknüpfung an Weber Lebensführung als explizites Schlüsselkonzept soziologischer Gesellschaftsforschung zu etablieren (Müller 2014; Alleweldt et al. 2016; Röcke et al. 2019), können bei Weber zwar Argumente dafür finden, dass der Blick auf Lebensführung zentral für das Verständnis von gesellschaftlichem Geschehen ist – in der Frage hingegen, mit welchen analytischen Kategorien Lebensführung systematisch zu begreifen ist, lässt uns Weber mit leeren Händen stehen.

In der neueren soziologischen Forschung ist Lebensführung als Konzept stillschweigend durch drei andere – Lebenschancen, Lebensstil und Lebenslauf – verdrängt sowie viertens auf „alltägliche Lebensführung“ verengt worden:

- Insbesondere ungleichheitstheoretisch angeleitete Forschungen haben den Begriff der Lebenschancen herangezogen, um soziostrukturelle und kulturelle Bedingungen von Lebensführung in ihrer Unterschiedlichkeit zu konturieren (z. B. Geißler 1994). Dabei wurde freilich Ralf Dahrendorfs (1979) Verständnis von Lebenschancen als Kombination von Optionen – Ressourcen und Anrechten – und Ligaturen, also sinnstiftenden Bindungen der Person an Werte und Gemeinschaften, zumeist auf die Optionsseite verkürzt (Schimank 2004, 44–49). Zudem interessieren sich die allermeisten Studien nicht für eine ganzheitliche Betrachtung der Lebenschancen einer Person, sondern greifen sich zum Beispiel Bildungschancen oder Lebenserwartung oder Risiken, kriminell zu werden, heraus; und selbst die wenigen übergreifenden Betrachtungen (etwa Mau 2012 für die Mittelschichten) sind bloße Auflistungen oder Korrelationen, die die zugrundeliegende Logik der Lebensführung nicht rekonstruieren (siehe dafür Groh-Samberg et al. 2014; Schimank et al. 2014).
- Die von Pierre Bourdieus (1979) Analysen angeregten Untersuchungen zu „Lebensstilen“ (Rössel und Otte 2011) und den ihnen zugrundeliegenden „Milieus“ (Vester et al. 2001; Bennett et al. 2009) sind demgegenüber deutlich ganzheitlicher angelegt und zeichnen detaillierte und lebendige Porträts etwa des „konservativ-technokratischen Milieus“ oder des „traditionellen Arbeitermilieus“. Doch gerade der, wenn auch stark auf Konsum- und Freizeitaktivitäten fokussierte, deskriptive Reichtum der Studien – von kulinarischen Vorlieben bis zu präferierten Sportarten – versperrt die Sicht auf die zugrundeliegende Logik der Lebensführung. Zudem wird oft dem performativen Aspekt der Lebensführung zu viel Aufmerksamkeit gewidmet: Mit welchen Praktiken und unter Zuhilfenahme welcher Bühnen und Artefakte demonstriert jemand, dass er einen bestimmten Lebensstil pflegt? Das gehört natürlich zur Lebensführung, ist aber nicht ihr Movens.
- Die Lebenslaufforschung ging u. a. aus der Ungleichheitsforschung hervor, begann aber schnell, weitere Determinanten des Lebensverlaufs in den Blick zu nehmen (Heinz et al. 2009a; Bernardi et al. 2019; Huinink und Hollstein 2021) – insbesondere institutionalisierte Standardisierungen und Pfadabhängigkeiten in Richtung einer „Normalbiographie“ (Kohli 1985) sowie gegenläufige Tendenzen einer Individualisierung. Auch wenn die „multidimensionality of the life course“ (Heinz et al. 2009b, 16; Bernardi et al. 2019) – nicht nur die Berufskarriere, auch das Familienleben, zivilgesellschaftliches Engagement oder Freizeitaktivitäten – Berücksichtigung findet, steht letztlich die diachrone Dimension des Lebensverlaufs im Vordergrund. Weiterhin gilt auch hier, dass in empirischen Studien zumeist ein Ausschnitt des Lebenslaufs – überwiegend die Bildungs- und Berufskarriere – fokussiert wird;

und wenn der Lebenslauf insgesamt untersucht wird, läuft das, von wenigen Ausnahmen in jüngerer Zeit (wie etwa Aisenbrey und Fasang 2017) abgesehen, in vielen Fällen auf ein bloß additives Nebeneinander der verschiedenen Lebensbereiche hinaus. Der unterliegende Generalschlüssel zur Lebensführung gerät so nicht in den Blick (vgl. Settersten und Gannon 2005).

- Dieselben Beschränkungen gelten auch für viele Studien der soziologischen Biographieforschung (Hörning 2000; Fuchs-Heinritz 2005). Sie interessieren sich oft für biographische Wendepunkte wie Arbeitslosigkeit oder Drogenabhängigkeit oder die „Wende“ in der ehemaligen DDR; und sie konzentrieren sich auf die subjektive Erfahrung des so geprägten Lebenslaufs (Weidenhaus 2015). Studien, die die sinnhafte Verknüpfung verschiedener Lebensbereiche in den Blick nehmen, bilden nach wie vor eher die Ausnahme (etwa Giegel et al. 1988; Brose et al. 1993; Hürtgen und Voswinkel 2014).
- Das Forschungsprogramm der „alltäglichen Lebensführung“ schließlich (Projektgruppe Alltägliche Lebensführung 1995; Kudera und Voß 2000; Voß und Wehrich 2001; Jurczyk et al. 2016a, b) optiert dezidiert für „Synchronität statt Diachronität“ (Voß 1991, 201/202). Diese Perspektive beschäftigt sich also vorrangig damit, wie Akteure tagtäglich ihre verschiedenen Sphären der Lebensführung durch beständige Abstimmungsleistungen „unter einen Hut“ bekommen – etwa als Work-Life Balance. Das ist die komplementäre Engführung zur Bevorzugung der diachronen vor der synchronen Dimension in der Lebenslaufforschung. Eine vielversprechende, aber nicht weiter verfolgte Verbindung beider Dimensionen stellt die „Paneluntersuchung der alltäglichen Lebensführung im ostdeutschen Transformationsprozeß“ von Margit Wehrich (1998) dar.<sup>1</sup>

Ein weiteres Forschungsfeld, in dem Lebensführung als Begriff kaum in den Mund genommen wird, wo aber de facto gesellschaftlich verbreitete Blaupausen der ‚richtigen‘ Lebensführung untersucht werden, sind jene Teile der Kulturosoziologie, die „Subjektkulturen“ (Reckwitz 2006) – in einer älteren Terminologie: „Sozialcharaktere“ – betrachten. Von Siegfried Kracauers (1930) Beobachtungen der Angestellten in der Weimarer Republik über die von David Riesman et al. (1950) porträtierte „Lonely Crowd“ der 1950er US-amerikanischen Gesellschaft oder Christopher Laschs (1979) zwanzig Jahre späteren Diagnose der „Culture of Narcissism“ reihen sich zeitdiagnostisch angelegte Studien. Andreas Reckwitz (2006, 2008, 2012, 2017) rekonstruiert in deutlich systematischerer Absicht für die westliche Moderne drei nacheinander hegemoniale „Subjektkulturen“:

---

<sup>1</sup> Siehe aus einer Lebenslaufperspektive jüngst auch Bernardi et al. (2019).

das bürgerliche Subjekt des 19. Jahrhunderts, das „Angestelltensubjekt“ der „organisierten Moderne“ bis Mitte der 1970er Jahre sowie das seitdem den Ton angegebende „ästhetisch-ökonomische Doppelsubjekt“, das ein spannungsreiches Gegeneinander von einerseits Ökonomisierungsdruck, andererseits ästhetisch-kreativen Anforderungen wie Selbstansprüchen darstellt. Dies sind anregende Hinweise auf mögliche Charakteristika bestimmter Modi der Lebensführung; und die bei den anderen angesprochenen Herangehensweisen vermisste gestalthafte Erfassung von Lebensführung ist hier zentrales Anliegen. Die fast durchgängige Beschränkung solcher kultursoziologischen Studien besteht freilich darin, dass sie sich mit der Rekonstruktion von Diskursen begnügen, ohne zu prüfen, inwieweit und in welcher Form diskursive Subjektivitätsappelle sich auch in spezifischen Praktiken der Lebensführung niederschlagen (Schimank 2005b). Hier ist von erheblichen Diskrepanzen und Brüchen auszugehen.

Eine weitere Schlagseite der geschilderten Herangehensweisen an Lebensführung – mit Ausnahme der Biographieforschung und der Betrachtung „alltäglicher Lebensführung“ – besteht darin, ein Bild von „Structure without Agency“ (Settersten und Gannon 2005) zu zeichnen. Wie gerade für die angeführten kultursoziologischen Studien angesprochen, wird schnell eine „Cultural Depth“ (Lizardo 2015, 112–115) unterstellt, also ein tief im Subjekt verankerter Kulturdeterminismus – oder verallgemeinert: eine einseitige Prägekraft der jeweils betrachteten gesellschaftlichen Makrostrukturen auf die Mikro Modi der je individuellen Lebensführung. Demgegenüber hat die Lebenslaufforschung inzwischen eine Vorstellung von „Agency within Structure“ konzipiert, derzufolge „[...] individuals set goals, take action, and create meanings within – and often despite – the parameters of social settings, and [...] may change those parameters through their own actions.“ (Settersten und Gannon 2005, 456/457)<sup>2</sup> Diese Balance zwischen vielfältigen strukturellen Prägungen der Lebenssituation und Lebenschancen auf der einen und personaler Autonomie – einschließlich, wenn auch meist begrenzter, Möglichkeiten der Mitgestaltung der Strukturen – auf der anderen Seite wird noch deutlicher artikuliert, wenn das eigene Leben als etwas bezeichnet wird, das von Einem „geführt“ wird, was ja „Führungs“-Aktivitäten erfordert, anstatt das man ihm einfach seinen ‚Lauf‘ lässt.

Vor dem Hintergrund des so umrissenen Forschungsstands lässt sich nun ein soziologisches Konzept von Lebensführung entwerfen, das die identifizierten Schwächen der angesprochenen Perspektiven vermeidet. An das gerade Gesagte anknüpfend ist der minimalanthropologische Ausgangspunkt die Feststellung,

---

<sup>2</sup> Siehe in der Kultursoziologie die analoge Vorstellung von Kultur als „Toolkit“ (Swidler 1986), dessen sich die Akteure kreativ bedienen.



dass die eine Seite menschlicher „Weltoffenheit“ (Scheler 1928) darin besteht, *selbstgesetzte Ziele verfolgen* zu können.<sup>3</sup> Diese Ziele reichen von sehr kleinteiligen und kurzfristigen Vorhaben wie heute Abend nicht zu arbeiten, sondern ins Kino zu gehen, bis zu Lebenszielen wie dem, eine erfolgreiche Karriere als Handwerksmeister zu machen, der seiner Tochter den Betrieb dereinst mit doppelt so hohem Jahresumsatz übergibt, als er ihn von seinem Vater übernommen hat. Nicht alle Ziele des Handelns sind selbstgesetzt. Viele spiegeln etwa Rollenerwartungen oder Identitätszumenungen wider; und sie werden auch dadurch noch nicht zu selbstgesetzten Zielen, dass sie internalisiert werden, also keine bloße Konformität mit Außenerwartungen mehr darstellen. Umgekehrt bedeutet selbstgesetzt nicht, dass die Ziele nicht auf vielerlei soziale Einflüsse zurückgehen – von Sozialisation über das Meinungsklima in sozialen Milieus bis hin zu Werbung und ideologischer Indoktrination. Doch gerade die Einflussvielfalt, der Menschen in der Moderne ausgesetzt sind, sorgt für „Cross Pressures“,<sup>4</sup> woraus sich mehr oder weniger große Freiheitsgrade der Abweichung von Einflüssen ergeben. Selbstgesetzt heißt also, dass Ziele nicht einfach mit äußeren Einflüssen konform gehen.

In der Verfolgung solcher selbstgesetzten Ziele manifestiert sich menschliche Lebensführung im Unterschied zur Lebensweise von Tieren, die weit stärker insbesondere durch Instinkte und Reflexe vorprogrammiert abläuft und nur in diesem engen Rahmen vergleichsweise einfaches Erfahrungslernen vorsehen kann. Lebensführung bedeutet den sowohl an Einen herangetragenen als auch selbstgesetzten Anspruch, das eigene Leben nicht „laufen zu lassen“ und fatalistisch als Widerfahrnis zu erdulden, sondern – bei aller Hinnahme oftmals sehr wirkmächtiger äußerer Kräfte – zu navigieren, also Segel so oder anders zu setzen und das Ruder in diese oder jene Richtung zu drehen.<sup>5</sup>

Solche Ziele der Lebensführung gehen, mit fließenden Übergängen, aus Interessen auf der einen, Identitätsansprüchen auf der anderen Seite hervor. *Interessen* werden situativ angestoßen und können damit auch häufiger wechseln, zumindest was die relative Priorität anbetrifft; sie können sehr vielfältig und dabei auch

---

<sup>3</sup> Die hier nicht interessierende andere Seite ist der Bedarf an „Entlastung“ durch orientierungssichernde Institutionen (Gehlen 1940; Berger und Luckmann 1967). Karl Marx (1867, 192/193) hat die Freisetzung des Menschen zur Verfolgung selbstgesetzter Ziele im Vergleich zu tierischem Verhalten am deutlichsten herausgestellt.

<sup>4</sup> Um dieses Konzept aus der politischen Soziologie (Lipset 1959) zu übertragen. Siehe ferner auch Rose Laub Coser (1975), an Georg Simmel geschult, zur „Complexity of Role-Sets as a Seedbed of Individual Autonomy“.

<sup>5</sup> Siehe hierzu die abwägenden Überlegungen von Daniel Little (2018), auf die noch zurückzukommen ist.

mehr oder weniger inkompatibel sein. Heute will ich vor allem mein Bachelorstudium bis zum Herbst mit einem möglichst guten Zeugnis abschließen, um mich für ein sehr selektives Master-Programm zu qualifizieren; parallel will ich die Beziehung zu meiner neuen Freundin vertiefen und in vier Wochen mit drei Freunden gemeinsam beim Stadtmarathon mitlaufen, wobei ich realisieren muss, dass diese drei Vorhaben mindestens zeitlich stark miteinander konkurrieren. Vor zwölf Monaten sah alles noch ganz anders aus: Da ging es mir darum, jede Nacht Party zu feiern, mich tagsüber bei der Betreuung von Flüchtlingen zu engagieren und für das Studium nur das Nötigste zu tun.

Hinter solchen Interessen können sich bereits mehr oder weniger deutlich *Identitätsansprüche* zeigen. Doch diese evaluativen und normativen Selbstansprüche dazu, wer man sein will, haben eine längere Haltbarkeitsdauer und sind, bei aller Pluralität, stärker untereinander „ausverhandelt“ als die je gegebenen Interessenbündel einer Person (Schimank 2000, 121–143). Identität besteht im Streben nach einem möglichst kohärenten und dauerhaften Selbst – auch in der Moderne, die mit ihrer funktionalen Differenzierung und kulturellen Pluralisierung den Individuen ein „Plural Self“ (Rowan und Cooper 1999) und ein „Mutable Self“ (Zurher 1981) auferlegt. Kohärenz und Dauerhaftigkeit von Identität wird als Selbstsimplifikation erzielt (Luhmann und Schorr 1982), die vieles, was ich unleugbar auch „bin“, als quasi „irrelevant“ beiseiteschiebt und nur wenig zum Ausweis meines „wahren“ Ichs erhebt. Diese Auswahl ist natürlich kein völliges Wunsch-dir-was, sondern unterliegt durchaus prüfenden kognitiven Selbsteinschätzungen. Genau deshalb können bestimmte Widerfahrnisse oder eigene Taten als Identitätsbedrohungen erlebt werden, mit denen man sich auseinandersetzen muss: „Bin ich jetzt noch die, die ich sein will – und was muss ich tun, um es wieder zu werden?“ Als eine solche Selbstsimplifikation ist die Identität einer Person also das Steuerungszentrum von deren Lebensführung (Parsons 1968), das nicht zuletzt Interessen kommentiert und unterstreicht oder zurückweist.

Wenn damit die Zieldimension von Lebensführung als Zwei-Ebenen-Struktur von Identität und Interessen konzeptualisiert wird, kann man sich nun dem zuwenden, was bei der Verfolgung solcher Ziele geschieht. Hier sind zwei weitere Dimensionen anzusprechen:

- Lebensführung hat zum einen eine synchrone, zum anderen eine diachrone Seite (Voß 1991, 99–113).
- Lebensführung vollzieht sich zum einen im Modus der Routine, zum anderen in dem des Entscheidens (1991, 265–268).

In der ersten Dimension muss jemand das eigene Involviert-sein in verschiedene Lebensbereiche hinkriegen und zugleich anderen und sich selbst in einem das gesamte Leben übergreifenden, stimmigen Narrativ präsentieren können. Die *synchrone Abstimmung* wird im Forschungsprogramm der „alltäglichen Lebensführung“ betrachtet. Dabei geht es nur oberflächlich um konfligierende Zeitansprüche und manchmal schwierige Synchronisationserfordernisse. Beidem zugrunde liegen vielmehr einander widerstrebende sachliche und soziale Erwartungen. Obwohl die funktionale Differenzierung der modernen Gesellschaft eine „legitime Indifferenz“ (Tyrell 1978, 173/174, Hervorhebung weggelassen) der einen Rolle gegenüber den Erwartungen der anderen Rolle etabliert, sind die Rollenträger oft genug hin- und hergerissen. Sie befolgen schließlich in Personalunion mal die an die eine Rolle gerichteten, mal die an die andere Rolle gerichteten gegensätzlichen Erwartungen.

Parallel dazu muss jemand auch seine *diachrone Lebensgeschichte* als eine in sich „runde“, über die Zeit „gereifte“ Identität konstruieren, die auch durch die synchrone Abstimmung von Ansprüchen nicht dementiert wird. Im Gegenteil muss die Lebensgeschichte aus den tagtäglichen Identitätsdarstellungen der Person hervorgehen, so wie umgekehrt die Identitätsansprüche die alltägliche Lebensführung prägen. Die Identitätsdarstellung geschieht in beständiger Auseinandersetzung mit Bezugspersonen und -gruppen, die bestätigend oder nicht-bestätigend reagieren können (Laing 1961). Wenn Letzteres der Fall ist und auch durch weitere Anstrengungen der Identitätsdarstellung nicht repariert werden kann, resultiert entweder eine „Spoiled Identity“ (Goffman 1963) oder ein Identitätszerfall. In diachroner Hinsicht stellt sich Lebensführung also als kontinuierliche Identitätsarbeit dar – oft implizit, aber immer wieder auch als sehr explizites Pochen auf Identitätsansprüchen, um manifeste Identitätsbedrohungen zurückzuweisen. Als institutionalisierte Orientierungsmarken dieses Verfertigen einer Lebensgeschichte dienen vor allem solche Statuspassagen, die als Bestandteile einer „Normalbiographie“ (Kohli 1985) Lebensphasen ein- und ausleiten – also etwa Schullaufbahn, Ausbildung oder Studium, Berufseinmündung, Partner- und Elternschaft, Berufsweg und Rentenalter.

Oft meint man auf den ersten Blick, dass synchrone und diachrone Praktiken der Lebensführung dergestalt mit der zweiten Dimension verknüpft sind, dass Erstere routine- und Letztere entscheidungsförmig aussehen. Man stellt sich dann die Lebensführung als längere Phasen einer unspektakulären, gut organisierten Exekution eingespielter Routinen vor, die unregelmäßig von Ereignissen unterbrochen werden, die weitreichende Entscheidungen, vor allem in Gestalt von Umentscheidungen, erfordern. Eine solche Sicht der Dinge übersieht, dass auch die synchrone Abstimmung Entscheidungen abverlangt, wenn Routinen

versagen oder nicht greifen, und dass die diachrone Verfertigung einer Lebensgeschichte auf vielerlei Routinen – insbesondere Standard-Skripts bestimmter Lebensereignisse – zurückgreifen kann, was aufwendiges Entscheiden erspart. Tatsächlich gibt es somit alle vier Arten von Praktiken der Lebensführung: alltägliche Routinen und alltägliches Entscheiden ebenso wie biographische Routinen und biographisches Entscheiden.

Dabei überwiegen bei weitem *Routinen* – also klare Wenn-dann-Regeln, was unter welchen Bedingungen zu geschehen hat (Luhmann 1964). Es gibt individuelle und kollektive Routinen; und Routinen unterscheiden sich im Grad ihrer Rigidität. Rituale, die minutiös vorschreiben, was wie zu geschehen hat, sind das eine Extrem; Routinen mit erheblichen Ermessensspielräumen stellen die andere Seite des Spektrums dar. Manche Alltagsroutinen kommen Ritualen nahe, während biographische Routinen eher Ermessensspielräume vorsehen. Aber die Lebenslaufforschung zeigt, dass viele Standardisierungen des Lebenslaufs vorstrukturierte Trajektorien darstellen, die kaum Spielräume lassen (Kohli 1985; Levy 1996; Krüger 2009). Der Standardisierungsgrad variiert allerdings nicht nur im Zeitverlauf, sondern auch zwischen verschiedenen sozialen Lagen, wie die Forschungen zur Individualisierung aufzeigen (Beck 1983, 1986; Beck und Beck-Gernsheim 1994; Berger und Hitzler 2010). Dennoch bleiben Routinen allein schon deshalb wichtig, weil ohne sie Personen durch Entscheidungszumutungen überfordert wären.

*Entscheiden* wägt Alternativen ab – im Unterschied zu Alternativen ausblendenden Routinen (Schimank 2005a, 41–52). Dabei bleibt die schließlich gewählte Alternative auch weiterhin im Horizont der nicht gewählten stehen und kann immer wieder daraufhin befragt werden, ob nicht doch etwas Anderes besser gewesen wäre. Entscheiden ist damit nicht nur aufwendiger, sondern auch quälender – insbesondere, wenn es diachron um weitreichende „Life Plans“ (Little 2018) und nicht nur um die synchrone Frage geht, ob ich heute mit den Kindern ins Freibad gehe, anstatt einen überfälligen Aufsatz weiter zu schreiben. Doch auch letztere Art von Frage kann, wenn sie sich wieder und wieder stellt, zu einem Kernthema der Lebensführung werden. Hinzu kommt Ulrich Becks (1986) und Peter Gross' (1994) Hinweis darauf, dass wir heutzutage in einer individualisierten, also dem Einzelnen Entscheidungen abverlangenden „Multioptionsgesellschaft“ leben. Immer mehr Aspekte der Lebensführung sind entscheidbar geworden, und zugleich ist die Anzahl der zu bedenkenden Alternativen und Kriterien gestiegen.

Damit haben wir die folgenden drei analytischen *Beschreibungsdimensionen* von Lebensführung identifiziert: Interessen und Identitätsansprüche als ineinander verschachtelte Ziele der Lebensführung; Routinen und Entscheiden als

komplementäre Modi der Lebensführung; und die Abstimmung von Lebensbereichen sowie das Verfertigen einer Lebensgeschichte als Konstruieren einer gestalthaften Einheit der Lebensführung. Im nächsten Schritt ist zu fragen: Was sind die *Erklärungsfaktoren* dafür, dass Lebensführungen in diesen Dimensionen variieren?

Hier kann man zur analytischen Bündelung das Konzept der *Lebenschancen* heranziehen, mit seinen beiden Dimensionen der Optionen und der Ligaturen. Sowohl die Optionen, die einer Person in Gestalt von Ressourcen – Geld, Bildungszertifikate u. ä. – und Anrechten wie etwa „Gender Mainstreaming“ oder Wahlrecht zur Verfügung stehen, als auch ihre Ligaturen, also sinnstiftende Bindungen an Werte, Gemeinschaften und andere Individuen, bilden die Chancen und Grenzen dessen, was an Lebensführung möglich ist. Dabei ist die von Dahrendorf (1979) betonte multiplikative Verknüpfung beider Komponenten wichtig: Bei null Optionen können die Ligaturen einer Person unendlich groß sein, die Lebenschancen bleiben null – und umgekehrt.

Optionen und Ligaturen dienen als unmittelbare unabhängige Variablen zur Erklärung von Lebensführung und bündeln dabei jeweils vielerlei weitere Determinanten. So kann man im nächsten Schritt etwa die je persönliche soziale Lage auf der einen Seite und den größeren gesellschaftlichen Kontext auf der anderen Seite, jeweils mit Blick auf Optionen und Ligaturen, unterscheiden. Zur *persönlichen sozialen Lage* zählen u. a. die soziale Herkunft, Geschlecht und Lebensalter, Kohorte und ethnische Zugehörigkeit als zugeschriebene Lage-merkmale, Bildungszertifikate, berufliche Stellung, Einkommen, Familienstand, soziale Netzwerke, Religion, Weltanschauung als erworbene Lage-merkmale. Die so näher charakterisierbare persönliche Lage ist eingebettet in einen größeren *gesellschaftlichen Kontext*, in dem im Einzelnen sehr vielfältige Strukturen und Geschehnisse für jemandes Lage und Lebensführung bedeutsam sein können. Von unmittelbarer Bedeutsamkeit für die Allermeisten sind vor allem drei in polit-ökonomischer Perspektive herausgestellte institutionelle Komplexe: die jeweilige „Variety of Capitalism“ (Hall und Soskice 2001), das Wohlfahrtsstaatsregime (Esping-Anderson 1990; Mayer 2004; Schröder 2013; Manow et al. 2018) sowie das Parteien- und Wahlsystem (Iversen 2006; Iversen und Soskice 2006). Aber auch die wirtschaftliche Lage oder die Größe eines Landes, dessen Bildungssystem oder religiöse Zusammensetzung spielen wichtige Rollen. Damit führt insgesamt folgende Wirkungskette zur Lebensführung als abhängiger Variable: Die persönliche soziale Lage und der gesellschaftliche Kontext, in den Erstere eingebettet ist, bestimmen zusammen die Lebenschancen einer Person hinsichtlich Optionen und Ligaturen; und die Lebenschancen prägen die Lebensführung.

Im nächsten Schritt kann man dann die Wirkungsrichtung umkehren, also von *Lebensführung als unabhängiger Variable* ausgehen. Sie kann erstens auf den gesellschaftlichen Kontext zurückwirken, wobei freilich die Stärke dessen, was eine einzelne Person hier zu bewirken vermag, zumeist praktisch nicht ins Gewicht fällt. In zwei Fällen kann diese Rückwirkung dennoch bedeutsam oder sogar sehr stark sein:

- Es können sich gleichartige Praktiken der Lebensführung zahlreicher Personen massenhaft aufaddieren, wenn ganz viele Leute aus einer gleichartigen Beschaffenheit ihrer Lebenschancen gleiche Schlüsse ziehen, was sogar ohne wechselseitige Beobachtung und Imitation geschehen kann, durch Letzteres aber noch verstärkt wird. Beispielsweise können in einer stabilen wirtschaftlichen Lage, die auf breiter Front zu steigenden Arbeitseinkommen führt, sehr viele auf die Idee kommen, sich Wohneigentum zuzulegen.<sup>6</sup> Neben vielen anderen Effekten kann das zur Folge haben, dass eine Suburbanisierung mit gleichzeitiger Entleerung der Kernstädte stattfindet, was den gesellschaftlichen Kontext der weiteren Lebensführung in verschiedenen Hinsichten erheblich verändert.
- Es kann kollektives Handeln vieler Personen mit der geteilten Intention einer Veränderung des gesellschaftlichen Kontextes ihrer Lebensführung geben – sei es in organisierter Form durch das Engagement in allen Arten von politischen Organisationen, sei es in Gestalt kleinerer oder größerer sozialer Bewegungen. So hat zum Beispiel in den letzten Jahrzehnten die „neue“ Frauenbewegung erst als soziale Bewegung, dann organisationsförmig – was schließlich auch durch Einbringen der Agenda in bestehende Organisationen geschehen ist – die Lebensführung von Frauen und Männern gleichermaßen nachhaltig umgestaltet.

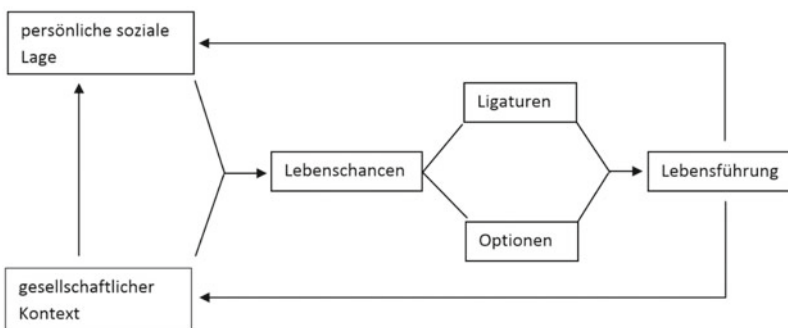
Naheliegender für den je Einzelnen sind zweitens Rückwirkungen der eigenen Lebensführung auf die eigene soziale Lage – teils als intentionales Gestaltungs-bemühen, teils transintentional. Diese verschiedenen Arten von unmittelbaren Rückwirkungen der Lebensführung auf die eigene soziale Lage können hinsichtlich ihrer Wirkungsstärke zwischen schwach und stark variieren – auch abhängig davon, wie die Lebensführung durch zahlreiche Fremdeinwirkungen, vor allem den gesellschaftlichen Kontext, mit geprägt wird. In denjenigen Rückwirkungen eigenen Handelns auf das eigene Leben, die gezielt die persönliche Lage

---

<sup>6</sup> Ganz unabhängig von wohnungsbaupolitischen Förderprogrammen, die solches Verhalten weiter verstärken können.

verbessern wollen und dabei auch erfolgreich sind, manifestiert sich die autonome „Agency“ der Person in besonderer Weise, etwa in einer geplanten und umgesetzten beruflichen Karriere. Aber es gibt weiterhin vielerlei transintentionale, unbeachtete oder manchmal lange Zeit nicht bemerkte Rückwirkungen, die „hinter dem Rücken“ stattfindende positive Entwicklungen der persönlichen Lage sein, aber auch mehr oder weniger unerwünschte Resultate zeitigen können. Ein Beispiel für den ersten Fall könnte das aktive Engagement in einem Kunstverein sein, wodurch man mit sehr verschiedenen anderen Mitgliedern nähere Bekanntschaft schließt, was einem dann unverhofft als „Strength of Weak Ties“ (Granovetter 1973) zugutekommt, wenn man eine neue Wohnung, einen Steuerberater oder eine Nachhilfelehrerin für das eigene Kind sucht (Small 2009). Die andere Möglichkeit von Transintentionalität hingegen liegt zum Beispiel vor, wenn jemand sich umgekehrt aus Nachbarschafts- und Verwandtschaftskontexten zurückzieht und auch den Kontakt zu Freund\*innen abbricht, weil er sich ganz auf seine Arbeit und Partnerschaft konzentrieren möchte – um dann, als er aus Krankheitsgründen arbeitslos wird und an beidem auch die Partnerschaft zerbricht, festzustellen, dass es niemanden gibt, von dem er sich Unterstützung erhoffen kann.

Das Grundmodell für eine soziologische Betrachtung von Lebensführung, das die beiden gerade unterschiedenen Betrachtungsrichtungen zusammenführt (Abb. 2.1), dient im Weiteren dazu, den uns hier interessierenden spezifischen Modus der Lebensführung in seiner spezifischen Gesellschaftsform theoretisch genauer zu konzeptualisieren: investive Statusarbeit in der westlichen Moderne – also in funktional differenzierten kapitalistischen Gesellschaften, in



**Abb. 2.1** Lebensführung. (Quelle: Eigene Darstellung)

denen arbeitsmarktvermittelte ökonomische Ungleichheiten die stärkste Determinante der individuellen Lebenschancen darstellen, was durch wohlfahrtsstaatliche Maßnahmen ein Stück weit kompensiert werden kann.

---

## 2.2 Investive Statusarbeit

Wie in der Einleitung angesprochen, gehen wir an die von uns empirisch untersuchte Realität der Lebensführung von Mittelschichtenangehörigen mit einer klaren – also auch entsprechend falsifizierbaren – theoretischen Hypothese heran: Wir erwarten, auf investive Statusarbeit zu stoßen. Diesen Lebensführungsmodus konzeptualisieren wir als einen sozialen Mechanismus in dem Sinne, dass wir nicht einfach eine Reihe von Komponenten auflisten, aus denen er besteht, sondern das geordnete Zusammenspiel dieser Komponenten ausbuchstabieren.<sup>7</sup>

Investive Statusarbeit wird hier als Idealtypus dargestellt. Es ist also ein Modell, das die empirische Wirklichkeit vereinfacht wiedergibt – und zwar mit Blick auf die theoretisch interessierenden Merkmale. Abweichungen der empirischen Fälle von diesem Modell sind erwartbar und keine Widerlegung. Es handelt sich zum einen um allgegenwärtige, theoretisch uninteressante Abweichungen, also vielerlei Idiosynkrasien, die auf alle möglichen Lebensumstände und -geschehnisse zurückgehen. Zum anderen gibt es aber auch theoretisch weiterführende Abweichungen, die nicht bloß idiosynkratische, sondern systematische Varianten des Modells darstellen. Wie sich zeigen wird, sind wir auf solche Varianten gestoßen, die im Wechselspiel von ursprünglichem theoretischen Modell und empirischen Befunden Weiterentwicklungen der theoretischen Erfassung gesellschaftlicher Gegebenheiten markieren.

Drei weitere Hinweise zum analytischen Status des theoretischen Idealtypus seien vorausgeschickt:

- Dass investive Statusarbeit das kulturell hegemoniale Modell der Lebensführung geworden ist, heißt nicht, dass die Mehrheit der Bevölkerung diesen Lebensführungsmodus praktiziert. Im 19. Jahrhundert war das Bürgertum ein sehr kleiner Teil der Bevölkerung, dessen Lebensführung dennoch zum Modell für alle anderen wurde (Wehler 1987, 210–238, 1995, 125–130, 730–750, 2003, 294–299). Seitdem ist investive Statusarbeit zum evaluativen und normativen Standard geworden; doch ob ihm eine Mehrheit anhängt, ist eine

---

<sup>7</sup> Zu sozialen Mechanismen siehe als Überblick Greshoff (2015).



offene Frage, die wir hier nicht klären können.<sup>8</sup> Solange freilich eine Mehrheit meint, dass es das Mehrheitsmodell ist, insbesondere in den Mittelschichten, ist die kulturelle Hegemonie unangefochten. Die Gegenkulturen der 1960er Jahre haben das Modell jedenfalls nicht dauerhaft erschüttert.

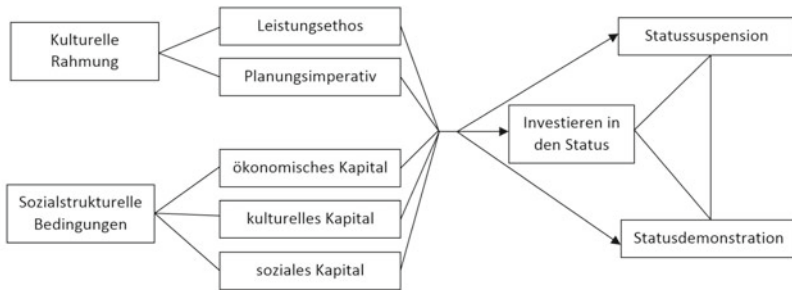
- Das Modell spiegelt in seiner gleich anzusprechenden kulturellen Rahmung durch Leistungsethos und Planungsimperativ das normative und evaluative „Mission Statement“ der Moderne für ein „gutes Leben“ wider – doch ob dieses „Mission Statement“ tatsächlich den Weg zum Lebensglück weist, wird hier offen gelassen. Empirisch ist investive Statusarbeit spätestens seit dem Ende des 18. Jahrhunderts das hegemoniale kulturelle Leitbild der Lebensführung gewesen.<sup>9</sup> Aber ob investive Statusarbeit zu einer höheren subjektiven Lebenszufriedenheit geführt hat als andere Modi der Lebensführung, ist eine andere Frage.
- Investive Statusarbeit ist nicht nur ein Lebensführungsmodus des Westens. Zum einen ist es Teil der westlichen „Weltkultur“ (Meyer 2005), die sich nach dem Zweiten Weltkrieg weltweit verbreitet hat. Zum anderen hat es auch in anderen Kulturen ähnliche Vorstellungen über ein „gutes Leben“ gegeben – etwa in Japan oder China.<sup>10</sup> Anstelle eines simplen Narratives der nur vom Westen ausgehenden globalen Diffusion investiver Statusarbeit verweist die Herausarbeitung von „Multiple Modernities“ (Eisenstadt 2000; Wittrock 2000) auf vielschichtigere Prozesse: Ideen wanderten in beide Richtungen, und die Ideen sind dabei in erheblichem Maße in den aufnehmenden kulturellen Kontext hinein übersetzt worden. Dennoch gilt, dass der westliche Einfluss auf die übrigen Weltregionen bis heute der dominante ist. Westeuropa und Nordamerika sind die Heimatregionen dieses Lebensführungsmodus geblieben, weshalb man ihn hier am ehesten antreffen dürfte; und ohne die wirtschaftliche und militärische Dominanz des Westens wäre die Vorstellung investiver Statusarbeit als erstrebenswerter Lebensführung in der heute vorliegenden Gestalt nicht so verbreitet worden.

---

<sup>8</sup> Historisch gilt natürlich, dass investive Statusarbeit als erwerbszentrierte Lebensführung eindeutig männlich konnotiert war. Selbst heute könnte man vermuten, dass sich auch beruflich erfolgreiche Frauen weniger leicht mit diesem Lebensführungsmodus anfreunden als Männer.

<sup>9</sup> Anstelle vieler anderer siehe nur Reckwitz (2006), der den Stand der historischen und soziologischen Forschung hierzu als Aufeinanderfolge dreier „Subjektkulturen“ resümiert, die alle um, jeweils anders ausgeformte, investive Statusarbeit kreisen – ohne dass Reckwitz diese Begrifflichkeit benutzt.

<sup>10</sup> Entgegen Webers (1920) These des „okzidental Rationalismus“.



**Abb. 2.2** Investive Statusarbeit. (Quelle: Eigene Darstellung)

Um nun näher zu erläutern, welche Aspekte von Lebenschancen und Lebensführung in welchen Ausprägungen investive Statusarbeit konstituieren, wird ein dreiteiliges analytisches Modell entworfen. Es besteht erstens aus der kulturellen Rahmung, zweitens den soziostrukturellen Bedingungen und drittens den Praktiken investiver Statusarbeit. Kulturelle Rahmung und soziostrukturelle Bedingungen sind die unabhängigen Variablen, aus denen die Praktiken als abhängige Variable erklärt werden. Das Modell sei hier zur besseren Übersicht über das Weitere vorangestellt (Abb. 2.2).

In diesem Modell kehren alle Elemente des generellen Modells von Lebensführung (Abb. 2.1) wieder, spezifiziert für die Lebensführung von Mittelschichten in der westlichen Moderne. Die persönliche soziale Lage im gesellschaftlichen Kontext des generellen Modells wird im Variablenkomplex der kulturellen Rahmung und soziostrukturellen Bedingungen der Mittelschichten-Lebensführung eingefangen. Die sich daraus ergebenden Lebenschancen finden sich, auf Mittelschichten bezogen, in den zentrale Ligaturen bildenden biographischen Orientierungen des Leistungsethos und des Planungsimperativs sowie im ökonomischen, kulturellen und sozialen Kapital als verfügbaren Optionen wieder. Die hieraus resultierenden, insgesamt als Statusarbeit charakterisierbaren Praktiken der Lebensführung schließlich sind das Investieren in den Status, die Demonstration des eigenen Status sowie die Suspension von Statusarbeit.

Bevor wir dieses mittelschichtsspezifische Modell Schritt für Schritt explizieren, soll noch einem möglichen Missverständnis vorgebeugt werden. Das Modell soll erklären, unter welchen Bedingungen mit einer gewissen Wahrscheinlichkeit investive Statusarbeit betrieben wird. Ob diese Anstrengungen dann erfolgreich

im Sinne einer Erreichung der angestrebten Lebensziele – beginnend mit Etappenzielen – sind oder nicht, kann damit nicht annähernd erklärt werden. Zwar wird sich zeigen, dass u. a. bestimmte soziostrukturelle Bedingungen gegeben sein müssen, damit investive Statusarbeit überhaupt eine realistische Erfolgchance hat – vor allem ein Minimum an ökonomischem und kulturellem Kapital. Wer mit weniger ins Rennen geht, wird höchstwahrscheinlich scheitern. Umgekehrt lässt sich sagen, dass eine sehr gute Ausstattung mit beiden Kapitalsorten erfolgreicher investiver Statusarbeit förderlich ist. Doch vielleicht zieht die Person daraus den Schluss, einen ganz anderen Lebensführungsmodus – etwa Hedonismus – zu pflegen. Hinzu kommt, dass für Erfolg oder Misserfolg investiver Statusarbeit noch viele weitere, im Modell gar nicht erwähnte Faktoren mitentscheidend sein können. Allenfalls der folgende Zusammenhang lässt sich schon vorab vermuten: Wenn investive Statusarbeit Erfolge zeitigt, bestärkt das die Person bis zu einem bestimmten Punkt, diesen Modus der Lebensführung fortzusetzen; und umgekehrt entmutigen wiederholte Misserfolge immer mehr. Nur diese Rückkopplungsschleife geht in das Modell ein. Sie wird sich in den empirischen Fällen, soviel sei vorausgeschickt, immer wieder als ein sehr wichtiger Teilmechanismus erweisen.

### 2.2.1 Kulturelle Rahmung

Die kulturelle Rahmung investiver Statusarbeit vermittelt der Person eine biographische Orientierung: Was will und soll ich in meiner Lebensführung erreichen? Dabei ist einerseits klar, dass zwischen dem kulturellen Appell auf der einen und dessen je individueller lebenspraktischer Aneignung eine mehr oder weniger große Diskrepanz bestehen kann. Personen sind eben keine „Cultural Dopes“ (Garfinkel 1967, 68), keine marionettenhaften Vollzugsorgane kultureller Imperative, sondern verfügen über einen irreduziblen Eigensinn der individuellen Bedienung aus dem kulturellen „Toolkit“ (Swidler 1986). Andererseits weisen die biographischen Orientierungen verschiedener Personen doch hinreichende Ähnlichkeiten auf, um individuelle empirische Fälle im Alltagswissen typisieren zu können und, daran anschließend oder auch davon abweichend, soziologische Typenbildung zu betreiben. Niemand ist ein Typus in einer Person.

Investive Statusarbeit besteht aus zwei kulturellen Appellen: dem Leistungsethos und dem Planungsimperativ. Ersteres spezifiziert die generelle Richtung, in die jemand mit seiner Lebensführung strebt, während letzteres den Modus dieses Strebens benennt.

Das *Leistungsethos* leitet sich aus dem Leitwert der modernen Kultur, der Idee des Fortschritts, ab (Schimank 2017, 2018; Aulenbacher et al. 2017; Reh und Ricken 2018). Diese Idee formuliert eine optimistische lineare Zeitvorstellung anstelle des vormodernen zyklischen Zeitverständnisses: Die Zukunft kann und wird besser werden als die Vergangenheit, sofern wir uns bei der Zukunftsgestaltung Mühe geben (Nisbet 1980; Schimank 2013, 119–131). Für Personen heißt Fortschritt Bildung – eine Erziehung und Selbsterziehung hin zu einem einzigartigen und selbstbestimmten Individuum. Das ist natürlich ein Ideal des Bildungsbürgers geblieben: gut bezahlte, akademisch gebildete, unkündbare Staatsdiener so wie Gymnasiallehrer oder Professoren. Für alle anderen übersetzt sich Bildung in einer kapitalistischen Gesellschaft als Ausbildung zum Zwecke der – wie es heute heißt – Employability. Beruflicher Erfolg bestimmt den Status in der „Achieving Society“ (McClelland 1964) – für Unternehmer oder Selbstständige ablesbar am Gewinn und Wachstum des eigenen Unternehmens, für abhängig Beschäftigte an Einkommen und Karrierestufen, für beide zudem noch am Berufsprestige.

Das Grundverständnis des Leistungsethos besteht darin, dass beruflicher Erfolg nicht einfach Glückssache ist, sondern Resultat persönlicher Anstrengungen – und zwar unter Bedingungen arbeitsmarktvermittelter Ungleichheiten (Schimank 2013, 84–88). Ungleichheiten der Ausstattung mit ökonomischem und kulturellem Kapital sind auf der einen Seite Ausgangspunkte investiver Statusarbeit. Man konkurriert vor allem mit anderen Mittelschichtenangehörigen, aber auch einem Teil der Oberschichtenangehörigen und manchen Unterschichtenangehörigen um knappe Einkommens- und Karrierechancen und sieht sich dabei als relativ besser oder schlechter gestellt. Aus Ersterem lässt sich etwas machen, Letzteres darf nicht entmutigen. Auf der anderen Seite ist das Resultat solcher Konkurrenzdynamiken eine Erhaltung, Verfestigung oder auch Lockerung der Ungleichheitsstrukturen, und die je eigene Besser- oder Schlechterstellung kann sich mit jeder neuen Runde investiver Statusarbeit in die eine oder andere Richtung verändern. Diese Vorstellung einer prinzipiellen Offenheit von Ungleichheitsdynamiken und deren Effekten auf die je eigene relative soziale Lage trägt auch die meritokratische Legitimation von Einkommensungleichheiten aufgrund besserer – und nachgefragterer – Leistungen: Jeder bekommt seine Chance und, je nachdem, wie sehr er sich im Vergleich zu anderen anstrengt, den ihm gebührenden Status.<sup>11</sup>

---

<sup>11</sup> Schimank (2018) zeigt demgegenüber die Aporien dieser Legitimationsformel auf.

Das Leistungsethos verlangt der Person erfolgreiche Aufwärtsmobilität ab. Im Vergleich zu den eigenen Eltern muss man die Leiter sozialer Schichtung hinaufklettern. Es gibt zwei Ausnahmen. Die eine liegt dann vor, wenn die eigenen Eltern schon zur oberen Mittelschicht gehören. Dann muss man diesen Status wahren, aber mehr wird nicht erwartet, weil es wenig realistisch ist. Die andere Ausnahme stellen ungünstige Umstände dar, unter denen bereits das Halten des Herkunftsstatus oder sogar nur die Minimierung von Statusverlusten als Leistung zählt – wenn es etwa langfristig ungünstige Arbeitsmarktchancen gibt oder wenn das eigene Geschäft als selbstständige\*r Bäcker\*in oder als Bauunternehmer\*in unter zunehmenden Konkurrenzdruck gerät.

Investive Statusarbeit beruht als Lebensführungsmodus unter kapitalistischen Bedingungen auf beruflichem Erfolg. Status wird hier also als beruflicher Status betrachtet, der sich aus dem Einkommen, der beruflichen Position und dem Berufsprestige ergibt. Andere Leistungen – zum Beispiel als Amateursportler\*in, als kulturelle\*r Connaissanceur\*in oder als zivilgesellschaftlich Engagierte\*r – sind zweitrangig und können fehlenden beruflichen Erfolg nicht ausgleichen. Selbst wenn der Betreffende sich damit vertrösten mag oder diese anderen Leistungen ihm persönlich wichtiger sind als beruflicher Erfolg, zählt es bei seinen Bezugsgruppen nicht.<sup>12</sup> Beruflicher Erfolg kann in einer funktional differenzierten Gesellschaft natürlich nicht nur in den Leistungsrollen der Wirtschaft gesucht werden, also zum Beispiel als Großunternehmer\*in, Imbissbudenbesitzer\*in, Bankier, in einem Unternehmen angestellte\*r IT-Spezialist\*in, Betriebsschlosser\*in, kaufmännische\*r Angestellte\*r oder Leiharbeiter\*in. Auch die allermeisten Leistungsrollen der anderen gesellschaftlichen Sphären sind verberuflicht und ermöglichen investive Statusarbeit – etwa als Richter\*in im Rechtssystem, als Verwaltungsbeamte\*r im politischen System, als Lehrer\*in im Bildungs- oder als Krankenpfleger\*in im Gesundheitssystem.

Trotz der kulturell hegemonialen Stellung des Leistungsethos leben nicht alle Gesellschaftsmitglieder auf dieser Linie. Es gibt verschiedene Arten von Ausnahmen, die teils als legitim, teils als mehr oder weniger illegitim gelten:

- Kinder und Heranwachsende können noch keine unmittelbar auf beruflichen Erfolg abzielende investive Statusarbeit praktizieren. Stattdessen wird allerdings von ihnen erwartet, dass sie sich in der Schule und weiteren Ausbildung gemäß dem Leistungsethos auf den „Ernst des Lebens“ in der beruflichen

---

<sup>12</sup> Stephan Voswinkels (2018) Resümee der gängigen soziologischen Verwendungsweisen des Statusbegriffs zeigt gut, wie ganz selbstverständlich die berufliche Arbeit als Zentrum des „Aufstiegsstrebens“ angesehen und wie unhinterfragt der Nexus von Statusarbeit und Beruf ist.

Karriere vorbereiten. Legitim ist für diese Personengruppe also, investive Statusarbeit möglichst zielgerichtet – siehe den noch zur Sprache kommenden Planungsimperativ – anzustreben. Personen im Ruhestand sind für den Rest ihres Lebens dauerhaft von beruflicher investiver Statusarbeit suspendiert –<sup>13</sup> was nicht heißt, dass sie sich nicht weiter zum Beispiel um die Mehrung ihres Vermögens kümmern, um es dereinst den Kindern zu vererben. Doch als Mittelschichtenangehörige haben sie sich durch jahrzehntelanges Leistungsstreben verdient, dass die Anrufung durch das Leistungsethos aufhört. Es gibt also ein legitimes Ende investiver Statusarbeit. Die Triebkraft des Leistungsethos schwächt sich oft schon einige Jahre vor dem Ruhestand ab, wenn jemand erkennt, dass er oder sie nichts mehr „werden kann“; und das wird auch, bei entsprechender Anstrengung in den Jahrzehnten davor, sozial akzeptiert.

- Hausfrauen oder -männer, die nicht selbst nach beruflichem Erfolg streben, sondern den beruflichen Erfolg ihrer Lebenspartner\*innen unterstützen, sind ebenfalls legitimerweise vom berufsbezogenen Leistungsethos ausgenommen.<sup>14</sup> Solange das männliche Ernährermodell unangefochten galt, hatte die „Nur-Hausfrau“, die sich um Haushalt und Kinder kümmerte, keinerlei Legitimitätsprobleme.<sup>15</sup> Inzwischen wird, gerade in den Mittelschichten, von Frauen mehr und mehr erwartet, neben Haushalt und Kindern auch mindestens teilzeit-berufstätig zu sein, obwohl ihre Partner nicht so viel mehr als zuvor an häuslichen und elterlichen Aufgaben übernehmen (Burkart und Koppetsch 1999). Die Nur-Hausfrau gerät heute schnell in den Verdacht, auf Kosten ihres Partners Müßiggang zu betreiben und sorglos hinsichtlich eines möglichen Scheiterns der Partnerschaft zu agieren.
- Diejenigen, die in ihrer beruflichen Beschäftigung nicht in der Lage sind, dem Leistungsethos nachzustreben, was vor allem für viele Angehörige der Unterschichten gilt, können für ihre Lebensführung eines auferlegten Aushaltens (Bourdieu 1979, 585–619) dann Legitimität beanspruchen, wenn sie – wie bereits angesprochen – „ihre Pflicht tun“. Dies ist ein kulturell

---

<sup>13</sup> Im Unterschied zur noch anzusprechenden temporären Suspension investiver Statusarbeit als integrale Komponente derselben.

<sup>14</sup> Wobei die Untersuchung von Cornelia Koppetsch und Sarah Speck (2015) zeigt, dass der Status des Hausmanns nach wie vor legitimationsbedürftig ist – nicht zuletzt auch innerhalb der Partnerschaft.

<sup>15</sup> Wir würden hier von „Linked Lives“ sprechen. Zur Übertragung des „Linked Lives“-Konzepts (Moen und Erickson 1995) von intergenerationalen Beziehungen auf Partnerschaften siehe noch Näheres in Abschn. 2.2.2.

sub-hegemonialer Modus der Lebensführung.<sup>16</sup> Allerdings werden auch diesen Gruppen heute Aufstiegsambitionen für ihre Kinder abverlangt – wie realistisch auch immer das korrespondierende Versprechen eines Aufstiegs durch Bildung sein mag. Wenn man sich schon selbst ins eigene Schicksal ergibt, soll man zumindest den Kindern ein Leistungsethos vermitteln, auf dass es ihnen dereinst „besser geht“. Wenn Unterschichtenangehörige hingegen disziplinos hedonistisch, episodisch oder apathisch agieren (Weidenhaus 2015, 91–94) und ihre Kinder nicht zum Leistungsethos anhalten, gilt dies als illegitimes Aufgeben des eigenen Lebens und desjenigen der Kinder.

- Weiterhin finden sich Personen, die sich dem Leistungsethos auf eine in der mittelschichtsgeprägten Leistungsgesellschaft als illegitim angesehene Weise verweigern, indem sie eine hedonistische Lebensführung pflegen. Dies ist zum einen die schon von Thorstein Veblen (1899) porträtierte „Leisure Class“ der Reichen; zum anderen sind es aber auch Mittelschichtenangehörige – freilich ohne „sorgenfreien Reichtum“ (Groh-Samberg 2009) auf bescheidenerem Niveau. Im „linksalternativen Milieu“ (Reichardt 2014) beispielsweise haben solche „Späthippies“, am komfortabelsten auf der Grundlage eines unkündbaren Beamtenstatus, überlebt. Je nachdem, wie konfrontativ eine solche Lebensführung der investiven Statusarbeit gegenübergestellt wird, handelt es sich um einen nicht-hegemonialen, als schillernd angesehenen, oder um einen anti-hegemonialen Modus, der entsprechend als mehr oder weniger illegitim gilt. Ferner gibt es Personen, die sich dem Leistungsethos durchaus fügen, es aber so verstehen, dass es um die immer weitere Steigerung beruflichen Könnens geht – selbst wenn damit keinerlei Einkommenssteigerungen oder Karrieresprünge verbunden sind. Man denkt hier zunächst an passionierte Künstler oder auch an sich ganz der „curiositas“ hingebende Wissenschaftler. Doch auch zum Beispiel ein Tischler, der zuallererst ‚gute Arbeit‘ abliefern will und sich dafür schämt, ‚gutes Geld‘ für ‚schlechte Arbeit‘ zu bekommen, interpretiert das Leistungsethos – um die bekannten Kategorien von Karl Marx (1867, 49–170) heranzuziehen – „Gebrauchswert“- und nicht „Tauschwert“-bezogen.
- Wieder andere schließlich verlagern das Leistungsethos ganz aus der beruflichen Sphäre in andere Lebenssphären. Sie ziehen ihre Identitätsbestätigung etwa daraus, dass sie sich politisch oder zivilgesellschaftlich engagieren oder einem faszinierenden Hobby wie dem Bergsteigen oder der Sammlung seltener Comics nachgehen. In diese Aktivitäten fließt der ganze persönliche

---

<sup>16</sup> Siehe Reckwitz (2006, 71/72) zur Unterscheidung hegemonialer, sub-hegemonialer, nicht-hegemonialer und anti-hegemonialer kultureller Muster.

Ehrgeiz – was auch als Legitimation dafür dient, sich beruflich nicht besonders anzustrengen, bis hin zum „Dienst nach Vorschrift“. Trotz sozialer Anerkennung für die nicht-beruflichen Verdienste hat eine solche Lebensführung einen kulturell sub-hegemonialen und damit weniger legitimen, obwohl nicht völlig illegitimen Status. Sie trägt auf untergeordnete Weise zum gesellschaftlichen Zusammenleben bei.

Diejenigen, die das Leistungsethos als kulturelle Triebkraft ihrer beruflichen Statusarbeit verinnerlicht haben, artikulieren dies manchmal explizit. So äußern zum Beispiel erfolgreiche Geschäftsleute, dass ihre Hauptmotivation dafür, Tag für Tag hart zu arbeiten, darin besteht, in ihrem Job immer besser zu werden, und zwar immer besser als die anderen. Häufiger wirkt das Leistungsethos allerdings als ein unausgesprochenes Hintergrundmotiv. Diese Artikulation oder Nicht-Artikulation des Leistungsethos sollte nicht damit verwechselt werden, dass man es mehr oder weniger verinnerlicht hat. Das Spektrum reicht von völliger Identifikation bis hin zu einer opportunistischen oder sogar zynischen Fassade.<sup>17</sup> Im sichtbaren Handeln mag es keinen Unterschied zwischen einem verinnerlichten und einem bloß vorgetäuschten Leistungsethos geben. Dazwischen gibt es eine instrumentelle Identifikation mit den sozial geltenden Indikatoren für beruflichen Erfolg, wenn jemand erkennt, dass solcher Erfolg die Möglichkeiten erweitert, die eigentlichen eigenen Interessen zu realisieren – wobei dann Letzteres durchaus vom Leistungsethos getrieben sein kann, das aber eben nicht den anerkannten Leistungsstandards folgt. So können beispielsweise Wissenschaftler\*innen, die sich den etablierten Leistungsbewertungen in Gestalt von internationalen Zeitschriftenpublikationen mit hohem Impact-Faktor fügen, dies nicht aus Überzeugung tun, sondern nur deshalb, weil sie sich auf diese Weise bessere Forschungsbedingungen verschaffen können, um das zu tun, was ihnen eigentlich wichtig ist – beispielsweise an Monographien arbeiten. Leistungsopportunismus dient ihnen also dazu, den eigenen Leistungsstandards treu bleiben zu können.

Diejenigen, die dem Leistungsethos folgen, können dabei mehr oder weniger erfolgreich sein – gemessen an den geltenden Standards entsprechender beruflicher Ziele. Diejenigen, die eher erfolglos sind, können auf der einen Seite Fatalisten, Hedonisten oder Verlagerer des Leistungsethos in andere Sphären der Lebensführung werden. Auf der anderen Seite können erfolglose Achiever am beruflichen Leistungsethos festhalten. Dann können sie ihre Erfolglosigkeit entweder ungünstigen Umständen oder eigenen fehlenden Anstrengungen und

---

<sup>17</sup> Zu dieser Unterscheidung siehe auch Voswinkel (2018, 122/123).



Talenten zuschreiben. Ersteres läuft auf Fatalismus, letzteres auf Hedonismus oder eine Verlagerung auf nicht-beruflichen Ehrgeiz hinaus.

Die zweite kulturelle Komponente von Statusarbeit ist der *Planungsimperativ* (Schimank 2015). Auch er leitet sich vom Fortschrittsverständnis der Moderne ab. Dem Planungsimperativ zufolge soll persönliches berufliches Vorwärtskommen nicht bloß glücklichen Umständen, günstigen Kontextbedingungen – wie zum Beispiel einer demographisch bedingten Knappheit an qualifizierten Arbeitskräften – oder Protektion durch andere geschuldet sein. Durch einen Lottogewinn oder eine Erbschaft reich zu werden zählt genauso wenig. Um die eigenen Erfolge bei der Statusarbeit sich selbst zuschreiben zu können, müssen sie Resultat eines gezielten und beharrlichen Strebens nach ihnen sein – in Webers (1905, 165) bekannter Formulierung: einer am Leistungsethos ausgerichteten „Rationalisierung der Lebensführung“.

Sowohl das, was als Staterfolg zählt, als auch das, was man unter Planung versteht, kann erheblich divergieren. Man braucht sich dazu nur Sighard Neckels (2008) Studien zur gegenwärtigen „Erfolgsgesellschaft“ anzuschauen. Trader auf dem Finanzmarkt machen immer wieder mit Transaktionen auf einen Schlag unglaubliche Gewinne; und ganz wenige Profisportler\*innen etwa im Fußball oder Popstars verdienen ebenso unglaubliche Gehälter und Ablösesummen beziehungsweise Gagen. Sind diese finanziellen Zugewinne, mit denen entsprechende berufliche Statusgewinne einhergehen, tatsächlich vor allem das Ergebnis harter Arbeit – mehr noch, einer langfristigen Karriereplanung und stetigen Einsatzes? Auch wenn zumeist durchaus Planung und Planverfolgung im Spiel sind: Sind nicht dennoch glückliche Umstände ausschlaggebender dafür gewesen, dass man derart viel Geld verdient? Zwar attribuieren die betreffenden Personen ihre Erfolge zumeist eher sich selbst als den äußeren Umständen. Aber das ist psychologisch als weitverbreiteter „Self-Serving Attributional Bias“ zu verbuchen (Fiske und Taylor 1991, 78–82).

Der Planungsimperativ bezieht sich nicht nur auf die diachrone, sondern auch auf die synchrone Dimension von investiver Statusarbeit, also die tagtägliche Abstimmung dessen, was jemand in den verschiedenen Lebensbereichen zu tun hat. Damit investive Statusarbeit planvoll betrieben werden kann, bedarf es zunächst einer Abstimmung mit sich selbst, die dann, sofern jemand nicht als Single lebt, zu einer – wie schon angesprochen – Abstimmung der „Linked Lives“ der Lebenspartner\*innen untereinander übergeht. Beispielsweise mögen Lebenspartner\*innen miteinander verhandeln, wie sie die Hausarbeit und die elterlichen Aufgaben untereinander verteilen sowie mit den beruflichen Pflichten und Aspirationen in Einklang bringen – und dies vor dem Hintergrund weiterer Aktivitäten wie Sporttreiben, Hobbies oder politischem Engagement.

Was gebietet der Planungsimperativ im Einzelnen in diachroner und synchroner Hinsicht? Forschungen zum Entscheidungshandeln begreifen Planung als besonders anspruchsvollen Modus des Entscheidens, der sich durch folgende Charakteristika auszeichnet (Schimank 2005a, 307–370):

- einen möglichst umfassenden Überblick über die eigene Lebenssituation: aktueller Stand, Zielkatalog und Randbedingungen, Wirkungszusammenhänge und verfügbare Alternativen der weiteren Gestaltung des eigenen Lebens;
- einen langfristigen Zukunftshorizont anstelle eines unbekümmerten In-den-Tag-hinein-lebens;
- einen systematischen Vergleich aller verfügbaren Alternativen anhand aller relevanten Ziele und Randbedingungen, woraus dann die klar beste Alternative hervorgeht;
- und eine unverzügliche Umsetzung der gewählten Alternative, wobei ständig mitbeobachtet wird, ob die erwarteten Resultate eintreten und ob unerwünschte Nebenwirkungen auftreten, um gegebenenfalls sogleich Korrektivschritte einzuleiten, bis hin zu einer Folgeentscheidung.

Zusätzlich zu diesen Charakteristika, die zusammengenommen anzeigen, in wie starkem Maße planvoll agiert wird, ist zu betrachten, wie extensiv die Lebensführung dem Planungsimperativ unterworfen wird. Wird nur das, was unmittelbar mit der beruflichen Karriere zusammenhängt, zu planen versucht? Oder erstreckt sich der Imperativ – als anderes Extrem – auf sämtliche Lebensbereiche, so dass nichts dem Zufall und der Spontanität des Augenblicks überlassen wird? In den meisten Fällen von investiver Statusarbeit dürfte eine mittlere Extensität der Planung vorliegen, so dass zusätzlich zur beruflichen Karriere noch einige Angelegenheiten in anderen Lebensbereichen, aber eben längst nicht in allen, mit Blick darauf, die Karriere möglichst nicht zu beeinträchtigen und wenn möglich zu fördern, in die Planung einbezogen werden. Nicht selten werden in Partnerschaften, in denen beide investive Statusarbeit betreiben, dafür relevante Fragen des Zusammenlebens wie häusliche Arbeitsteilung und elterliche Pflichten, aber auch etwa die Wahl des Wohnorts oder der Ausbau von Bekanntschafts- und Freundschaftsnetzwerken, Teile der gemeinsamen Planungsagenda. Immer wieder kommt es in solchen Konstellationen interdependenter investiver Statusarbeit auch dazu, dass die gemeinsame Planung darauf hinausläuft, dass eine der beiden Seiten die eigene Statusarbeit temporär oder sogar dauerhaft zurückschraubt oder ganz aufgibt, damit der Partner – hier stimmt der männliche Genus empirisch noch immer weitgehend – bessere Voraussetzungen und Freiräume für seine Statusarbeit bekommt.

Wie die hier angedeuteten Ansprüche an planvolles Entscheiden und an dessen Reichweite bereits andeuten, ist es kaum jemandem möglich, dem Planungsimperativ auch nur annähernd gerecht zu werden – schon gar nicht über längere Zeiträume. Dafür ist nicht nur die Komplexität der sachlichen und sozialen Wirkungszusammenhänge, denen die Lebensführung einer Person unterliegt, viel zu groß, woraus sich auch immer wieder völlig unberechenbare „Cournot-Effekte“ (Boudon 1984, 173–179) ergeben. Der Zeitdruck, unter dem zahlreiche der zu treffenden Entscheidungen stehen, tut ein Übriges dazu, dass diese Komplexität kaum einmal auch nur ansatzweise systematisch verarbeitet werden kann. Im Ergebnis ist den allermeisten Personen anstelle von großangelegten und über Jahre oder Jahrzehnte abgearbeiteten großen Plänen nur ein „Bounded Life Planning“ (Little 2018) möglich, das schnell den Namen „Plan“ nicht wirklich verdient, weil es dafür viel zu opportunistisch, inkrementalistisch und improvisiert daherkommt.<sup>18</sup> Das Problem, das die Person damit hat, ist allerdings, dass der Planungsimperativ investiver Statusarbeit viel höhere Fremd- und Selbstansprüche stellt, die beständig enttäuscht werden. Der von Bezugspersonen wie Eltern, Lehrer\*innen, Freund\*innen, Lebenspartner\*innen, Vorgesetzten und allen Arten von Lebensberater\*innen oft zu hörende Vorwurf, der schnell zum Selbstvorwurf wird, lautet, man solle sich gefälligst mehr Mühe geben, damit die Pläne, die man vorzuweisen hatte und die sich nicht realisieren ließen, doch noch umgesetzt werden können oder es wenigstens beim nächsten Mal besser läuft.

In diesem Spannungsverhältnis zwischen Sollen und Können gibt es für die Person drei prinzipielle Richtungen des Handelns. Sie kann erstens uneingeschränkt am Planungsimperativ festhalten und versuchen, ihm mit noch mehr Anstrengung doch noch etwas mehr gerecht zu werden – mit der hoch wahrscheinlichen Folge weiterer Misserfolge, die dann in der Summe bald als eigene Unfähigkeit attribuiert werden. Zweitens kann die Person die Planungsambitionen rigoros herunterschrauben und sich weniger anspruchsvoller, freilich damit auch weniger legitimer Praktiken des Entscheidens wie Inkrementalismus als „Science of Muddling Through“ (Lindblom 1959) oder Coping (Schimank 2019) bedienen, oft verbunden mit Planungsfassaden. Drittens schließlich kann der Planungsimperativ völlig fallengelassen werden, und die Person legt sich eine fatalistische Lebensführung zu.

Betrachtet man nun beide Komponenten der kulturellen Rahmung investiver Statusarbeit im Zusammenhang miteinander, kann man ein Koordinatensystem

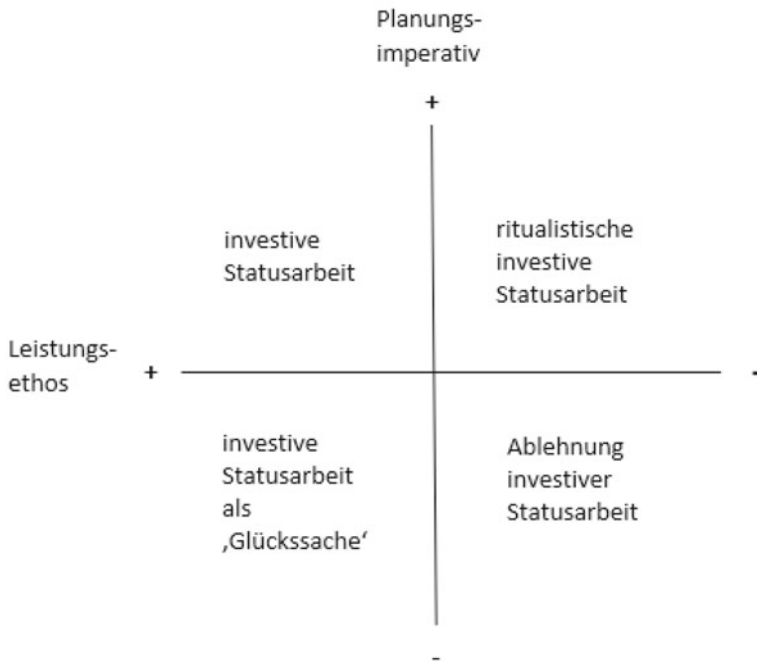
---

<sup>18</sup> Lebensplanung erweist sich hier, nicht überraschend, als Spezialfall dessen, was die Entscheidungsforschung für alle anderen Situationen des Entscheidens, etwa in Organisationen oder der Politik, als „Bounded Rationality“ (Simon 1946, 38–41, 80/81, 240–244) herausgearbeitet hat (Schimank 2005a).

konzipieren, in dem es vier theoretisch denkmögliche Ausprägungen des bei einer bestimmten Person vorliegenden Orientierungsrahmens gibt (Abb. 2.3).

Die erste Variante kombiniert ein starkes Leistungsethos mit einem starken Planungsimperativ. Dies ist eine kulturell konsistent gerahmte investive Statusarbeit. Richtung und Modus des biographischen Strebens passen zueinander, ganz im Sinne eines gestalteten Fortschritts, der zentralen Leitidee der Moderne. Dass sowohl das Leistungsethos als auch, und insbesondere, der Planungsimperativ wie angesprochen Überforderungen darstellen, steht auf einem anderen Blatt.

Daneben gibt es zwei Varianten einer kulturell inkonsistenten investiven Statusarbeit:



**Abb. 2.3** Ausprägungen des kulturellen Orientierungsrahmens. (Quelle: Eigene Darstellung)

- Bei der einen verbindet sich ein starkes Leistungsethos mit einem schwach ausgeprägten Planungsimperativ. Hier werden beruflichem Vorwärtskommen glückliche Umstände zugrunde gelegt, weil man entweder angesichts der Komplexität der Entscheidungssituationen kapituliert oder „planungsfaul“ ist.
- Die andere Variante kombiniert einen ausgeprägten Planungsimperativ mit schwachem Leistungsethos. Das läuft auf ziellose, bloß ritualistische Statusarbeit hinaus, die nicht weiß, was sie will. Oder die Statusarbeit ist auf Lebensbereiche jenseits des beruflichen Vorwärtskommens ausgerichtet. Beide Arten inkonsistenter investiver Statusarbeit sind als abweichende Varianten besonders legitimationsbedürftig.

Schließlich findet sich noch die Ablehnung investiver Statusarbeit. Sowohl das Leistungsethos als auch der Planungsimperativ sind schwach ausgeprägt. Die Ablehnung kann lautstark artikuliert werden, oder sie kann klammheimlich erfolgen; und beides kann auf einem alternativen Verständnis des „guten Lebens“ – etwa einer hedonistischen Lebensauffassung – beruhen oder als beklagenswerter, aber unabänderlicher Tatbestand eingestuft werden.

Damit ist die kulturelle Rahmung investiver Statusarbeit dargelegt: Sowohl das Leistungsethos als auch der Planungsimperativ müssen ausgeprägt sein. Doch die gerade genannten anderen drei Möglichkeiten stellen interessante Vergleichsfolien dar.

Auf das Variablenmodell der Lebensführung mit Blick auf Lebenschancen zurückblickend, stellt die kulturelle Rahmung diejenigen Ligaturen bereit, die eine Person in ihrer Lebensführung ausrichten, ihr in Gestalt biographischer Orientierungen ein Modell sinnerfüllten Lebens an die Hand geben. Wie bereits vermerkt, bedeutet das nicht, dass die Person gleichsam zur Marionette der kulturellen Rahmung wird. Sie kann sich diese mehr oder weniger zu eigen machen und auch mehr oder weniger umgestalten. Das hängt – legt man das generelle Modell von Lebensführung zugrunde – zum einen von ihrer je individuellen persönlichen Lage ab, woraus sich ihre Bereitschaft und ihre Fähigkeit ergibt, die eigenen Identitätsansprüche auf Leistungsethos und Planungsimperativ auszurichten. Diese kulturellen Anrufungen sind ja keineswegs die einzigen oder auch nur die unter allen Umständen wirkmächtigsten Prägekräfte einer individuellen Biographie, sondern Teil eines komplexen Wirkgeflechts; und in diesem können Leistungsethos und Planungsimperativ auf vielfältigen Widerhall stoßen, also bestärkt werden, aber in anderen Fällen auch abgeschwächt oder gänzlich neutralisiert werden. Zum anderen können die soziostrukturellen Bedingungen

für das Ausleben eines Planungsimperativs und Leistungsethos mehr oder weniger günstig sein. Diese Bedingungen bilden insgesamt die Optionen ab, also die zweite Komponente von Lebenschancen, der wir uns nun zuwenden.

### 2.2.2 Soziostrukturelle Bedingungen

Wenn man sich an Bourdieu (1983) orientiert, lässt sich die soziostrukturelle Position einer Person in Gestalt von drei Arten von Ressourcen abbilden: ökonomische, kulturelle und soziale Ressourcen. Der Einsatz ökonomischer und kultureller Ressourcen als Kapital ist für investive Statusarbeit essentiell, was für soziale Ressourcen nicht gilt. Sie können allerdings oft eine unterstützende Wirkung haben, wobei sie insbesondere so eingesetzt werden, dass man sie in ökonomisches oder kulturelles Kapital konvertiert.

Wir wenden uns daher zunächst den ökonomischen und kulturellen Ressourcen als Kapitalsorten sowie deren Zusammenwirken zu. Das *ökonomische Kapital* einer Person setzt sich aus deren Arbeitseinkommen und allen Arten von Vermögen – wie etwa Aktien, Immobilien, Kunstwerken – zusammen, das *kulturelle Kapital* aus Bildungszertifikaten von Schulen, Berufsausbildung, Studium und Weiterbildung, worin sich geprüfte Qualifikationen dokumentieren.<sup>19</sup> Um zu verstehen, warum investive Statusarbeit beide Arten von Ressourcen als Kapital einsetzen muss, ist wiederum Marx' Unterscheidung von „Gebrauchs-“ und „Tauschwert“ hilfreich.

Beide Ressourcen haben einen gewissen „Gebrauchswert“ für ihre Besitzer\*innen. Mit Geld kann jemand Güter und Dienstleistungen kaufen, die er begehrt oder benötigt; und Qualifikationen wie Statistikenkenntnisse oder die handwerklichen Fähigkeiten zur Restaurierung alter Möbel befähigen jemanden dazu, solche Aufgaben zu erledigen, die diese Kenntnisse erfordern. Über den instrumentellen Nutzen hinaus kann jemand aus dem Einsatz der gekauften Güter und Dienstleistungen – zum Beispiel einem Staubsauger oder einem Restaurantbesuch – persönliche Befriedigung ziehen; ganz analog kann er oder sie In-Process-Benefits daraus ziehen, mit Hilfe der eigenen Qualifikationen einen „guten Job“ zu machen. Solche Erfahrungen können schließlich auch mit einer sozialen Bestätigung der eigenen Identität einhergehen, wenn sie sich in den

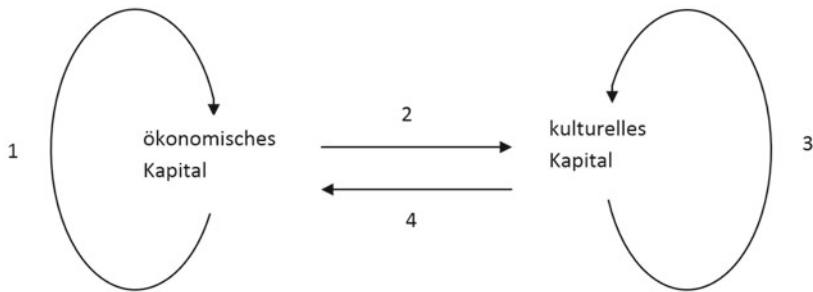
---

<sup>19</sup> Genauer gesagt stellen Bildungszertifikate für Bourdieu das „institutionalisierte kulturelle Kapital“ dar. Daneben gibt es noch das „inkorporierte“, über die soziale Herkunft vermittelte, sowie das „objektivierte kulturelle Kapital“, das sich etwa in die Wohnung schmückenden Kunstwerken oder in wissenschaftlichen Veröffentlichungen manifestiert.

entsprechenden Aktivitäten widerspiegelt. Man mag beispielsweise als Weinkenner\*in, als Expert\*in für „Schnäppchen“ auf dem Gebrauchtwagenmarkt oder als engagierte\*r Förderer\*in nicht-weißer Studierender bekannt und anerkannt sein.

Solange solche unmittelbaren utilitaristischen, konsumatorischen oder identitätsbezogenen „Gebrauchswerte“ im Vordergrund stehen, setzt die Person ihre finanziellen und kulturellen Ressourcen nicht als Kapitalien ein. Beide Ressourcen besitzen aber auch einen „Tauschwert“, der dann bedeutsam wird, wenn sie als Kapitalien genutzt werden. Genau wie ein nach Profit strebender Kapitalist – Marx zufolge – Geld investiert, um daraus mehr Geld zu machen, kann jemand ökonomische oder kulturelle Ressourcen investieren, um beide zu mehr. In diesem Fall sind die „Gebrauchswerte“ beider Ressourcen hinsichtlich der Bedarfe und Wünsche der Person nicht länger das, was diese vorrangig interessiert. Ihr geht es dann vielmehr um die „Tauschwerte“ von ökonomischem und kulturellem Kapital, also um die Möglichkeit der Mehrung des eigenen Kapitalstocks. Investive Statusarbeit besteht diesbezüglich aus vier Arten von aufeinander aufbauenden Schritten, die von der Person wieder und wieder vollzogen werden:

- *Einsatz ökonomischen Kapitals, um dieses zu mehr:* Disponible, nicht für die unmittelbare Lebensführung benötigte finanzielle Mittel, als Arbeitseinkommen verdient oder zum Beispiel geerbt, werden investiert, um im eigenen Unternehmen, auf dem Finanz-, dem Immobilien- oder etwa dem Kunstmarkt im Zeitverlauf mehr daraus zu machen.
- *Einsatz kulturellen Kapitals, um ökonomisches Kapital zu mehr:* Durch Bildungszertifikate beglaubigte Qualifikationen werden investiert, um damit das eigene Arbeitseinkommen zu steigern – indem man ein Unternehmen gründet oder sein Geschäft erweitert oder indem man beruflich Karriere mit Gehaltssteigerungen macht.
- *Einsatz kulturellen Kapitals, um dieses zu mehr:* Auf der Grundlage erworbener Bildungszertifikate kann man weitere erwerben – also sich etwa mit dem Abitur oder einer anderen Hochschulberechtigung in ein Studium einschreiben, das zu einem BA-Abschluss führt, und auf dieser Grundlage dann später zum Beispiel einen Weiterbildungs-Master absolvieren.
- *Einsatz ökonomischen Kapitals, um kulturelles Kapital zu mehr:* Man bezahlt dafür, Bildungszertifikate zu erwerben – etwa Privatschulen. Später absolviert man beispielsweise ein teures MBA-Studium, um sich für den weiteren Berufsweg mit dem erworbenen Abschluss schmücken zu können; vielleicht bezahlt man auch eine Haushaltshilfe, um neben dem Beruf eine Dissertation schreiben zu können.



**Abb. 2.4** Schritte investiver Statusarbeit. (Quelle: Eigene Darstellung)

Diese vier Arten von Schritten (Abb. 2.4) bilden keine lineare Sequenz. Personen können vielmehr, je nach anfänglicher, stark durch die soziale Herkunft bestimmter Kapitalausstattung, mit jedem der Schritte beginnen; auch die weitere Schrittfolge ist nicht festgelegt, sondern ergibt sich aus den Umständen. Man kann allerdings vermuten, dass eine längerfristig erfolgversprechende investive Statusarbeit zumeist darauf beruht, dass beide Kapitalsorten vermehrt und auch immer wieder ineinander konvertiert werden, so dass alle vier Arten von Schritten ineinandergreifen.

Die *Kapitalausstattung* einer Person kann zu einem gegebenen Zeitpunkt durch Menge und Zusammensetzung charakterisiert werden: Wie viel ökonomisches und kulturelles Kapital besitzt jemand, und welche der beiden Kapitalsorten überwiegt (Bourdieu 1979)? Um erfolgreiche investive Statusarbeit betreiben zu können, erscheint ein mittleres Niveau beider Kapitalsorten, wie es in größeren Teilen der Mittelschichten vorherrscht, als gute Ausgangsbasis. Bezüglich des ökonomischen Kapitals gibt eine Standarddefinition der Mittelschichten eine Spanne zwischen 70 und 150 % des Haushalts-Nettoäquivalenzeinkommens an; wie schon in Kap. 1 erwähnt, erweitern wir dies bis zu 200 % des Haushalts-Nettoäquivalenzeinkommens. Beim kulturellen Kapital ist für ältere Kohorten ein Realschulabschluss, für jüngere das Abitur Voraussetzung dafür, zu den Mittelschichten zu gehören. In gewissem Maße kann ein höheres ökonomisches Kapital fehlendes kulturelles Kapital kompensieren, und umgekehrt. So können in Deutschland etwa auch gutverdienende Facharbeiter\*innen mit einem Hauptschulabschluss zu den Mittelschichten gehören, oder prekär beschäftigte und nicht besonders viel verdienende wissenschaftliche Mitarbeiter\*innen an Universitäten auf Teilzeitstellen.



In diesem mengenmäßigen Rahmen der Kapitalausstattung lassen sich vier Fraktionen unterscheiden, deren Bedingungen und Praktiken der investiven Statusarbeit sich – wie viele Studien nahelegen – deutlich unterscheiden:

- *Fraktion I – Dominanz ökonomischen Kapitals, größeres Volumen:* Diese Fraktion bildete im 19. Jahrhundert dasjenige Segment des Wirtschaftsbürgertums, das nicht zur Oberschicht der Reichen gehörte. Heute besteht es u. a. aus kleineren Unternehmer\*innen oder dem mittleren Management größerer Unternehmen – als Teil der oberen Mittelschicht mit fließendem Übergang zu den Oberschichten.
- *Fraktion II – Dominanz ökonomischen Kapitals, geringeres Volumen:* Hierzu zählen das Kleinbürgertum oder der „alte Mittelstand“ – Inhaber\*innen von kleinen Handwerksbetrieben oder Geschäften – einschließlich der mittleren Beamt\*innen. Seit dem Ende des 19. Jahrhunderts sind kaufmännische, technische und administrative mittlere Angestellte beziehungsweise Beamte als mittlerweile stärkste Teilgruppe hinzugekommen. Diese Fraktion findet sich in der mittleren und unteren Mittelschicht.

Das berufliche Ethos beider auf das ökonomische Kapital fixierter Fraktionen ist das „Schaffen“ – sei es unternehmerisch als Einfallsreichtum des „schöpferischen Zerstörers“ (Schumpeter 1942), sei es als fleißige und beflissene Organisationskarriere. Die inhärent angelegten devianten Subgruppen beider Fraktionen sind die „Hasardeure“ der heutigen „Erfolgsgesellschaft“ (Neckel 2008), die „Alles oder Nichts“ riskieren, sowie diejenigen, in deren Lebensführung sich der „demonstrative Konsum“, den Veblen (1899) an der US-amerikanischen „Leisure Class“ Ende des 19. Jahrhunderts aufgezeigt hat, im Protzen verselbständigt.

Für beide Fraktionen war kulturelles Kapital in Gestalt gehobener Bildungszertifikate lange Zeit entbehrlich; ihre Angehörigen konnten sich im Extremfall sogar als Self-made Men oder Ungelernte hocharbeiten. Im Laufe der Zeit sind dann Bildungszertifikate als Berufszugänge – und soziale Schließungen – zunehmend in Richtung eines utilitaristischen Bildungsverständnisses instrumentalisiert worden. Es geht also nicht um „Bildung“ im humanistischen Sinne, sondern um beruflich verwertbare Ausbildung.

- *Fraktion III – Dominanz kulturellen Kapitals, größeres Volumen:* Dies sind das Bildungsbürgertum und dessen heutige Nachfahren wie Professor\*innen oder Gymnasiallehrer\*innen sowie – sofern nicht in Fraktion I abgewandert – die traditionellen akademischen freien Berufe wie Rechtsanwält\*innen oder Ärzt\*innen. Fraktion III gehört zur mittleren Mittelschicht. Wenn die

Dominanz kulturellen Kapitals – zumindest in der Karriere-Endstufe – mit gehobenem ökonomischem Kapital einhergeht, ragt diese Fraktion in die obere Mittelschicht hinein.

- *Fraktion IV – Dominanz kulturellen Kapitals, geringeres Volumen:* Hier ist das Gros der Lehr- und Sozial- sowie Medienberufe einzuordnen – etwa Lehrer\*innen, Journalist\*innen, Angehörige der „Kreativbranche“ (Koppetsch 2006) und der Sozialberufe. Die jüngeren Kohorten besitzen fast durchgängig akademische Bildungsabschlüsse; diese sind jedoch niedriger oder weniger prestigeträchtig als in der Fraktion III, werden beruflich weniger gut verwertet und nicht so kontinuierlich erneuert und erweitert wie in Fraktion III. Geringerem kulturellen korrespondiert oft geringeres ökonomisches Kapital, was teilweise bis in eine prekäre Freiberuflichkeit oder befristete Arbeitsverhältnisse reicht. Damit gehört Fraktion IV, wie Fraktion II, der mittleren oder unteren Mittelschicht an.

Das berufliche Ethos der Fraktionen III und IV ist stärker ‚Selbstentfaltung‘ durch Bildung, was dann oft auch in Lehre, Beratung, Journalismus oder Kreativität an andere weitergegeben wird. Kulturelle Ressourcen werden mehr als ‚Gebrauchswert‘ denn als ‚Tauschwert‘ für Karrierezwecke verstanden, auch wenn dabei ein gehöriges Maß an Selbsttäuschung vorliegen kann; und ökonomische Ressourcen werden als Sicherheitsgrundlage der Lebensführung und nicht als Kapital im Sinne selbstzweckhafter Steigerung betrachtet. Die inhärent angelegten devianten Subgruppen beider Fraktionen sind zum einen eine hedonistische Boheme, etwa die Hippies Ende der 1960er Jahre, zum anderen Gegenkulturen mit einem politisch-moralischen Sendungsbewusstsein, wie das in den 1970er Jahren aufkommende ‚linksalternative‘ Milieu (Reichardt 2014).

Keine dieser vier Fraktionen muss als jeweilige Gesamtheit und allzeit – mit Marx’ (1847, 180–181) Unterscheidung formuliert – eine ‚Klasse für sich‘ bilden, also ein kollektives Bewusstsein geteilter Interessen und gemeinsamer Identität haben; auch als ‚Klasse an sich‘ kann eine Fraktion durch massenhaftes gleichartiges Handeln – etwa an der Wahlurne oder bei Entscheidungen über die Wohngegend – in der Summe weitreichende gesellschaftliche Wirkungen hervorbringen.

Neben der bis hierher unterstellten, für investive Statusarbeit ausreichenden Ausstattung mit beiden Kapitalsorten kann es zwei andere Fälle geben: eine Unter- und eine Überausstattung. Eine Unterausstattung liegt dann vor, wenn mindestens eine der beiden Kapitalsorten in so geringem Maße vorhanden ist, dass dies auch durch sehr viel Kapital der anderen Sorte nicht ausgeglichen werden kann. Für die meisten Angehörigen der Unterschichten gilt, dass beide

Kapitalsorten für investive Statusarbeit nicht ausreichen. Wie schon in Kap. 1 gesagt: Unterschichtenangehörige können, außer unter glücklichen Umständen, mit Statusarbeit nichts gewinnen und entwickeln ganz „realistisch“ zumeist auch gar nicht erst solche Ambitionen. Die entgegengesetzte Situation ist die einer Überausstattung mit ökonomischem Kapital, in Verbindung mit ausreichendem kulturellem Kapital,<sup>20</sup> wie sie sich bei Teilen der Oberschicht findet. Dann ist investive Statusarbeit unnötig, wird jedoch offenbar dennoch oftmals praktiziert, was ein Hinweis auf die heutige kulturelle Hegemonie dieses Lebensführungsmodus ist – im Unterschied zum 18. und 19. Jahrhundert, als die reiche Aristokratie ihren Lebensstil als Leisure Class noch gegen das Erwerbsstreben der aufstrebenden Bourgeoisie verteidigen konnte. Je mehr ökonomisch überausgestattete Personen dennoch investive Statusarbeit betreiben, umso schärfer wird die Konkurrenz um berufliche Spitzenpositionen für Mittelschichtenangehörige, und umso mehr von ihnen werden in ihren Ambitionen frustriert.

Neben einer Über- oder Unterausstattung mit ökonomischem und kulturellem Kapital kann der Kapitalstock konsistent oder inkonsistent zusammengesetzt sein.<sup>21</sup> Ein einfacher Test besteht darin, ob man jemandes ökonomisches Kapital aus dem Wissen über dessen kulturelles Kapital erschließen kann, und umgekehrt – oder nicht. Letzteres ist beispielsweise – um zwei extreme Fälle von Inkonsistenz zu nennen – bei einem Taxifahrer mit Dokortitel oder einer neureichen Geschäftsfrau ohne Schulabschluss so. Mit Blick auf investive Statusarbeit wäre Ersterer als gescheitert, Letztere als erfolgreich, wenngleich mit einem gewissen Stigma behaftet, einzustufen. Andere Fälle, wie etwa eine als freie Journalistin arbeitende promovierte Literaturwissenschaftlerin, die mit ihren Beiträgen gutes Geld verdient, aber mit einer unsicheren Nachfrage und entsprechend prekärerem Einkommen fertig werden muss, sind weniger extrem; doch die Inkonsistenz wird auch hier als ein Handicap erfahren, das „Statusakrobatik“ (Grimm 2016) abverlangt.

Das, was eine Person als Kapitalausstattung hat, muss sodann mit den für sie verfügbaren *Investitionsmöglichkeiten* abgeglichen werden. Welche Zukunftsaussichten bietet das Investieren des eigenen kulturellen und ökonomischen

---

<sup>20</sup> Eine Überausstattung mit kulturellem Kapital ist kaum möglich. Eine seltene Ausnahme dürfte jemand sein, der als Wissenschaftler\*in früh einen Nobelpreis erhält und dadurch fortan eine sichere und sehr gut bezahlte Stellung als Professor\*in oder Institutsdirektor\*in besitzt, die ihm/ihr ermöglicht, Forschungsgelder und sehr gutes Personal zu gewinnen, ohne dass er/sie noch einmal eine ähnlich gute Idee haben muss; und dennoch bleibt er/sie ein Attraktor und Ermöglicher kreativer Forschung.

<sup>21</sup> In der Schichtungsforschung wird dies als Statuskonsistenz oder -inkonsistenz behandelt (Lenski 1954).

Kapitals? Gemessen am jeweiligen Status quo der Person können die Zukunftsaussichten eher gut sein, also Verbesserungen des Istzustands oder zumindest die verlässliche Fortschreibung eines zufriedenstellenden Istzustands versprechen; oder die Aussichten stellen sich eher schlecht dar, wenn ein nicht zufriedenstellender Istzustand keine Verbesserungsmöglichkeiten erkennen lässt oder gar Verschlechterungen drohen.

Unterscheidet man die faktisch gegebenen und die subjektiv wahrgenommenen Investitionsmöglichkeiten, sind insbesondere jene Fälle interessant, bei denen Faktizität und Wahrnehmung auseinandergehen. Das kann in zwei Richtungen gehen: eine Unterschätzung von guten Investitionsmöglichkeiten oder eine Überschätzung schlechter Investitionsmöglichkeiten durch die Person. Ersteres läuft auf Übervorsichtigkeit hinaus, Letzteres auf falsche Hoffnungen. Solche Diskrepanzen in der einen oder anderen Richtung können u. a. dadurch zustande kommen, dass faktisch gegebene Investitionsmöglichkeiten und deren Wahrnehmung teilweise durch unterschiedliche Hintergrundvariablen geprägt werden. Die tatsächlichen Möglichkeiten erfolgreicher investiver Statusarbeit hängen etwa an der allgemeinen, regionalen oder auch branchenspezifischen wirtschaftlichen Lage und der damit verbundenen berufsspezifischen Arbeitsmarktsituation, an organisationalen Karrierechancen und mit Blick auf Geldanlagen an der Lage auf den Finanzmärkten. Die wahrgenommenen Investitionsmöglichkeiten werden demgegenüber – außer durch Persönlichkeitsfaktoren wie etwa Risikobereitschaft oder einen allgemeinen Zukunftspessimismus oder -optimismus – durch die bisherigen persönlichen und kohortenspezifischen Erfahrungen von wirtschaftlicher Entwicklung, Arbeitsmarkt- und Finanzmarktchancen sowie durch Lebensalter, soziale Herkunft, Bildungskarriere, Einkommen und Vermögen mitgeprägt. Insbesondere Erfahrungen von Aufwärts- oder Abwärtsmobilität, sowohl eigene als auch durch Beobachtung vergleichbarer Anderer – Freunde, Nachbarn, Kollegen, Geschwister oder Eltern – gewonnene, bestimmen, was man sich an Investitionen zutraut.

Wir kommen nun zu *sozialem Kapital* als dritter Kapitalsorte, über die eine Person verfügen kann. Wie schon gesagt, stufen wir sie nicht als essentiell für investive Statusarbeit ein. Doch es gibt immer wieder Konstellationen, in denen auch das soziale Kapital – oder sein Fehlen – bedeutsam für den Möglichkeitsspielraum investiver Statusarbeit ist. Auch hier gilt: Die sozialen Beziehungen, die eine Person unterhält, sind zunächst eine Ressource mit einem bestimmten utilitaristischen, konsumatorischen oder identitätsbezogenen „Gebrauchswert“; sie werden erst dann, wenn die Person sie investiert, zum Kapital. Die Investition kann geschehen, um zunächst weiteres soziales Kapital zu erlangen, wenn man zum Beispiel Freunde nutzt, um Kontakt zu bestimmten Personen herzustellen.

Wenn diese einem dann den Weg zu einem begehrten Studienplatz bahnen und man so einen Studienabschluss erwirbt, der eine steile berufliche Karriere eröffnet, wurde das soziale erst in kulturelles und dann auch noch in ökonomisches Kapital konvertiert.<sup>22</sup>

Mark Granovetters (1973) Unterscheidung von „Strong“ und „Weak Ties“, als Pole eines Spektrums verstanden, lenkt den Blick auf weitere Aspekte sozialen Kapitals. Granovetter zeigt, dass Weak Ties – beispielsweise mit anderen Mitgliedern desselben Sportvereins oder den Eltern von Mitschülern der eigenen Kinder – dafür wichtig sind, dass man Dinge erfährt, die jenseits des Horizonts der eigenen Strong Ties liegen. Das kann so Verschiedenes wie Hinweise auf interessante Jobs in Organisationen, die man vielleicht bis dahin gar nicht kannte, Empfehlungen von verlässlichen Haushaltshilfen oder neue Perspektiven auf politische Ereignisse sein. Die Strong Ties zu Angehörigen der eigenen Familie, engen Freund\*innen oder guten Kolleg\*innen sind demgegenüber als Unterstützungspotentiale wichtig. Zwei Arten von Strong Ties sind mit Blick auf investive Statusarbeit besonders wichtig. Das eine sind „Seilschaften“ (Paris 1991), in denen erst B und C als Unterstützer der Berufskarriere von A wirken, um dann als Gegenleistung von A, wenn er eine entsprechende Position erreicht hat, protegiert zu werden. Das andere Strong Tie, das oft übersehen wird, obwohl es zumeist stärker verbindet als alle anderen Strong Ties, sind Lebenspartnerschaften. Ein Paar bildet eine Dyade von „Linked Lives“ und agiert dann als ein „Composite Actor“ (Scharpf 1997, 52–60) – und zwar nicht nur, wenn einer der beiden die eigene investive Statusarbeit zugunsten der Unterstützung der Statusarbeit des anderen zurückstellt,<sup>23</sup> sondern auch, wenn beide ihre Statusarbeiten aufeinander abstimmen, so dass sie zumindest kompatibel miteinander sind, aber einander manchmal auch gut ergänzen können. Nicht ganz selten findet man etwa die Konstellation, dass die Frau den weniger gut bezahlten, aber sicheren Lehrerberuf ergreift und der Mann sich, mit dieser stabilen ökonomischen Basis im Rücken, auf eine unsichere Karriere im Wissenschaftssystem einlassen kann.

Zusammengefasst drehen sich die präsentierten Überlegungen zu den soziostrukturellen Bedingungen investiver Statusarbeit um zwei Variablen: die Kapitalausstattung einer Person und ihre Investitionsmöglichkeiten. Wenn aus den erwähnten Gründen zur Vereinfachung nur ökonomisches und kulturelles Kapital

---

<sup>22</sup> Prinzipiell besteht umgekehrt auch die Möglichkeit, dass ein Mangel an ökonomischen und kulturellen Ressourcen durch soziales Kapital kompensiert oder zumindest teilweise abgemildert werden kann. Empirisch scheint dieser Fall jedoch weniger häufig vorzukommen (Hollstein 2012).

<sup>23</sup> Noch immer steckt hier typischerweise die Frau zurück. Für Ehefrauen von Topmanagern siehe die Studie von Tomke Böhnisch (1999).

betrachtet werden, lässt sich eine Typologie von acht analytisch unterscheidbaren Kapitalausstattungen in Gestalt einer groben Rangordnung skizzieren. Die beiden Pole bilden eine für investive Statusarbeit sehr gute auf der einen und eine sehr schlechte Kapitalausstattung auf der anderen Seite:

- Sehr gut ist eine Überausstattung mit ökonomischem Kapital, gepaart mit einer guten Ausstattung mit kulturellem Kapital.
- Gut sind die Kapitalausstattungen der Fraktion I mit Dominanz des ökonomischen und der Fraktion III mit Dominanz des kulturellen Kapitals.
- Noch halbwegs gut für investive Statusarbeit, wenn auch etwas unbehaglich, ist eine inkonsistente Kapitalausstattung mit ausreichendem ökonomischem und zu geringem kulturellem Kapital.
- Etwas weniger gut ist die umgekehrt inkonsistente Kapitalausstattung mit ausreichendem kulturellem und zu geringem ökonomischem Kapital.
- Schwankend sind die geringeren Kapitalausstattungen der anderen beiden Fraktionen: der Fraktion II mit dominantem ökonomischen und der Fraktion IV mit dominantem kulturellem Kapital: Wenn faktisch gute Investitionsmöglichkeiten bestehen, können die Kapitalausstattungen noch ausreichen; in schlechteren Zeiten hingegen wird investive Statusarbeit schwierig oder sogar unmöglich.
- Schlechte Chancen für investive Statusarbeit bestehen, wenn sowohl beim ökonomischen als auch beim kulturellen Kapital eine Unterausstattung vorliegt. Selbst bei guten faktischen Investitionschancen sind die Erfolgchancen gering; in nicht so guten Zeiten sind sie gleich Null.

Bei den Investitionsmöglichkeiten lassen sich, wie dargestellt, vier Ausprägungen unterscheiden, die man ebenfalls in eine Rangordnung bringen kann: faktisch gegebene und als solche erkannte gute Chancen – unterschätzte gute Chancen – nicht als solche bewusste schlechte Chancen – faktisch gegebene und als solche bewusste schlechte Chancen.

### **2.2.3 Praktiken der Lebensführung**

Damit haben wir die beiden unabhängigen Variablen des Modells investiver Statusarbeit – die kulturelle Rahmung und die soziostrukturellen Bedingungen – behandelt. Bevor nun auf die abhängige Variable in Gestalt der durch diese Lebenschancen hervorgebrachten Praktiken der Lebensführung eingegangen wird, sei noch darauf hingewiesen, dass bereits die wenigen betrachteten

Variablen und die wenigen Ausprägungen, die bei jeder von ihnen unterschieden worden sind, sich zu nicht weniger als 104 Varianten von Lebenschancen einer Person kombinieren.<sup>24</sup> Keine dieser 104 Varianten kann per se aus rein theoretischen Überlegungen heraus als in sich unlogisch und daher empirisch nicht vorkommend eingestuft werden. Es gibt in sich stimmigere – in denen mit Blick auf investive Statusarbeit die einzelnen Komponenten erfolversprechender zusammenwirken – und weniger stimmige Varianten, und das mag mit darüber bestimmen, wie häufig oder selten eine Variante empirisch vorzufinden ist. Doch es könnte auch gesellschaftliche Kontexte geben, die unstimmige Kombinationen von Lebenschancen wahrscheinlich und stimmige unwahrscheinlich machen. Es ist also insgesamt schwer abschätzbar, welche dieser über hundert Varianten von Lebenschancen wie oft in der gesellschaftlichen Wirklichkeit vorkommt.

Im allgemeinen „Modell der soziologischen Erklärung“ (Esser 1993, 1–140) stellt das hier konzipierte theoretische Modell investiver Statusarbeit eine Verbindung von „Logik der Situation“ und „Logik der Selektion“ dar. Die bislang angesprochenen unabhängigen Variablen charakterisieren die „Logik der Situation“ von Personen in der modernen Gesellschaft hinsichtlich deren Lebensführung: Welche kulturellen und soziostrukturellen Determinanten investiver Statusarbeit sind zu berücksichtigen? Wenn wir uns nun der „Logik der Selektion“ als abhängiger Variable zuwenden, geht es um die Praktiken, die diesen Lebensführungsmodus ausmachen. Hier lassen sich drei Arten von Praktiken unterscheiden. Als erstes geht es, wenig überraschend, um Praktiken des Investierens von ökonomischem und kulturellem Kapital. Dies ist der Kern investiver Statusarbeit. Ihm zugeordnet sind zwei Arten von flankierenden Praktiken, ohne die investive Statusarbeit nicht funktionieren würde: zum einen Praktiken der Statusdarstellung, zum anderen Praktiken der Statussuspension.

Vor dem Hintergrund der kulturellen Leitidee des gestalteten Fortschritts sind Individuen in der Moderne gehalten, „etwas aus sich zu machen“, wie es umgangssprachlich heißt. Dieser „Instrumental Activism“ (Parsons und White 1961), versehen mit einer mittleren Kapitalausstattung, weist in die Richtung eines *umsichtigen Immer-wieder-Investierens* des eigenen kulturellen und ökonomischen Kapitals. Denn die Kapitalausstattung reicht unter nicht zu ungünstigen Rahmenbedingungen aus, um mit vorsichtigen Investitionen Gewinne realisieren

---

<sup>24</sup> Drei Varianten der kulturellen Rahmung multiplizieren sich mit acht Varianten der Kapitalausstattung und mit vier Varianten der Investitionsmöglichkeiten. Zu diesen 96 Varianten kommen noch acht hinzu, die sich daraus ergeben, dass die vierte Variante kultureller Rahmung (weder Leistungsethos noch Planungsimperativ) sich mit den acht Varianten der Kapitalausstattung kombiniert, aber nicht mit den vier Investitionsmöglichkeiten, die ja nicht ergriffen werden.

zu können; waghalsige Investitionen können allerdings zu schweren Verlusten führen. Damit sind drei Arten des Umgangs mit dem eigenen Kapital zu vermeiden:

- Erstens ein sorgloses Nicht-Investieren: Das ökonomische Kapital darf nicht einfach liegen gelassen oder gar für alle möglichen Bedürfnisse eines „schönen Lebens“ verausgabt werden; und vom kulturellen Kapital darf man nicht einfach nur zehren, sondern muss es zumindest auf dem neuesten Stand halten. So wie liegengelassenes ökonomisches Kapital durch Inflation immer mehr entwertet wird, unterliegt kulturelles Kapital einer Entwertung durch sich wandelnde berufliche Qualifikationsanforderungen. Wer zum Beispiel nicht mit der voranschreitenden Digitalisierung von immer mehr Berufsfeldern Schritt gehalten hat, ist früher oder später beruflich in einer Sackgasse.
- Zweitens eine übervorsichtige Risikoscheu: Wer nur in sehr seltene „todsi-chere“ Gelegenheiten investiert, weil er sich bereits vor kleinen Risiken des Kapitalverlusts fürchtet, wird nicht nur kaum ökonomisches und kulturelles Kapital hinzugewinnen, sondern nimmt damit auch die voranschreitende Entwertung beider Kapitalsorten in Kauf. Risikoscheu läuft damit auf dasselbe hinaus wie Nicht-Investieren.
- Drittens ein zu riskantes Investieren: Dies ist das Gegenteil von Risikoscheu. Wer große Geldsummen oder gar sein gesamtes ökonomisches Kapital gleichsam wie im Roulette einsetzt oder all sein kulturelles Kapital auf die eine Karte einer wissenschaftlichen, künstlerischen oder politischen Karriere setzt, geht das große Risiko ein, alles zu verlieren. Auch dieses Hasardspiel endet also mit großer Wahrscheinlichkeit, wie Risikoscheu und Nicht-Investieren, in einer mehr oder weniger großen Kapitalvernichtung.

Weber (1919, 4) spricht dem modernen kapitalistischen Profitstreben den beherrschenden Charakterzug einer „rationalen Temperierung“ zu. Dies lässt sich für investive Statusarbeit generell, nicht nur in der Unternehmerrolle, sagen und drückt sich etwa im „Deferred Gratification Pattern“ (Schneider und Lysgaard 1953) aus, das ein diszipliniertes Bildungsstreben schon im Kinder- und Jugendalter prägt, was dann in karrierebewusste Berufswahlen mündet, und den eigenen Kindern weitergegeben wird. Die „Rationalisierung der Lebensführung“ (Weber 1905, 165) manifestiert sich in Mentalitäten, Deutungsmustern, Einstellungen und Maximen, die die „alltägliche Lebensführung“ ebenso wie die längerfristige Verfolgung von Lebensplänen bestimmen.

Letzen Endes gewinnen, aber auch etwas verlieren zu können: In dieser ambivalenten Situation befinden sich diejenigen, die investive Statusarbeit betreiben, beständig.



Man hat auf der einen Seite genug, um mehr daraus machen zu können – und auf der anderen Seite hat man zu wenig, um nichts daraus machen zu brauchen. Anders gesagt: Es muss investiert werden – und man darf Hoffnungen auf einen gewissen Erfolg hegen. Diese durch die Kapitalausstattung hervorbrachte Ambivalenz passt zur kulturellen Rahmung investiver Statusarbeit. Das beständige Investieren setzt das Leistungsethos um, und die Langfristigkeit und Umsicht des Investierens folgt dem Planungsimperativ.

Dabei sind zwei Ebenen von Investitionspraktiken zu unterscheiden. Auf der basalen Ebene finden sich solche Praktiken, die unmittelbar im Rahmen der vorliegenden Gegebenheiten der Lebenssituation nach Statusverbesserung streben – also etwa das Bemühen, beruflich einen „guten Job“ zu machen, um sich bei Vorgesetzten für „Höheres“ zu empfehlen, oder der Besuch eines Weiterbildungsprogramms, um die Zugangsvoraussetzungen zum Beispiel für den höheren Verwaltungsdienst zu erwerben. Neben den basalen Praktiken investiver Statusarbeit kann sich die Person aber auch noch reflexiver Praktiken bedienen, in denen es darum geht, die Rahmenbedingungen für künftige basale Praktiken zu verbessern – wobei der Übergang zwischen beiden fließend ist. Man kann etwa aus Ostdeutschland weg in eine westdeutsche Großstadt ziehen, wo der Arbeitsmarkt günstiger aussieht. Dies wäre eine individuelle reflexive Investition. Oder man kann sich einer kollektiven reflexiven Investition, beispielsweise einer Gewerkschaft anschließen, weil man hofft, dass diese mit jedem zusätzlichen Mitglied machtvoller für gute Arbeitsbedingungen und -löhne kämpfen kann oder weil sie einen rechtlich unterstützt, wenn man in einem Stellenbesetzungsverfahren nicht zum Zuge gekommen ist. Gemeinsam haben die reflexiven Praktiken, dass sie zumeist erst längerfristiger als basale Praktiken Früchte tragen.

Wenn wir uns nun den Praktiken der *Statusdarstellung* zuwenden, muss betont werden, dass sie weit mehr als den schon angesprochenen „demonstrativen Konsum“ umfassen. Im Rahmen investiver Statusarbeit geht es eher weniger um das angeberische Vorzeigen des eigenen Reichtums und der eigenen „höheren Lebensart“. Wie man sich kleidet, welches Auto man fährt und in welchen Kunstaussstellungen man sich sehen lässt, soll zwar durchaus zeigen, über wie viel ökonomisches und kulturelles Kapital man verfügt. Doch neben diesen konsumbasierten „feinen Unterschieden“ (Bourdieu 1979) werden viele andere performative Aspekte der eigenen Lebensführung dazu benutzt, um das „Presentation of Self in Everyday Life“ (Goffman 1956) für „Boundary Work“ (Lamont 1992) einzusetzen – also zur symbolischen Abgrenzung der eigenen „richtigen“ Lebensführung von demgegenüber weniger respektierten Lebensführungen. Explizit oder implizit artikuliert ästhetische, moralische oder politische Präferenzen signalisieren sowohl, dass man investive Statusarbeit betreibt, als auch,

in welchem gesellschaftlichen Milieu man das tut – beispielsweise als biedere Facharbeiterin oder als „hipper“ freiberuflicher Eventmanager.

Was passiert, wenn jemand seine Statusdarstellung vernachlässigt, also sich zum Beispiel nicht einmal in der Woche mit seinen Freund\*innen in einer Cocktailbar trifft, die gerade „in“ ist, nicht zu den Elternabenden der Schulklassen der eigenen Kinder geht oder sich unpassend gekleidet in der Oper blicken lässt? Zunächst einmal kann diese Person keine soziale Bestätigung ihrer Identität – insbesondere erfolgreicher investiver Statusarbeit – erhalten, weil diese Identität nicht oder unangebracht präsentiert wird. Immer wieder erlangte Identitätsbestätigungen sind aber erforderlich, um die eigene Identität dauerhaft behaupten zu können; nur die Anderen können das je eigene Selbstbild spiegeln (Schimank 2000, 121–143). Neben diesem für die persönliche Identitätsbehauptung und damit auch die investive Statusarbeit funktional erforderlichen In-Process Benefit der Statusdarstellung kann auch noch als instrumenteller Nutzen das Investieren des eigenen sozialen Kapitals hinzukommen. So mancher geht auf die Festsitzung seines Karnevalsvereins, auch wenn er das, was da passiert, ganz schrecklich findet, weil er vielleicht als Bauunternehmer Geschäftsbeziehungen anbahnt oder festigt.

In der Summe und auf Dauer können Praktiken des Investierens in den Status und der Statusdarstellung ziemlich anstrengend für die Person sein. Engagiert betrieben – und das gehört zumeist dazu, um erfolgreich damit zu sein – wird investive Statusarbeit schnell von einem Lebensgefühl „permanenter Anstrengung und Anspannung“ (Vogel 2011, 507) begleitet. Es bedarf daher eines Grenzen ziehenden und ausgleichenden Gegenprinzips in Gestalt von Praktiken der *temporären Suspension von Statusarbeit*. Fehlt dies, endet investive Statusarbeit – auch erfolgreiche – früher oder später im Burn-Out mit seinen verschiedenen Ausprägungen (Neckel und Wagner 2013) bis hin zum Selbstmord, wie er beispielsweise vor einigen Jahren offenbar gehäuft unter japanischen Arbeitnehmern vorkam.

Eine gesellschaftliche Sphäre, die in der Moderne besonders für die Suspension von Statusarbeit in Anspruch genommen wird, sind die Intimbeziehungen – Partnerschaften, Familien, enge Freundschaften. Dort kann jemand erwarten, sich „authentisch“ so geben zu dürfen, wie er oder sie „wirklich“ ist, und alle strategischen Maskeraden hinter sich lassen zu können – entsprechend dem bekannten Motto: „Hier bin ich Mensch, hier darf ich’s sein.“<sup>25</sup> Paare sind damit nicht

---

<sup>25</sup> Aus Johann Wolfgang von Goethes Drama „Faust I“ (1808). Siehe dazu ferner Niklas Luhmanns (1982) Nachzeichnung der historischen Entwicklung des Liebescodes in der Moderne – einschließlich der damit verbundenen Lebenslügen.

nur, wie schon angesprochen, als strategische Partnerschaften investiver Statusarbeit „Linked Lives“, sondern auch und viel wichtiger als wechselseitig gewährtes Innehalten bei der Statusarbeit (Luhmann 1975, 873). Viele Freizeitaktivitäten, vom Sporttreiben und Romanlesen bis zum Kartenspiel oder Kochen, stellen in ihrer Ungezwungenheit ebenfalls Ausgleichsmechanismen zur Anstrengung der Statusarbeit dar – soweit sie nicht zur Statusdarstellung genutzt werden. Intimität und Freizeit können somit zeitweilige Gegenwelten zur Statusarbeit, „Auszeiten“ (Lyman und Scott 1970) von ihr sein. Der wachsende Bedarf danach drückt sich heutzutage in Formeln wie Work-Life-Balance aus (Drobnič und Guillén 2011).

„Arbeit“ und „Leben“: Gerade die unlogische Konstruktion dieses Gegensatzpaars – als wäre Arbeit kein Leben – spricht beredt davon, dass investive Statusarbeit, um eine bekannte Wendung von Jürgen Habermas abzuwandeln, eine „Kolonialisierung“ des Lebens durch die Arbeit zu werden droht und dem Einhalt geboten werden muss. Es geht bei der Suspension von Statusarbeit freilich nicht um einen dauerhaften Ausstieg aus diesem Modus der Lebensführung, wie ihn „Gegenkulturen“ wie etwa die Hippies Ende der 1960er Jahre propagierten, sondern lediglich um ein immer wieder nötiges zeitweiliges Atemholen, um neue Kraft für die nächste Runde investiver Statusarbeit zu schöpfen.

Unsere generelle Hypothese zum Wechselspiel von Investieren, Statusdarstellung und Suspension von Statusarbeit lautet, dass eine voll entfaltete investive Statusarbeit aus einer Verbindung aller drei Praktiken besteht. Keine darf unter ein Minimalniveau absinken, weil darunter investive Statusarbeit als ganzheitlicher Modus der Lebensführung leiden würde. Anders gesagt: Zu wenig von einer der drei Arten von Praktiken lässt sich nicht durch ein entsprechendes Mehr von einer der beiden anderen Arten von Praktiken kompensieren. Da das Investieren im Zentrum steht und die beiden anderen Arten von Praktiken flankierend dazukommen müssen, heißt dies letztlich: Vernachlässigte Statusdarstellung und vernachlässigte Suspension von Statusarbeit können durch noch so viel Investieren nicht wettgemacht werden, sondern lassen dieses scheitern.

Damit können zwei Arten von defizitärer investiver Statusarbeit unterschieden werden:

- Die eine besteht aus übereifrigem Investieren und ebenso übereifriger Statusdarstellung zu Lasten einer temporären Suspension von Statusarbeit. Die Person agiert die ganze Zeit unter Hochdruck und gönnt sich keine Ruhe – was mit hoher Wahrscheinlichkeit früher oder später im Zusammenbruch investiver Statusarbeit endet.
- Die andere Art von defizitärer investiver Statusarbeit besteht in einer Vernachlässigung von Statusdarstellung. Die Erfolge investiver Statusarbeit bleiben

dann gleichsam sozial unsichtbar, die Person erhält keine Identitätsbestätigungen dafür. Sie kann allenfalls ritualistisch an diesem Modus der Lebensführung festhalten, jede innere Überzeugung fehlt.

Schaut man sich die Praktiken investiver Statusarbeit als abhängige Variable an, lassen sich 12 Varianten unterscheiden. Vier Arten des Umgangs mit dem ökonomischen und kulturellen Kapital – umsichtig investieren, übervorsichtig investieren, hochriskant investieren und nicht investieren – kombinieren sich mit den gerade angesprochenen drei Arten der Verknüpfung von Investieren, Statusdarstellung und Suspension von Statusarbeit.

Das hier entworfene theoretische Modell stellt damit 104 Ausprägungen der unabhängigen Variablen – kulturelle Rahmung und soziostrukturelle Bedingungen – 12 Ausprägungen der Lebensführung als abhängiger Variable gegenüber. Das Zahlenverhältnis zeigt bereits: Jede der Varianten mehr oder weniger entfalteter investiver Statusarbeit kann auf durchschnittlich knapp neun Varianten von kultureller Rahmung und soziostrukturellen Bedingungen zurückgeführt werden. Dabei ist es nicht auszuschließen, sondern durchaus möglich, dass eine bestimmte Kombination von Ausprägungen der unabhängigen Variablen nicht bloß eine einzige Ausprägung von Lebensführung hervorbringt, sondern mehrere – u. a. deshalb, weil Lebensführung als abhängige Variable hier noch sehr grobschlächtig gefasst wird. Um das theoretische Modell in sich eindeutig fassen zu können, müssten alle  $104 \times 12 = 1248$  logischen Möglichkeiten durchdacht werden, was erkennbar unmöglich ist.

An diesem Punkt kommt alles darauf an, wie geschickt man die empirischen Fälle auswählt und wie geschickt man die ausgewählten Fälle miteinander vergleicht. In beiden Hinsichten haben wir uns darum bemüht, aus unserer sehr begrenzten Zahl von 41 ausgewerteten Fällen das Möglichste herauszuholen.

---

## 2.3 Theoretisches Modell und empirische Wirklichkeit

Eine Hypothese kann sich in der empirischen Prüfung als mehr oder weniger wahr oder falsch erweisen. Insbesondere mit folgenden Möglichkeiten, dass die hier als theoretisches Modell ausgearbeitete komplexe Leithypothese nicht glatt bestätigt wird, ist zu rechnen:

- Im Extremfall findet man unter den untersuchten Fällen aus den Mittelschichten empirisch nichts vor, was investiver Statusarbeit ähnelt. Dann ist die Leithypothese widerlegt.

- Das theoretische Modell könnte sich mit Blick auf die unabhängigen Variablen als unvollständig oder mehr oder weniger unzutreffend erweisen: Die postulierten Orientierungen und Praktiken investiver Statusarbeit hätten dann noch weitere oder ganz andere kulturelle oder soziostrukturelle Bedingungen.
- Investive Statusarbeit – wie immer modifiziert – wird womöglich auch jenseits der Mittelschichten, also unter anderen soziostrukturellen Bedingungen, nicht nur praktiziert, sondern dies geschieht auch mit einem gewissen Erfolg. Das liefe auf eine Erweiterung der Leithypothese hinaus.<sup>26</sup>
- Es könnten sich – bei Vorliegen der postulierten unabhängigen Variablen – Modi der Lebensführung zeigen, die mit Blick auf die vorfindlichen Praktiken nur eingeschränkt als investive Statusarbeit einzustufen sind. Dann muss die Leithypothese hinsichtlich der Charakterisierung der abhängigen Variablen modifiziert werden.
- Teile der Mittelschichten könnten sich als keine investiven Statusarbeiter\*innen entpuppen. Bei ihnen sind zwar die soziostrukturellen Bedingungen gegeben, aber die kulturelle Rahmung ist eine andere – eine weitere Erweiterung der Leithypothese.

Soviel vorab: Die Empirie erweist sich in der Tat als vielschichtiger als die theoretischen Vorüberlegungen. Die Leithypothese wird zwar nicht in Bausch und Bogen widerlegt. Wir finden investive Statusarbeit – aber wir finden sie in ihren Komponenten und Praktiken teilweise anders ausgestaltet und akzentuiert als theoretisch postuliert; wir finden in den Mittelschichten Lebensführungsmodi, die investive Statusarbeit praktizieren, ohne sie zur dominierenden sinnstiftenden kulturellen Rahmung der Lebensführung zu machen; und wir finden investive Statusarbeit in unteren und oberen sozialen Schichten, wo sie sich allerdings anders artikuliert als in den Mittelschichten.

Wir wären aber auf all dies nicht ohne das in diesem Kapitel entfaltete theoretische Konstrukt als Suchscheinwerfer gestoßen. Anders gesagt: Unsere empirischen Befunde hängen – als Wiedererkennung wie als Widerlegung – davon ab, dass sie dem Dunkel entrissen und wie sie ausgeleuchtet werden.

---

<sup>26</sup> Um dies feststellen zu können, müssten freilich empirische Fälle untersucht werden, die nicht den Mittelschichten angehören. Oder man stößt durch eine Auswertung vorhandener Studien darauf, dass es investive Statusarbeit auch in den Unter- oder den Oberschichten gibt.

## Literatur

- Aisenbrey, Silke und Anette Fasang. 2017. „The Interplay of Work and Family Trajectories over the Life Course: Germany and the United States in Comparison.“ *American Journal of Sociology* 122(5): 1448–1484.
- Alleweldt, Erika, Anja Röcke und Jochen Steinbicker, Hrsg. 2016. *Lebensführung heute – Klasse, Bildung, Individualität*. Weinheim und Basel: Beltz Juventa.
- Aulenbacher, Brigitte, Maria Dammayr, Klaus Dörre, Wolfgang Menz, Birgit Riegraf und Harald Wolf, Hrsg. 2017. *Leistung und Gerechtigkeit – Das umstrittene Versprechen des Kapitalismus*. Weinheim und Basel: Beltz Juventa.
- Beck, Ulrich. 1983. „Jenseits von Stand und Klasse.“ In *Soziale Ungleichheiten*, Reinhard Kreckel, Hrsg., 35–74. Göttingen: Schwartz.
- Beck, Ulrich. 1986. *Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Beck, Ulrich und Elisabeth Beck-Gernsheim. 1994. „Individualisierung in modernen Gesellschaften – Perspektiven und Kontroversen einer subjektorientierten Soziologie.“ In *Risikante Freiheiten*, Ulrich Beck und Elisabeth Beck-Gernsheim, Hrsg., 10–39. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Bennett, Tony, Mike Savage, Elizabeth Bortolaia Silva, Alan Warde, Modesto Gayo-Cal, David Wright. 2009. *Culture, Class, Distinction*. London: Routledge.
- Berger, Peter A. und Ronald Hitzler, Hrsg. 2010. *Individualisierungen. Ein Vierteljahrhundert „jenseits von Stand und Klasse“?* Wiesbaden: Springer VS.
- Berger, Peter L. und Thomas Luckmann. 1967 (1972). *The Social Construction of Reality. A Treatise in the Sociology of Knowledge*. Harmondsworth: Penguin Books.
- Bernardi, Laura, Johannes Huinink und Richard Settersten. 2019. „The Life Course Cube: A Tool for Studying Lives.“ *Advances in Life Course Research* 41: 1–13.
- Böhnisch, Tomke. 1999. *Gattinnen. Die Frauen der Elite*. Münster: Westfälisches Dampfboot.
- Boudon, Raymond. 1984 (1986). *Theories of Social Change. A Critical Appraisal*. Oxford: Polity Press.
- Bourdieu, Pierre. 1979 (1994). *Die feinen Unterschiede. Zur Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Bourdieu, Pierre. 1983. „Ökonomisches Kapital, kulturelles Kapital, soziales Kapital.“ In *Soziale Ungleichheiten*, Reinhard Kreckel, Hrsg., 183–198. Göttingen: Schwartz.
- Brose, Hanns-Georg, Monika Wohlrab-Sahr und Michael Corsten. 1993. *Soziale Zeit und Biographie: über die Gestaltung von Alltagszeit und Lebenszeit*. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Burkart, Günter und Cornelia Koppetsch. 1999. *Die Illusion der Emanzipation. Zur Wirksamkeit latenter Normen im Milieuvvergleich*. Konstanz: UVK.
- Coser, Rose Laub. 1975. „The Complexity of Roles as a Seedbed of Individual Autonomy.“ In *The Idea of Social Structure. Papers in Honor of Robert K. Merton*, Lewis A. Coser, Hrsg., 237–263. New York: Harcourt.
- Dahrendorf, Ralf. 1979. *Lebenschancen. Anläufe zur sozialen und politischen Theorie*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

- Drobnič, Sonja und Ana M. Guillén, Hrsg. 2011. *Work-Life Balance in Europe. The Role of Job Quality*. Houndmills: Palgrave Macmillan.
- Eisenstadt, Shmuel. 2000. Multiple Modernities, *Daedalus*. Cambridge: MIT Press, 129:1–30.
- Esping-Andersen, Gøsta. 1990. *The Three Worlds of Welfare Capitalism*. Princeton N.J.: Princeton University Press.
- Esser, Hartmut. 1993 (1996). *Soziologie. Allgemeine Grundlagen*. Frankfurt am Main: Campus.
- Fiske, Susan T. und Shelley E. Taylor. 1991. *Social Cognition*. 2nd Edition. New York: McGraw Hill.
- Fuchs-Heinritz, Werner. 2005. *Biographische Forschung. Eine Einführung in Praxis und Methoden*. Wiesbaden: VS.
- Gehlen, Arnold. 1940 (1976). *Der Mensch*. 9. Auflage. Wiesbaden: Athenaion.
- Garfinkel, Harold. 1967. *Studies in Ethnomethodology*. Englewood Cliffs, N.J.: Prentice Hall.
- Geißler, Rainer. Hrsg. 1994. *Soziale Schichtung und Lebenschancen in Deutschland*. Stuttgart: Enke.
- Giegel, Hans-Joachim, Gerhard Frank und Ulrich Billerbeck. 1988. *Industriearbeit und Selbstbehauptung. Berufsbiographische Orientierung und Gesundheitsverhalten in gefährdeten Lebensverhältnissen*. Opladen: Leske und Budrich.
- Goffman, Erving. 1956 (1973). *Wir alle spielen Theater. Die Selbstdarstellung im Alltag*. München: Piper.
- Goffman, Erving. 1963 (1974). *Stigma*. Harmondsworth: Penguin Books.
- Granovetter, Mark. 1973. „The Strength of Weak Ties.“ *American Journal of Sociology* 78(6): 1360–1380.
- Greshoff, Rainer. 2015. „Worum geht es in der Mechanismendiskussion in den Sozialwissenschaften und welcher Konzepte bedarf es, um sozialmechanismische Erklärungen zu realisieren?“ In *Zyklus 1 – Jahrbuch für Geschichte und Theorie der Soziologie*, Martin Endreß, Klaus Lichtblau und Stephan Moebius, Hrsg., 47–91. Wiesbaden: Springer VS.
- Grimm, Natalie. 2016. *Statusakrobatik. Biografische Verarbeitungsmuster von Statusinkonsistenzen im Erwerbsverlauf*. Konstanz: UVK.
- Groh-Samberg, Olaf. 2009. „Sorgenfreier Reichtum: Jenseits von Konjunktur und Krise lebt nur ein Prozent der Bevölkerung.“ *DIW Wochenbericht* 76(35): 590–597.
- Groh-Samberg, Olaf, Steffen Mau und Uwe Schimank. 2014. „Investieren in den Status: Der voraussetzungsvolle Lebensführungsmodus der Mittelschichten.“ *Leviathan* 42(2): 219–248.
- Gross, Peter. 1994. *Die Multioptionsgesellschaft*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Hall, Peter und David Soskice. Hrsg. 2001. *Varieties of Capitalism. The Institutional Foundations of Comparative Advantage*. Oxford: Oxford University Press.
- Heinz, Walter R., Johannes Huinink und Ansgar Weymann. Hrsg. 2009a. *The Life Course Reader. Individuals and Societies Across Time*. Frankfurt am Main: Campus.
- Heinz, Walter R., Johannes Huinink, Christopher S. Swader und Ansgar Weymann. 2009b. „General Introduction.“ In *The Life Course Reader. Individuals and Societies Across Time*, Walter R. Heinz, Johannes Huinink und Ansgar Weymann, Hrsg., 15–30. Frankfurt am Main: Campus.
- Hörning, Erika M. Hrsg. 2000. *Biographische Sozialisation*. Stuttgart: Lucius & Lucius.

- Hollstein, Betina. 2012. „Soziale Netzwerke.“ In *Handwörterbuch zur Gesellschaft Deutschlands*, Steffen Mau und Nadine Schöneck-Voß, Hrsg., 745–758. Wiesbaden: Springer VS.
- Huinink, Johannes und Betina Hollstein. 2021. „Life Course.“ In *Soziologie – Sociology in the German-Speaking World, Special Issue Soziologische Revue 2020*, Johannes Huinink, Rainer Greshoff, Uwe Schimank und Anja Weiß, Hrsg., 197–210. Berlin: De Gruyter. <https://doi.org/10.1515/9783110627275-014> .
- Hürtgen, Stefanie und Stephan Voswinkel. 2014. *Nichtnormale Normalität? Anspruchslogiken aus der Arbeitnehmermitte*. Berlin: Edition Sigma.
- Iversen, Torben. 2006. „Capitalism and Democracy.“ In *Handbook of Political Science*, Barry Weingast, Hrsg., 601–623. Oxford: Oxford University Press.
- Iversen, Torben und David Soskice. 2006. „Electoral Institutions and the Politics of Coalitions: Why Some Democracies Redistribute More Than Others.“ *American Political Science Review* 100(2): 165–181.
- Jurczyk, Karin, G. Günter Voß und Margit Wehrich. 2016a. „Alltägliche Lebensführung – theoretische und zeitdiagnostische Potentiale eines subjektorientierten Konzepts.“ In *Lebensführung heute – Klasse, Bildung, Individualität*, Erika Alleweldt, Anja Röcke und Jochen Steinbicker, Hrsg., 53–87. Weinheim und Basel: Beltz Juventa.
- Jurczyk, Karin, G. Günter Voß und Margit Wehrich. 2016b. „Conduct of Everyday Life in Subject-Oriented Sociology: Concept and Empirical Research.“ In *Psychology and the Conduct of Everyday Life*, Ernst Schraube und Charlotte Højholt, Hrsg., 34–64. London: Routledge.
- Kohli, Martin. 1985. „Die Institutionalisierung des Lebenslaufs. Historische Befunde und theoretische Argumente.“ *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 37(1): 1–29.
- Koppetsch, Cornelia. 2006. „Zwischen Disziplin und Expressivität. Zum Wandel beruflicher Identitäten im neuen Kapitalismus. Das Beispiel der Werbeberufe.“ *Berliner Journal für Soziologie* 16(2): 155–172.
- Koppetsch, Cornelia und Sarah Speck. 2015. *Wenn der Mann kein Ernährer mehr ist. Geschlechterkonflikte in Krisenzeiten*. Berlin: Suhrkamp.
- Kracauer, Siegfried. 1930 (1959). *Die Angestellten*. Allensbach und Bonn: Verlag für Demoskopie.
- Krüger, Helga. 2009. „The Life-Course Regime: Ambiguities Between Interrelatedness and Individualization.“ In *The Life Course Reader. Individuals and Societies Across Time*, Walter R. Heinz, Johannes Huinink und Ansgar Weymann, Hrsg., 159–177. Frankfurt am Main: Campus.
- Kudera, Werner und G. Günter Voß. 2000. *Lebensführung und Gesellschaft. Beiträge zu Konzept und Empirie alltäglicher Lebensführung*. Wiesbaden: VS.
- Laing, Ronald D. 1961 (1977). *Das Selbst und die Anderen*. Reinbek: Rowohlt.
- Lamont, Michele. 1992. *Money, Morals, and Manners: The Culture of the French and the American Upper-Middle Class*. Chicago: Chicago University Press.
- Lasch, Christopher. 1979. *The Culture of Narcissism*. New York: Norton.
- Lenski, Gerhard. 1954. „Status Crystallization: A Non-vertical Dimension of Social Status.“ *American Sociological Review* 19(4): 405–413.



- Levy, Rene. 1996 (2009). „Toward a Theory of Life Course Institutionalization.“ In *The Life Course Reader. Individuals and Societies Across Time*, Walter R. Heinz, Johannes Huinink und Ansgar Weymann, Hrsg., 178–199. Frankfurt am Main: Campus.
- Lindblom, Charles E. 1959. „The Science of Muddling Through.“ *Public Administration Review* 19(2): 79–88.
- Lipset, Seymour M. 1959 (1976). *Political Man*. London: Heinemann.
- Little, Daniel. 2018. „Rational Life Plans?“ In *The Mystery of Rationality*, Gerald Bronner und Francesco Di Iorio, Hrsg., 131–145. Cham: Springer International Publishing.
- Lizardo, Omar. 2015. „Cultural Theory“. In *Handbook of Contemporary Sociological Theory*, Seth Abrutyn, Hrsg., 99–119. Cham: Springer International Publishing.
- Luhmann, Niklas. 1964. „Lob der Routine.“ In *Politische Planung*, Niklas Luhmann, 113–142. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Luhmann, Niklas. 1975 (2017). *Systemtheorie der Gesellschaft*. Berlin: Suhrkamp.
- Luhmann, Niklas. 1982. *Liebe als Passion*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Luhmann, Niklas und Karl-Eberhard Schorr. 1982. „Personale Identität und Möglichkeiten der Erziehung.“ In *Zwischen Technologie und Selbstreferenz*, Niklas Luhmann und Karl-Eberhard Schorr, Hrsg., 224–261. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Lyman, Stanford M. und Marvin B. Scott. 1970. „On the Time Track.“ In *A Sociology of the Absurd*, Stanford M. Lyman und Marvin B. Scott, Hrsg., 189–212. New York: Appleton-Century-Crofts.
- Manow, Philip, Bruno Palier und Hanna Schwander. Hrsg. 2018. *Welfare Democracies and Party Politics: Explaining Electoral Dynamics in Times of Changing Welfare Capitalism*. Oxford: Oxford University Press.
- Marx, Karl. 1847 (1972). „Das Elend der Philosophie. Antwort auf Proudhons ‚Philosophie des Elends‘.“ In *MEW, Band 4*, Karl Marx, 63–182. Berlin: Dietz-Verlag.
- Marx, Karl. 1867 (1972). *Das Kapital. Bd. I*. Frankfurt am Main: Verlag Marxistische Blätter.
- Mau, Steffen. 2012. *Lebenschancen. Wohin driftet die Mittelschicht?* Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Mayer, Karl-Ulrich. 2004. „Whose lives? How history, societies and institutions define and shape life courses.“ *Research in Human Development* 1(3): 161–187.
- McClelland, David C. 1964. *The Achieving Society*. Princeton: Van Nostrand.
- Meyer, John W. 2005. *Weltkultur. Wie die westlichen Prinzipien die Welt durchdringen*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Moen, Phyllis und Mary Ann Erickson. 1995. „Linked Lives: A Transgenerational Approach to Resilience.“ In *Examining Lives in Context: Perspectives on the Ecology of Human Development*, Phyllis Moen, Glen H. Elder und Kurt Lüscher, Hrsg., 169–210. Washington: American Psychological Association.
- Müller, Hans-Peter. 2014. „Lebensführung.“ In *Max Weber-Handbuch. Leben – Werk – Wirkung*, Hans-Peter Müller und Steffen Sigmund, Hrsg., 84–87. Stuttgart: Metzler.
- Neckel, Sighard. 2008. *Flucht nach vorn. Die Erfolgskultur der Marktgeseellschaft*. Frankfurt am Main: Campus.
- Neckel, Sighard und Greta Wagner. Hrsg. 2013. *Leistung und Erschöpfung. Burnout in der Wettbewerbsgesellschaft*. Berlin: Suhrkamp.
- Nisbet, Robert. 1980. *History of the Idea of Progress*. New York: Basic Books.
- Paris, Rainer. 1991. „Solidarische Beutezüge. Zur Theorie der Seilschaft.“ *Merkur* 45(12): 1167–1174.

- Parsons, Talcott. 1968. „The Position of Identity in the General Theory of Action.“ In *The Self in Social Interaction. Vol. 1: Classic and Contemporary Perspectives*, Chad Gordon und Kenneth J. Gergen, Hrsg., 11–23. New York: Wiley.
- Parsons, Talcott und Winston White. 1961. „The Link Between Character and Society.“ In *Culture and Social Character: The Work of David Riesman Reviewed*, Seymour Lipset und Leo Lowenthal, Hrsg., 89–135. New York: Free Press.
- Projektgruppe Alltägliche Lebensführung (Hrsg.). 1995. *Alltägliche Lebensführung. Arrangements zwischen Traditionalität und Modernisierung*. Opladen: Leske + Budrich
- Reckwitz, Andreas. 2006. *Das hybride Subjekt. Eine Theorie der Subjektkulturen von der bürgerlichen Moderne zur Postmoderne*. Weilerswist: Velbrück.
- Reckwitz, Andreas. 2008. *Subjekt*. Bielefeld: transcript.
- Reckwitz, Andreas. 2012. *Die Erfindung der Kreativität*. Berlin: Suhrkamp.
- Reckwitz, Andreas. 2017. *Die Gesellschaft der Singularitäten. Zum Strukturwandel der Moderne*. Berlin: Suhrkamp.
- Reh, Sabine und Norbert Ricken. Hrsg. 2018. *Leistung als Paradigma – Zur Etablierung und Transformation eines pädagogischen Konzepts*. Wiesbaden: Springer VS.
- Reichardt, Sven. 2014. *Authentizität und Gemeinschaft. Linksalternatives Leben in den siebziger und frühen achtziger Jahren*. Berlin: Suhrkamp.
- Riesman, David, Reuel Denney und Nathan Glazer. 1950 (1972). *Die einsame Masse*. Reinbek: Rowohlt.
- Röcke, Anja, Maria Keil und Erika Alleweldt. Hrsg. 2019. *Soziale Ungleichheit der Lebensführung*. Weinheim und Basel: Beltz Juventa.
- Rössel, Jörg und Gunnar Otte. Hrsg. 2011. *Lebensstilforschung. Sonderheft 51 der Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*. Wiesbaden: VS.
- Rowan, John und Mick Cooper. Hrsg. 1999. *The Plural Self. Multiplicity in Everyday Life*. London: Sage.
- Scharpf, Fritz Wilhelm. 1997. *Games Real Actors Play. Actor-Centered Institutionalism in Policy Research*. Boulder, Colorado: Westview Press.
- Scheler, Max. 1928 (1975). *Die Stellung des Menschen im Kosmos*. Bern: Francke
- Schimank, Uwe. 2000. *Handeln und Strukturen. Einführung in die akteurtheoretische Soziologie*. München: Juventa.
- Schimank, Uwe. 2004. „Kämpfe um Lebenschancen.“ In *Kritische Empirie. Lebenschancen in den Sozialwissenschaften. Festschrift für Rainer Geißler*, Horst Pöttker und Thomas Meyer, Hrsg., 43–60. Wiesbaden: VS.
- Schimank, Uwe. 2005a. *Die Entscheidungsgesellschaft. Komplexität und Rationalität der Moderne*. Wiesbaden: VS.
- Schimank, Uwe. 2005b. „Wissen ist Nacht“ – Das „Glossar der Gegenwart““. *Soziologische Revue* 28(4): 301–308.
- Schimank, Uwe. 2013. *Gesellschaft*. Bielefeld: transcript.
- Schimank, Uwe. 2015. „Lebensplanung!? Biografische Entscheidungspraktiken irritierter Mittelschichten.“ *Berliner Journal für Soziologie* 25(1–2): 7–31.
- Schimank, Uwe. 2017. „Leistungsethos: zwischen Wollen, Müssen, Nicht-Können und Nicht-Wollen.“ In *Leistung und Gerechtigkeit – Das unstrittene Versprechen des Kapitalismus*, Brigitte Aulenbacher, Maria Dammayr, Klaus Dörre, Wolfgang Menz, Birgit Riegraf und Harald Wolf, Hrsg., 80–98. Weinheim und Basel: Beltz Juventa.

- Schimank, Uwe. 2018. „Leistung und Meritokratie in der Moderne.“ In *Leistung als Paradigma – Zur Etablierung und Transformation eines pädagogischen Konzepts*, Sabine Reh und Norbert Ricken, Hrsg., 19–42. Wiesbaden: Springer VS.
- Schimank, Uwe. 2019. „Coping: Entscheiden, wenn das kaum noch möglich ist.“ *Leviathan* 47(2): 192–214.
- Schimank, Uwe, Steffen Mau und Olaf Groh-Samberg. 2014. *Statusarbeit unter Druck? Zur Lebensführung der Mittelschichten*. Weinheim und Basel: Beltz Juventa.
- Schneider, Louis und Sverre Lysgaard. 1953. „The Deferred Gratification Pattern: A Preliminary Study.“ *American Sociological Review* 18(2): 142–149.
- Schröder, Martin. 2013. *Integrating Varieties of Capitalism and Welfare State Research: A Unified Typology of Capitalisms*. New York: Palgrave.
- Schumpeter, Joseph A. 1942 (1950). *Capitalism, Socialism, and Democracy*. New York und London: Harper.
- Settersten, Richard A. und Lynn Gannon. 2005. „Structure, Agency, and the Space Between: On the Challenges and Contradictions of a Blended View of the Life Course.“ In *Towards an Interdisciplinary Perspective on the Life Course (Advances in Life Course Research, vol. 10)*, Rene Levy, Paolo Ghisletta, Jean-Marie LeGoff, Dario Spini und Eric Widmer, Hrsg., 37–57. London: Elsevier.
- Simon, Herbert A. 1946 (1976). *Administrative Behavior. A Study of Decision-Making Processes in Administrative Organization*. New York: Free Press.
- Small, Mario L. 2009. *Unanticipated Gains. Origins of Network Inequality in Everyday Life*. Oxford: Oxford University Press.
- Swidler, Ann. 1986. „Culture in Action: Symbols and Strategies.“ *American Sociological Review* 51(2): 273–286.
- Tyrell, Hartmann. 1978. „Anfragen an die Theorie der gesellschaftlichen Differenzierung.“ *Zeitschrift für Soziologie* 7(2): 175–193.
- Veblen, Thorstein B. 1899 (1986). *Theorie der feinen Leute*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Vester, Michael, Peter von Oertzen, Heiko Geiling, Thomas Hermann und Dagmar Müller. 2001. *Soziale Milieus im gesellschaftlichen Strukturwandel. Zwischen Integration und Ausgrenzung*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Vogel, Berthold. 2011. „Mittelschicht zwischen Abstiegsängsten und hoher Belastung.“ *Wirtschaftsdienst* 91(8): 507–510.
- Voß, Gerd-Günter. 1991. *Lebensführung als Arbeit. Über die Autonomie der Person im Alltag der Gesellschaft*. Stuttgart: Enke.
- Voß, Gerd-Günter und Margit Wehrich. Hrsg. 2001. *tagaus – tagein. Neue Beiträge zur Soziologie Alltäglicher Lebensführung*. München: Hampp.
- Voswinkel, Stephan. 2018. „Der statusorientierte Mensch als Homo oeconomicus der Soziologie.“ *WestEnd*: 119–128.
- Weber, Max. 1905 (1975). „Die protestantische Ethik und der Geist des Kapitalismus.“ In *Die protestantische Ethik I*, Max Weber, 27–277. Hamburg: Siebenstern.
- Weber, Max. 1919 (1967). *Wissenschaft als Beruf*. Berlin: Duncker und Humblot.
- Weber, Max. 1920 (1978). *Gesammelte Aufsätze zur Religionssoziologie*. Bd. 1. Tübingen: Mohr.
- Wehler, Hans-Ulrich. 1987 (2008). *Deutsche Gesellschaftsgeschichte. Zweiter Band: Von der Reformära bis zur industriellen und politischen „Deutschen Doppelrevolution“ 1815–1845/49*. München: Beck.

- Wehler, Hans-Ulrich. 1995 (2008). *Deutsche Gesellschaftsgeschichte. Dritter Band: Von der „Deutschen Doppelrevolution“ bis zum Beginn des Ersten Weltkriegs 1849–1914*. München: Beck.
- Wehler, Hans-Ulrich. 2003 (2008). *Deutsche Gesellschaftsgeschichte. Vierter Band: Vom Beginn des Ersten Weltkriegs bis zur Gründung der beiden deutschen Staaten 1914–1949*. München: Beck.
- Weidenhaus, Gunter. 2015. *Soziale Raumzeit*. Berlin: Suhrkamp.
- Weihrich, Margit. 1998. *Kursbestimmungen: Eine qualitative Paneluntersuchung der alltäglichen Lebensführung im ostdeutschen Transformationsprozess*. Pfaffenweiler: Centaurus-Verlagsgesellschaft.
- Wittrock, Björn. 2000. „Modernity: One, None, or Many? European Origins and Modernity as a Global Condition.“ *Daedalus* 129(1): 31–60.
- Zurcher, Luis A. 1981. *The Mutable Self. A Self-Concept for Social Change*. Beverly Hills: Sage.

**Open Access** Dieses Kapitel wird unter der Creative Commons Namensnennung 4.0 International Lizenz (<http://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.de>) veröffentlicht, welche die Nutzung, Vervielfältigung, Bearbeitung, Verbreitung und Wiedergabe in jeglichem Medium und Format erlaubt, sofern Sie den/die ursprünglichen Autor(en) und die Quelle ordnungsgemäß nennen, einen Link zur Creative Commons Lizenz beifügen und angeben, ob Änderungen vorgenommen wurden.

Die in diesem Kapitel enthaltenen Bilder und sonstiges Drittmaterial unterliegen ebenfalls der genannten Creative Commons Lizenz, sofern sich aus der Abbildungslegende nichts anderes ergibt. Sofern das betreffende Material nicht unter der genannten Creative Commons Lizenz steht und die betreffende Handlung nicht nach gesetzlichen Vorschriften erlaubt ist, ist für die oben aufgeführten Weiterverwendungen des Materials die Einwilligung des jeweiligen Rechteinhabers einzuholen.





In diesem Kapitel stellen wir die zentralen Aspekte des Forschungsdesigns unserer empirischen Untersuchung vor und erläutern, wie wir methodisch vorgegangen sind. Um die individuelle Lebensführung in ihren Praktiken und biographischen Orientierungen zu untersuchen, haben wir uns für ein qualitatives, offenes Design entschieden. Zur Beantwortung der ersten Untersuchungsfrage, ob es investive Statusarbeit als Modus der Lebensführung gibt und welche konkreten Formen sie gegebenenfalls annimmt, haben wir biographisch-narrative Interviews, kombiniert mit leitfadengestützten Nachfrageteilen eingesetzt, wie wir in Abschn. 3.1 darlegen. Zur Beantwortung der zweiten Frage nach den Bedingungen der investiven Statusarbeit benötigen wir eine geschickte Form der Fallauswahl, die es uns ermöglicht, auch mit einer begrenzten Anzahl von Fällen möglichst unterschiedliche Fraktionen der Mittelschichten sowie angrenzender Schichten sondieren zu können. Hierzu haben wir verschiedene Strategien der Fallauswahl kombiniert. Auf diese Samplingstrategien gehen wir in Abschn. 3.2 ein. In Abschn. 3.3 erläutern wir die Durchführung der Interviews, in Abschn. 3.4 beschreiben wir unser Vorgehen bei der Auswertung und Analyse der Orientierungen und Praktiken.

---

## 3.1 Biographisch-narrative Interviews und dokumentarische Methode

Da es eine offene Frage ist, bei welchen Personen und in welchen Formen sich die im vorherigen Kapitel dargestellte Lebensführung der investiven Statusarbeit empirisch tatsächlich auffinden lässt, ist für die Datenerhebung eine Vorgehensweise erforderlich, die den Interviewten die möglichst ungehinderte Entfaltung ihrer Relevanzsetzungen, sinnhaften Bezüge und handlungsleitenden Orientierungen ermöglicht. In dieser Hinsicht bietet das von Fritz Schütze (1983)

entwickelte narrative Interview den Interviewten den größtmöglichen Freiraum. Im Unterschied zu anderen Arten der Sachverhaltsdarstellung sind autobiographische Stegreiferzählungen weniger reflexiv überformt und erlauben Schlüsse auf vor-reflexives Wissen und habitualisiertes Handeln. Die „Erzählpwänge“ (Kallmeyer und Schütze 1977), die die Narrationen anleiten und strukturieren, können den Blick auf Erfahrungsaufschichtungen freigeben, die andernfalls vielleicht ausgespart blieben. All diese Eigenschaften narrativer Interviews sind für unsere Fragestellung relevant. Zum einen ist anzunehmen, dass nicht alle handlungsleitenden Orientierungen, Irritationen und Bewältigungspraktiken bewusst verfügbar und abrufbar sind. Zum anderen gehen wir davon aus, dass für die Orientierungen und Praktiken der Lebensführung nicht nur die aktuellen ökonomischen, kulturellen und sozialen Ressourcen der Person eine Rolle spielen, sondern die gesamte Dynamik und Erfahrungsaufschichtung des Lebenslaufs bedeutsam ist (Kohli 1985). Nicht zuletzt liefert das biographisch-narrative Interview auch Hinweise auf Veränderungen und Kontinuitäten von biographischen Orientierungen und Praktiken der Lebensführung (Wohlrab-Sahr 1999; Hollstein 2019).

Allerdings reicht das biographisch-narrative Interview zur Untersuchung unserer Forschungsfrage nicht aus. Wie im letzten Kapitel dargestellt, geht es uns – zum einen – darum, die Lebensführung und die Praktiken der investiven Statusarbeit in unterschiedlichen Lebensbereichen aufzuzeigen. Zum anderen wollen wir ein genaueres Verständnis des Ineinandergreifens und sinnlogischen Zusammenhangs zwischen verschiedenen Lebensbereichen bekommen. Dabei interessieren uns auch Lebensbereiche, die möglicherweise für die Akteure selbst nicht zentral sind oder ihnen nicht als zentral erscheinen und deshalb auf eine ganz offene Frage hin möglicherweise gar nicht thematisiert würden.

Wir haben fünf Lebensbereiche in die Untersuchung mit einbezogen und nicht nur je einzeln, sondern auch in ihrem Zusammenwirken betrachtet, die aus unserer Sicht für investive Statusarbeit zentral sind und in den letzten Jahrzehnten deutlichem Wandel unterliegen:

- *Arbeitsmarkt und Beruf*, einschließlich Weiterbildung, als zentrale Arenen der Investition ökonomischen und kulturellen Kapitals;
- *Partnerschaft* als wichtiger Ort der temporären Suspension von Statusarbeit sowie als höherstufiger Akteur gemeinsamer Statusarbeit;
- *Elternschaft* als Beziehungsmuster intergenerationaler Statusarbeit;
- *Vermögensbildung* als zunehmend wichtig gewordenes Aktivitätsfeld der Investition ökonomischen Kapitals zur Alterssicherung sowie für eine spätere Vererbung als weitere Praktik intergenerationaler Statusarbeit;

- *gesellschaftliche Partizipation* als Statusdarstellung und Pflege von Sozialkapital in kulturellen Praktiken und Freizeitaktivitäten sowie als „reflexive“, die Bedingungen je individueller Statusarbeit durch politisches und zivilgesellschaftliches Engagement mitgestaltende kollektive Statusarbeit.

Um sicherzustellen, dass diese Lebensbereiche als Elemente unseres theoretischen Modells, das hier als „sensibilisierendes Konzept“ im Sinne von Glaser und Strauss (1967) fungiert, in jedem Fall angesprochen werden, haben wir das biographisch-narrative Interview mit einem ausführlichen leitfadengestützten Nachfrageteil kombiniert (Hollstein 2002; Helfferich 2004). In diesem Nachfrageteil wird explizit – soweit nicht bereits in der Ersterzählung oder in den immanenten Nachfragen angesprochen – auf den Beruf, auf Partnerschaft, Elternschaft, Freizeitverhalten, Vermögensbildung und gesellschaftliche Partizipation eingegangen und nach Praktiken der Lebensführung in diesen Bereichen gefragt. Ergänzende Informationen für die Beschreibung der Praktiken liefern detaillierte Beobachtungsprotokolle zum Kontext des Interviews, zur Interviewsituation, Wohnsituation, -ausstattung und sozialräumlichen Umgebung.<sup>1</sup>

Für die Auswertung der Interviews haben wir uns für ein sequenzanalytisches, fall-rekonstruktives Vorgehen entschieden. Da im Zentrum des Forschungsinteresses nicht nur subjektiv verfügbare, reflexive Wissensinhalte stehen, sondern auch implizite Wissensbestände und handlungsleitende Orientierungen,<sup>2</sup> reicht ein eher deskriptives Auswertungsverfahren wie etwa die qualitative Inhaltsanalyse nicht aus. Stattdessen haben wir die dokumentarische Methode eingesetzt, wie sie im Anschluss an Ralf Bohnsack von Arnd-Michael Nohl (2006) für die Auswertung

---

<sup>1</sup> Im Fokus der Studie stehen die handlungsleitenden Orientierungen der Lebensführung und die sinnhaften Zusammenhänge zwischen verschiedenen Lebensbereichen. Bezüglich der konkreten Praktiken der Lebensführung würde ein dezidiert ethnographisches Vorgehen mit längeren Feldaufenthalten, „shadowing“ der Interviewpartner\*innen und Teilnahme an beruflichen und privaten Treffen (z. B. Hochschild 2016) interessante und insbesondere hinsichtlich der Praktiken der Statusdemonstration und –suspension sicherlich weitere aufschlussreiche Informationen erbringen und das Bild möglicherweise weiter abrunden. Aus pragmatischen Gründen müssen wir uns hier auf die Nachfrageteile in den Interviews sowie die ergänzend angefertigten Beobachtungsprotokolle beschränken.

<sup>2</sup> Anknüpfend an die Unterscheidung zwischen explizitem und implizitem Wissen verstehen wir biographische Orientierungen als vorreflexive Strebungen der Interviewpartner\*innen in Bezug auf ihre Identitätsbehauptung, wie sie sich in den biographischen Weichenstellungen und Deutungen als sich über die Zeit entfaltendes und spezifizierendes Muster rekonstruieren lassen. Ähnlich auch Giegel et al. (1988), die in ihrer Studie zur Industriearbeit und Selbstbehauptung die berufs- und gesundheitsbezogenen Orientierungen von Industriearbeitern mit Hilfe der Objektiven Hermeneutik rekonstruiert haben.

von Interviews weiterentwickelt wurde. Dieses Verfahren ist in besonderer Weise dafür geeignet, handlungsleitende biographische Orientierungen nachzuzeichnen und den modus operandi der Bearbeitung und des Umgangs mit der sozialen und dinglichen Umwelt zu rekonstruieren.

---

## 3.2 Fallauswahl

Die biographisch-narrativen Interviews sollen uns bei der Beantwortung der ersten, eher deskriptiven Untersuchungsfrage helfen, ob es investive Statusarbeit als Modus der Lebensführung gibt und welche konkreten Formen sie gegebenenfalls annimmt. Für die Beantwortung der zweiten Frage nach den Bedingungen der investiven Statusarbeit benötigen wir eine Form der Fallauswahl, mit der wir auch bei einer vergleichsweise geringen Anzahl von Fällen möglichst unterschiedliche Fraktionen der Mittelschichten sowie angrenzender Schichten sondieren können.

Um zum einen unsere Leithypothese zu überprüfen, dass investive Statusarbeit als Lebensführungsmodus in den Mittelschichten verbreitet anzutreffen ist, und um zum anderen die Bedingungen genauer zu untersuchen, unter denen investive Statusarbeit möglich ist, haben wir verschiedene Samplingstrategien kombiniert. Zunächst sollen solche empirischen Untersuchungsfälle ausgewählt werden, bei denen ein hoher Anfangsverdacht dafür besteht, dass dieser Modus der Lebensführung vorliegt. Auch wenn wir den vielbeschworenen Nexus dieses Lebensführungsmodus zur Mittelschichtenzugehörigkeit bewusst offen halten wollen, hat es sich angeboten, die theoretisch vermutete mittlere Kapitalausstattung als Könnens- und Wollens-Grundlage investiver Statusarbeit über gängige Definitionen der Mittelschichten zu operationalisieren – gemäß der Überlegung: Niemand entspricht diesem Kriterium mehr als Personen, die eindeutig den Mittelschichten zugehören (mit „1.“ markierte Zelle in Abb. 3.1). An dieser Stelle geht es also darum, ein möglichst gesättigtes Bild des empirisch vorfindlichen Lebensführungsmusters investiver Statusarbeit in Gestalt eines umschreibbaren Arsenal von Handlungspraktiken und möglichen Bedingungen zu erhalten.

Hinsichtlich des ökonomischen Kapitals haben wir uns dabei zunächst an der meist verwendeten Spanne orientiert: zwischen 70 und 150 % des Haushalts-Nettoäquivalenzeinkommens, das heißt zwischen 900 und 2000 EUR.<sup>3</sup> Beim kulturellen Kapital wird üblicherweise der Realschulabschluss als Untergrenze gesetzt. Da aber für jüngere Kohorten vielleicht schon das Abitur anzusetzen

---

<sup>3</sup> Vergleiche Burkhardt et al. (2012) als Überblick verschiedener Mittelschichtsdefinitionen.



		<b>kulturelles Kapital</b> (Bildungsabschluss)	
		Hoch (min. Abitur)	Niedrig (max. Realschule)
Ökonom. Kapital (Nettoäquivalenzeinkommen)	200 – 250%	(4.)	(4.)
	150 – 200%	(4.)	(4.)
	120 – 150%	(2.)	(2.)
	100 – 120%	(1.)	(2.)
	70 – 100%	(2.)	(2.)
	Unter 70%	(3.)	(3.)

**Abb. 3.1** Samplingstrategien. (Quelle: Eigene Darstellung)

Legende: Die Zahlen in den Zellen beziehen sich auf die verschiedenen ausgewählten Gruppen und die Abfolge der Sondierungen (siehe Erläuterungen im Text)

wäre, haben wir uns als Abgrenzungskriterium für letzteres entschieden. Daneben haben wir auch die berufliche Bildung in Rechnung gestellt und neben dem Abitur einen Meistertitel bzw. vergleichbare Abschlüsse als Abgrenzungskriterium verwendet.

Auf dieser Basis sollen dann weitere Sondierungen der Bedingungen investiver Statusarbeit erfolgen. Auf einer ersten Stufe der Sondierung soll soziostrukturell die Mittelschicht in ihrer ganzen Breite und bis an die Ränder ausgeleuchtet werden, um zu klären, welchen Unterschied verschiedene Kapitalausstattungen im Rahmen des Mittelschichten-Spektrums für die Bereitschaft und die Möglichkeit zur investiven Statusarbeit machen; die zweite Sondierungsstufe wendet sich den Unterschichten zu und prüft, unter welchen Bedingungen man dort investive Statusarbeit vorfindet und welche Erfolgchancen sie hat.

Bei den Sondierungen innerhalb der Mittelschichten (mit „2.“ markierte Zellen in Abb. 3.1) hat sich die im vorherigen Kapitel dargestellte, an Pierre Bourdieus (1979) Konzeptualisierungen orientierte Typenbildung angeboten, die ökonomisches Kapital und erworbenes kulturelles Kapital jeweils dichotom als groß oder gering einstuft (Weischer 2011, 275–286). Bei Personen mit geringem ökonomischem Kapital soll zusätzlich differenziert werden, wie sicher oder unsicher die Einkommensquelle ist. Die vergleichende Betrachtung von Fällen aus den

verschiedenen Teilgruppen – als Extreme zum Beispiel eine Ärztin mit einer größeren Praxis (großes ökonomisches und kulturelles Kapital) im Vergleich zu einem Büroangestellten in einer prekären Wirtschaftsbranche (geringes ökonomisches und kulturelles Kapital sowie unsichere Einkommensquelle) – kann zum einen Varianzen investiver Statusarbeit sowohl hinsichtlich des Könnens als auch hinsichtlich des Wollens aufzeigen. Das betrifft insbesondere auch die Frage, ob es Kapitalzusammensetzungen innerhalb der Mittelschichten gibt, die für erfolversprechende investive Statusarbeit eben nicht mehr ausreichen. Zum anderen kann man der Frage nachgehen, ob es Mittelschichtenangehörige gibt, die keine investive Statusarbeit betreiben, beispielsweise postmaterialistisch aufgewachsene Personen, deren beruflicher Ehrgeiz nur soweit reicht, hinreichend Geld für einen eher hedonistischen Lebensstil des Sich-Auslebens oder ein moralisch angetriebenes politisches oder weltanschauliches Engagement zu verdienen.

Die zweite Sondierungsstufe (in Abb. 3.1 mit „3.“ markierte Zellen) fragt, ob es in den Unterschichten Personen gibt, die investive Statusarbeit versuchen. Zu denken wäre etwa an Wirtschaftsmigrant\*innen mit schlechter oder nicht anerkannter Qualifikation und wenig ökonomischem Kapital, aber dem Willen, es „zu schaffen“ – entweder selbst oder in der nächsten Generation: Bleibt für solche Fälle sozialer Aufstieg eine Illusion, oder unter welchen Bedingungen kann investive Statusarbeit erfolgreich sein (Hürtgen und Voswinkel 2014)? Welche weiteren Gruppen könnte es geben, die zumindest in Richtung investiver Statusarbeit streben? Darüber hinaus sollten auch solche Unterschichtenangehörige untersucht werden, die diesen Lebensführungsmodus vermutlich nicht aufweisen (zum Beispiel gering qualifizierte Personen in ökonomisch prekären Dienstleistungsberufen – siehe Staab 2014; Bahl 2014), um ihn gegen andere Modi weiter zu konturieren und so auch dem gelegentlich zu hörenden Einwand zu begegnen, dass doch heutzutage „jeder“ investive Statusarbeit betreibt.

Insgesamt zielt die Fallauswahl damit auf fünf Teilgruppen:

1. Personen, die nach einem sehr streng ausgelegten ökonomischen Kriterium (100–120 % des Haushalts-Nettoäquivalenzeinkommens) sowie hinsichtlich ihres Bildungsabschlusses eindeutig zum Kern der Mittelschichten gehören und bei denen wir vermuten, dass sie in ihrer Lebensführung dem Modell der investiven Statusarbeit folgen;
2. Personen, die nach einem weiteren ökonomischen Kriterium (70–150 % des mittleren Haushalts-Nettoäquivalenzeinkommens) zu den Mittelschichten gehören und vermutlich investive Statusarbeit betreiben;
3. Personen, die nach dem weiteren ökonomischen Kriterium zu den Mittelschichten gehören, vermutlich aber keine investive Statusarbeit betreiben;

4. Personen, die aufgrund ihres Einkommens (unter 70 % des mittleren Haushalts-Nettoäquivalenzeinkommens) und Bildungsabschlusses den Unterschichten angehören, aber möglicherweise investive Statusarbeit betreiben;
5. Personen aus den Unterschichten, von denen anzunehmen ist, dass sie keine investive Statusarbeit betreiben.

Um mögliche Unterschiede nach Geschlecht, Lebensform und Generation beziehungsweise Lebensalter zu berücksichtigen, sollen in allen fünf Gruppen jeweils Männer und Frauen, kinderlose Personen und solche mit Kindern (in unterschiedlichen Arten von Partnerschaft oder als Singles), Personen aus verschiedenen Generationen beziehungsweise in unterschiedlichen Phasen des Lebenslaufs (zwei Altersgruppen: 30 bis unter 45 Jahre und 45 bis 60 Jahre alt) sowie auch Personen mit Migrationshintergrund vertreten sein. Dabei geht es nicht darum, alle logischen Kombinationen dieser Merkmale für die fünf Teilgruppen abzubilden. Realisiert werden soll jedoch eine möglichst große Heterogenität hinsichtlich der möglichen Kombinationen.

Eine effiziente Auswahl von Untersuchungsfällen wird durch eine Kooperation mit dem [GESIS](#) – Leibniz Institut für Sozialwissenschaften ermöglicht. Aufgrund von im Allbus 2016 ermittelten Befragtenmerkmalen haben wir recht zielgenau Interviewpartner kontaktieren können, die unseren Auswahlkriterien hinsichtlich Einkommen (unter 70 %, zwischen 70 und 100 % sowie zwischen 100 und 150 % des mittleren Haushalts-Nettoäquivalenzeinkommens), Bildungsabschluss (ohne Abitur/mit Abitur), Geschlecht, Alter (25–44 Jahre, 45–65 Jahre) und Familienstand entsprechen. Nicht systematisch in den Samplingprozess einbezogen, aber dennoch berücksichtigt ist die Variabilität hinsichtlich des Kriteriums Migrationshintergrund<sup>4,5</sup>. Es handelt sich bei fast allen Fällen um berufstätige Personen – Ausnahmen sind drei pensionierte beziehungsweise verrentete Personen und eine Studierende.

Die Rekrutierung findet in zwei Wellen statt. In der ersten Welle werden 18 Personen interviewt. In dieser Welle konzentriert sich die Fallauswahl auf Personen, die theoretisch geleitet als ‚Kerngruppe‘ investiver Statusarbeit konzipiert

---

<sup>4</sup> In der ersten Welle wird zusätzlich noch berücksichtigt, dass Personen mit sicherer beziehungsweise unsicherer Beschäftigungsperspektive interviewt werden. Da sich in der ersten Erhebungswelle jedoch kein Zusammenhang zwischen diesem Kriterium und den vorgefundenen Lebensführungsmustern herstellen lässt, wird die Unterscheidung nach sicherer beziehungsweise unsicherer Beschäftigung im Weiteren nicht mehr als Auswahlkriterium verwendet.

<sup>5</sup> Um Reisekosten einzusparen, ist der Schwerpunkt der Erhebung auf Befragungen in Norddeutschland gelegt.

werden: ältere Männer mit einem höheren Einkommen, sowohl mit als auch ohne Abitur. Als Kontrast werden außerdem Personen einbezogen, die – unabhängig von Alter und Geschlecht – trotz eines Abiturs nur über ein niedriges Einkommen verfügen. Anhand der im Interview erhobenen soziodemographischen Daten wird deutlich, dass die Interviewbereitschaft in den oberen Einkommensbereichen etwas höher ist als in den unteren: elf der Interviewten haben ein Einkommen über 100 % des mittleren Haushalts-Nettoäquivalenzeinkommens, sechs liegen unter 70 %, wobei etwa gleich viele Personen angefragt wurden<sup>6</sup>.

In der zweiten Welle werden 21 Interviews geführt. Auf Basis erster Ergebnisse werden die Auswahlkriterien in verschiedenen Hinsichten verändert: Die Altersuntergrenze wird von 25 auf 35 Jahre heraufgesetzt, um die Wahrscheinlichkeit zu erhöhen, dass die Interviewpartner\*innen bereits über Berufserfahrungen verfügen und nicht etwa noch studieren. Außerdem werden höhere Einkommensgruppen einbezogen. Es werden nun auch Männer und Frauen in den Einkommensgruppen 150–200 und 200–250 % des mittleren Haushalts-Nettoäquivalenzeinkommens angefragt (in Abb. 3.1 mit „4.“ markierte Zellen). Dies entspricht nicht den zumeist verwendeten Definitionen der mittleren Mittelschicht, ist aber bereits ein erstes Ergebnis unserer Untersuchung. Investive Statusarbeit tritt heutzutage offenbar erst ab einem höheren Einkommensniveau häufiger und ausgeprägter auf. Aus Kontrastierungszwecken werden außerdem, wiederum zu gleichen Teilen, Jüngere und Ältere sowie Männer und Frauen kontaktiert, die nur über ein niedriges Einkommen verfügen und die Schule maximal mit einem Realschulabschluss beendet haben.

Insgesamt werden 40 Interviews mit 21 Männern und 19 Frauen geführt. Zwölf Interviewpartner\*innen haben ein Studium abgeschlossen, eine Frau studiert noch. Vierzehn Interviewpartner\*innen haben das Abitur oder einen Meistertitel erworben, zehn weitere Personen verfügen über eine abgeschlossene Berufsausbildung. Abb. 3.2 gibt einen Überblick über die Verteilung der Interviewpartner\*innen auf die Einkommens- und Bildungsgruppen sowie nach Alter und Geschlecht. Bezüglich der Einkommensgruppierung muss allerdings betont werden, dass diese nur einen ungefähren Anhaltspunkt bieten kann, da über das Haushalts-Nettoäquivalenzeinkommen hinaus keine Vermögensverhältnisse abgefragt wurden.

---

<sup>6</sup> Insgesamt nehmen an der Untersuchung überproportional viele Lehrer\*innen teil. Überraschend ist außerdem, dass wir fast ausschließlich berufstätige Personen im Sample haben. Bezüglich anderer Kriterien zeigen sich keine auffälligen Unterschiede in der Teilnahmebereitschaft.

bis 4500€	128 55, Buchhalterin	129 60, Office-Managerin 137 40, Handwerker	130 40, Ingenieur 120 65, Sozialwissenschaftlerin	
	101 65, Facharbeiter 104 60, Facharbeiter 112 50, Verw.-Angestellter	103 50, Facharbeiter 138 40, Medienschaaffender 136 60, Handwerksmeister 124 50, Pflegeberuf	113 55, Oekotrophologin 119 55, Oekotrophologin 108 55, Lehrer	
bis 3500€	132 40, Kraftfaherin 121 40, Pflegeberuf 134 40, Kraftfahrer	106 40, Handwerker 140 30, Handwerkerin 110 65, Techniker 118 35, Pflegeberuf 107 50, Kaufmann	127 40, Lehrerin 122 50, Lehrerin 111 45, Geisteswissenschaftler 105 50, Künstler, Lehrer 139 40, Polizist	
bis 2500€	135 55, Servicemitarbeiterin	133 50, Kauffrau 123 40, Gastronomiebereich 117 45, Verkäuferin	126 50, psychologisch-technische Assistentin 109 50, Ingenieur 115 30, Marketing	
Bis 1500€				
	Berufsausbildung	Abitur oder Meisterausbildung	Abgeschlossenes Studium	Promotion

◀ **Abb. 3.2** Soziostrukturelle Lagerung der Fälle. (Quelle: Eigene Darstellung)

Legende: Zu zwei Interviews (I14 und I41) liegen keine Angaben zum Einkommen vor.<sup>7</sup> Eine Befragte (I16) befindet sich noch im Studium. Das Einkommen in dieser Übersicht bezieht sich auf das Individualeinkommen, das die Befragten selbst im soziodemographischen Datenblatt angegeben haben. In einigen Fällen treten deshalb Diskrepanzen zum Haushalts-Nettoäquivalenzeinkommen auf, das beim Sampling herangezogen wurde: Wer etwa mit einem Kind im Haushalt zusammenlebt, hat effektiv weniger Einkommen zur Verfügung, als es die Tabelle nahelegt. Für die Einschätzung der Folgen der individuellen Statusarbeit ist das Individualeinkommen allerdings aufschlussreich. Das hat aber auch zur Folge, dass Personen, die unter 70 % des Medians des Haushalts-Nettoäquivalenzeinkommens liegen und deshalb als ‚Unterschichtsfälle‘ ausgewählt werden, selbst ein höheres Individualeinkommen haben. Für die Form der Lebensführung hat sich aber, wie in den Ergebnissen gezeigt wird, in den von uns untersuchten Fällen die Grenze von etwa 100 % des Medianeinkommens als bedeutsamer erwiesen.

---

<sup>7</sup> Aus rechtlichen und forschungsethischen Gründen können die Kontaktierten nicht mit deren Daten aus der Allbus-Befragung in Verbindung gebracht werden. Das Projektteam weiß also, dass die kontaktierten Personen grundsätzlich den ausgewählten Kriterien entsprechen, kann sie aber nicht spezifischen Datensätzen zuordnen. Aus diesem Grund wird im Rahmen des Interviews noch einmal gesondert nach den soziodemographischen Daten gefragt.

### 3.3 Interviewdurchführung und Datenaufbereitung

Die meisten Interviews finden bei den Befragten zuhause statt, nur in Ausnahmefällen an anderen Orten (Arbeitsplatz, Café). Nach einer erzählgenerierenden Einstiegsfrage wird der erste Teil des Interviews durch immanente Nachfragen strukturiert. Der immanente Nachfrageteil verfolgt zwei Ziele: erstens den Ordnungsstrukturen und Relevanzen der Interviewten nachzugehen und zweitens detaillierte Informationen zu einzelnen Handlungssequenzen zu erhalten (Entscheidungssituationen, Konfliktsituationen etc.), die bezogen auf den Modus und die Praktiken der Lebensführung besonders aufschlussreich sein könnten. Leitend waren die Themenabfolge und -ordnung, die die Person selbst vorgibt. Im immanenten Teil ist es bezüglich der Fragetechnik das Wichtigste, der Themen-Relevanzen-Struktur zu folgen, wie sie die Interviewte in ihren Erzählungen wählt und wie sie durch Stichworte von dem oder der Interviewenden notiert wird. Des- sen Notizen, die durchaus in der Sprache des oder der Interviewten gehalten sein können und bei denen es weniger um die Vollständigkeit der Themen als vielmehr um die richtige Reihenfolge geht, dienen als Gedächtnisstütze für den späteren immanenten Nachfrageteil.

Die erste autonom gestaltete Haupterzählung alleine bringt das Relevanzsystem der Befragten nicht immer deutlich zu Tage (Hollstein 2019). Manchmal sind diese ersten Erzählungen noch stärker an der sozialen Erwünschtheit und den sozialen Deutungsmustern und Normen orientiert – an einer konsistenten Geschichte mit möglicherweise Entwicklungs- und Erfolgscharakter oder daran, zu dokumentieren, dass man das eigene Leben ‚im Griff hat‘. Dies muss nicht der Fall sein, kann aber in Situationen häufiger auftreten, in welchen die Interviewten davon ausgehen, dass eine Erfolgsgeschichte erwartet wird. Aus diesem Grund ist der immanente Nachfrageteil, in dem eine eventuelle Orientierung an sozialer Erwünschtheit überwunden werden kann, für unser Forschungsinteresse besonders wichtig.

Im immanenten Nachfrageteil werden, der Reihenfolge der Ersterzählung folgend, Themen angesprochen, die von den Interviewten im Hauptteil bereits erwähnt wurden. Das neuerliche erzählgenerierende Auffächern dieser Themen fördert dann sehr oft noch weitere, bisher nicht oder nur oberflächlich erwähnte Themen zu Tage, die im Idealfall zentrale Forschungsthemen behandeln, sich aber zugleich in das thematische Feld (Relevanzsystem) des oder der Interviewten einfügen. Damit wird deutlich, welche Lebensbereiche wie sinnhaft miteinander verknüpft werden – etwa der Verzicht auf einen beruflichen Aufstieg zugunsten der Pflege eines Elternteils.

Im Anschluss werden im exmanenten Frageteil Themen aufgegriffen, die bis dahin ausgespart wurden. Hier fragen wir insbesondere nach den Lebensbereichen, die für unsere Forschungsfrage wichtig sind, aber unter Umständen nicht angeschnitten worden waren (Beruf, Partnerschaft, Elternschaft, Freizeitverhalten, Vermögensbildung, gesellschaftliche Partizipation). Auch hier werden zu den einzelnen Themenbereichen zunächst erzählgenerierende Fragen gestellt, sodass die Befragten Gelegenheit haben, sie in die anderen Bereiche ‚rückzubetten‘. Im Normalfall müssen diese Fragen nur zu einem kleinen Teil gefragt werden, da die meisten Themen schon im immanenten Teil abgedeckt worden waren.<sup>8</sup> Die vorformulierten Fragen im Leitfaden sind also optional und stellen gewissermaßen eine Rückfalloption dar. Sie werden erst dann zu denjenigen Bereichen gestellt, die zwar angeschnitten, aber nicht in unserem Sinne erschöpfend behandelt wurden. Abschließend werden die Interviewpartner gebeten, ein Datenblatt mit soziodemographischen Eckdaten auszufüllen.

Nach der Durchführung der Interviews werden von den Interviewern detaillierte Beobachtungsprotokolle zur Interviewsituation und ihrer räumlichen und zeitlichen Umgebung angefertigt. Die Interviews werden als Audiodateien aufgezeichnet und vollständig transkribiert. Im Anschluss an die Transkriptionen werden kurze Fall- und Interviewzusammenfassungen und chronologische Lebensläufe sowie thematische Gliederungen der Interviews („formulierende Interpretation“: Bohnsack 1989; Nohl 2006) verfasst.

---

### 3.4 Auswertung und Typenbildung

Die von Bohnsack (1989) im Anschluss an Karl Mannheim entwickelte dokumentarische Methode zielt auf die Rekonstruktion von handlungsleitenden Orientierungen und impliziten, latenten Wissensbeständen.<sup>9</sup> Ähnlich wie andere rekonstruktive Verfahren impliziert das Verfahren der dokumentarischen Methode einen Wechsel der analytischen Haltung weg von der Frage, ‚was‘ ein Akteur genau getan hat hin zu der Frage, ‚wie‘ er oder sie etwas getan hat, das heißt weg von der immanenten oder wörtlichen Bedeutung hin zur sogenannten dokumentarischen Bedeutung: „It is the change from the question what social reality is in the

---

<sup>8</sup> Eine Ausnahme stellen die Fragen zu Altersvorsorge und Vermögen dar: Diese werden nahezu nie von den Interviewten selbst thematisiert.

<sup>9</sup> Mit seinem Konzept des Orientierungsrahmens schließt Bohnsack (2010 (2021)) explizit an das Bourdieu'sche Habitus-Konzept an.



perspective of actors, to the question how this reality is produced or accomplished in these actors' everyday practice.“ (Bohnsack 2010, 102) Mit Praktiken sind hierbei Handlungen und Äußerungen jeglicher Art gemeint, also insbesondere auch Sprechhandlungen.

Bei den Fallanalysen folgen wir in weiten Teilen der von Nohl (2006) für die Auswertung von narrativen Interviews entwickelten Variante der dokumentarischen Methode, bei der – ähnlich der Schütze'schen Narrationsanalyse – zwischen verschiedenen kommunikativen Schemata und Textarten unterschieden wird. Die „formulierenden Interpretationen“, bei denen zunächst die Inhalte des Interviews zusammengefasst und wichtige Themen identifiziert werden, werden von einem, höchstens zwei Mitarbeiter\*innen angefertigt und im Anschluss zur Diskussion gestellt. Diese Diskussion und die Rekonstruktion der Orientierungsrahmen („reflektierende Interpretationen“), bei denen es darum geht, Kontinuitäten und homologe Strukturiertheit über verschiedene Handlungsketten oder narrative Sequenzen entsprechender Handlungen hinweg zu identifizieren, finden in der Regel in Teams statt.

Im Zentrum der gemeinsamen Auswertungssitzungen stehen zumeist der Beginn des lebensgeschichtlichen Teils sowie die Passagen, die den Berufseinstieg der Personen umfassen, da sich diese als besonders fruchtbar erwiesen haben, außerdem besonders detaillierte und engagierte Passagen („Fokussierungsmetaphern“), da diese die Zentren des Erlebens der Befragten dokumentieren und damit gegebenenfalls auch Kontrapunkte zu der auf die Berufsbiographie fokussierten Auswertung setzen helfen.

Der Fokus auf der Rekonstruktion berufsbiographischer Orientierungen<sup>10</sup> ergibt sich aus unserem theoretischen Modell der investiven Statusarbeit. Da für diese Lebensführung der Beruf die zentrale Arena der Investition ökonomischen und kulturellen Kapitals ist, würde in der Orientierung auf den Beruf, so unsere Vermutung, die investive Statusarbeit als Modus der Lebensführung am ehesten

---

<sup>10</sup> Im Unterschied zu Giegel et al. (1988), die in ihrer Studie zur Industriearbeit und Selbstbehauptung die berufs- und gesundheitsbezogenen Orientierungen von Industriearbeitern rekonstruiert haben, interessieren wir uns für den Stellenwert der Erwerbs- und Berufsbiographie im gesamten Lebenszusammenhang. In dieser Hinsicht ähnelt unser Zugang der Studie von Hürtgen und Voswinkel (2014). Ihr Fokus liegt im Unterschied zur vorliegenden Studie jedoch stärker auf den normativen Ansprüchen der Arbeitnehmer\*innen, was sich auch in einem etwas anderen methodischen Vorgehen widerspiegelt: ein geringeres Gewicht der biographisch-narrativen Teile, ein an der Grounded Theory orientiertes Auswertungsverfahren sowie ein stärker auf den unteren Teil der Mittelschichten zugeschnittenes Sample.

und deutlichsten zum Ausdruck kommen. Dabei geht es explizit um die Bedeutung der beruflichen Tätigkeit, die Bedeutung der Erwerbstätigkeit im Sinne des bloßen Geldverdienens wäre nicht spezifisch genug.

Abschließend noch eine Klarstellung zum Status unseres theoretischen Modells bei der Typenbildung: Der Idealtypus der investiven Statusarbeit dient nicht dazu, die Fälle daraufhin zu überprüfen, ob sie ‚in diese Schublade passen‘. Das theoretische Modell kann man sich eher als zugespitzten Extremfall (das heißt einen Idealtypus im Sinne Max Webers) vorstellen, dessen einzelne Elemente als Vergleichsfolie für die Analyse der Einzelfälle dienen.<sup>11</sup> Ob und wie sich die Einzelfälle zu diesem Idealtypus verhalten, ist eine offene Frage. Und wie sich zeigt, gibt es in den Mittelschichten offenbar noch ganz andere Orientierungen und Modi der Lebensführung. Eine weitere offene Frage ist neben der Art der berufsbiographischen Orientierung auch die Frage nach der Vermittlung und sinnhaften Verknüpfung der verschiedenen Lebensbereiche. Gerade inwieweit sich die Berufsbiographie von anderen Lebensbereichen überhaupt abgrenzen lässt und welchen Stellenwert sie im gesamten Lebenszusammenhang hat, stellt sich am Ende als eine wichtige Dimension der Typenbildung heraus.

Dabei zielt unsere Auswertungsstrategie im Unterschied zur dokumentarischen Methode nicht auf „Typiken“, die ‚quer‘ zu den Fällen liegen (wie Geschlechts-, Generations- oder Milieutypiken; Bohnsack 1989), sondern auf solche Typen, die Abstraktionen der Sinnbezüge von Einzelfällen repräsentieren (Giegel et al. 1988). Die sich in der Entfaltung der Lebensführung dokumentierende Orientierung als der *modus operandi* der Lebensbewältigung wird damit nicht nur über verschiedene Praktiken innerhalb einer Biographie, sondern auch über verschiedene Biographien hinweg als Strukturhomologie des Erlebens und damit als überindividueller Typ rekonstruiert.

---

## Literatur

- Bahl, Friederike. 2014. *Lebensmodelle in der Dienstleistungsgesellschaft*. Hamburg: Hamburger Edition.
- Bohnsack, Ralf. 1989. *Generation, Milieu, Geschlecht*. Opladen: Leske und Budrich.
- Bohnsack, Ralf. (2010) 2021. *Rekonstruktive Sozialforschung*. 10. durchgesehene Auflage. Opladen, Farmington Hills: Barbara Budrich.

---

<sup>11</sup> Im Unterschied zur komparativen Analyse der dokumentarischen Methode, bei der besonderen Wert auf den Vergleich realer Fälle gelegt wird (Nohl 2006), hat der Idealtypus hier – ähnlich wie in der Objektiven Hermeneutik – den Status eines gedankenexperimentellen Vergleichsfalls.

- Bourdieu, Pierre. 1979 (1994). *Die feinen Unterschiede. Zur Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Burkhardt, Christoph, Markus Grabka, Olaf Groh-Samberg, Yvonne Lott und Steffen Mau. 2012. *Mittelschicht unter Druck?* Gütersloh: Verlag Bertelsmann Stiftung.
- GESIS – Leibniz-Institut für Sozialwissenschaften. 2017. *Allgemeine Bevölkerungsumfrage der Sozialwissenschaften ALLBUS 2016*. Köln: GESIS Datenarchiv, DOI: <https://doi.org/10.4232/1.12796>.
- Giegel, Hans-Joachim, Gerhard Frank und Ulrich Billerbeck. 1988. *Industriearbeit und Selbstbehauptung. Berufsbiographische Orientierung und Gesundheitsverhalten in gefährdeten Lebensverhältnissen*. Opladen: Leske und Budrich.
- Glaser, Barney G. und Anselm L. Strauss. 1967. *The Discovery of Grounded Theory: Strategies for Qualitative Research*. Chicago: Aldine.
- Helferich, Cornelia. 2004. *Die Qualität qualitativer Daten. Manual für die Durchführung qualitativer Interviews*. Wiesbaden: VS.
- Hochschild, Arlie Russell. 2016. *Strangers in Their Own Land. Anger and Mourning of the American Right*. New York: The New Press.
- Hollstein, Betina. 2002. *Soziale Netzwerke nach der Verwitwung. Eine Rekonstruktion der Veränderungen informeller Beziehungen*. Opladen: Leske und Budrich.
- Hollstein, Betina. 2019. „What Autobiographical Narratives Tell Us About the Life Course. Contributions of Qualitative Sequential Analytical Methods“. *Advances in Life Course Research* 41 (2019): 100248.
- Hürtgen, Stefanie und Stephan Voswinkel. 2014. *Nichtnormale Normalität? Anspruchslogiken aus der Arbeitnehmermitte*. Berlin: Edition Sigma.
- Kallmeyer, Werner und Fritz Schütze. 1977. „Zur Konstitution von Kommunikationsschemata der Sachverhaltsdarstellung“. *Gesprächsanalysen* 65, 159–274.
- Kohli, Martin. 1985. „Die Institutionalisierung des Lebenslaufs. Historische Befunde und theoretische Argumente.“ *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 37(1): 1–29.
- Nohl, Arnd-Michael. 2006 (2017). *Interview und Dokumentarische Methode*. 5. Auflage. Wiesbaden: Springer VS.
- Schütze, Fritz. 1983. „Biographieforschung und Narratives Interview“. *Neue Praxis* 13(3): 283–294.
- Staab, Philipp. 2014. „Die Metamorphosen der Fabriksozialisation. Zur Produktion des Arbeiters in Vergangenheit und Gegenwart.“ *Mittelweg* 36, 23(6): 4–27.
- Weischer, Christoph. 2011. *Sozialstrukturanalyse*. Wiesbaden: Springer VS.
- Wohlrab-Sahr, Monika. 1999. „Biographieforschung jenseits des Konstruktivismus?“ *Soziale Welt* 50(4): 483–494.

**Open Access** Dieses Kapitel wird unter der Creative Commons Namensnennung 4.0 International Lizenz (<http://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.de>) veröffentlicht, welche die Nutzung, Vervielfältigung, Bearbeitung, Verbreitung und Wiedergabe in jeglichem Medium und Format erlaubt, sofern Sie den/die ursprünglichen Autor(en) und die Quelle ordnungsgemäß nennen, einen Link zur Creative Commons Lizenz beifügen und angeben, ob Änderungen vorgenommen wurden.

Die in diesem Kapitel enthaltenen Bilder und sonstiges Drittmaterial unterliegen ebenfalls der genannten Creative Commons Lizenz, sofern sich aus der Abbildungslegende nichts anderes ergibt. Sofern das betreffende Material nicht unter der genannten Creative Commons Lizenz steht und die betreffende Handlung nicht nach gesetzlichen Vorschriften erlaubt ist, ist für die oben aufgeführten Weiterverwendungen des Materials die Einwilligung des jeweiligen Rechteinhabers einzuholen.





# Biographische Orientierungen der Mittelschichten: gemeinschaftszentrierte Lebensführung, Berufsstolz-Lebensführung und investive Statusarbeit

Der in Kap. 2 theoretisch konstruierte Idealtypus der investiven Statusarbeit geht von zwei Kräften aus, die die Lebensführung entlang zweier Dimensionen prägen. Zum einen üben die soziostrukturellen Bedingungen Druck auf die Subjekte aus, sich Praktiken der investiven Statusarbeit zu befeißigen, um zumindest der Entwertung der eigenen Ressourcen entgegenzuwirken. Zum anderen prägen die kulturellen Rahmungen biographische Orientierungsmuster, die den Subjekten erlauben, sich das Ensemble ihrer biographischen Praktiken als sinnerfüllte Lebensführung im empathischen Sinne zu eigen zu machen. Es ist ein, in diesem und dem nächsten Kapitel darzulegendes, erstes wichtiges Ergebnis unserer empirischen Untersuchung, dass die Rekonstruktion der Lebensführung unserer Interviewpartner\*innen entlang dieser beiden Dimensionen Unterschiedliches zu Tage fördert.

Wie im Modell angenommen, ist es in der Bundesrepublik des frühen 21. Jahrhunderts für Mittelschichtenangehörige nahezu unumgänglich, in ihrer Lebensführung *Praktiken investiver Statusarbeit* zum Einsatz zu bringen. Ohne diese investive Statusarbeit *im weiteren Sinne* gehört schon eine ordentliche Portion Glück oder anderweitige Absicherung dazu, sich mittelfristig in den Mittelschichten zu behaupten und nicht, um Oliver Nachtweys (2016, 126) einprägsames Bild zu nutzen, mit der Rolltreppe nach unten zu fahren. Diesen Praxen wird sich das fünfte Kapitel ausführlich widmen.

In diesem Kapitel geht es darum, zu verstehen, wie die Befragten sich diese Praktiken sinnhaft zu eigen machen. Hier finden sich nämlich markante Unterschiede: Nur für einen Typus ist *investive Statusarbeit* das zentrale *biographische Orientierungsmuster*; das handlungsleitende Prinzip der Lebensführung. Dies ist der Typus investiver Statusarbeit *im engeren Sinne* – nicht nur als Ensemble

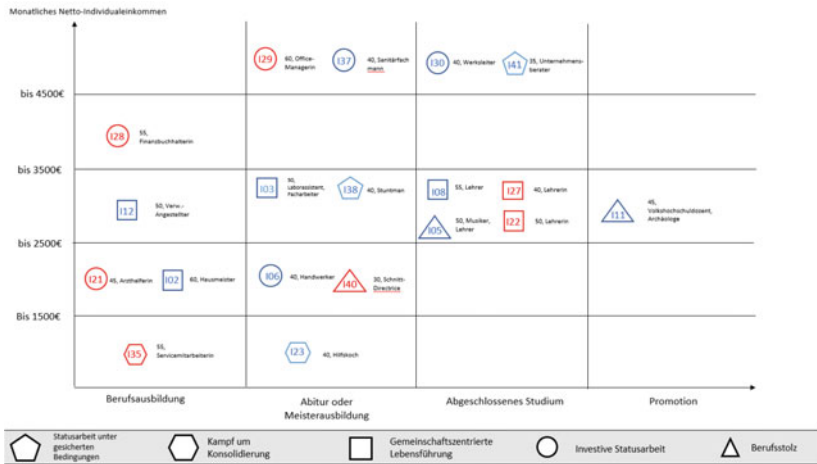
von Praktiken, sondern auch als Modus der Lebensführung.<sup>1</sup> Auch wenn die Sorge um den eigenen Status durchaus als „stahlhartes Gehäuse“ (Weber 1905, 201) verstanden werden kann, das die biographische Bewegungsfreiheit deutlich limitiert, können die Subjekte diesem „Gehäuse“ doch sehr unterschiedlichen Sinn verleihen – und sich dementsprechend auch ganz manifest daran reiben. Das Ergebnis unserer Rekonstruktion der biographischen Orientierungsmuster der Mittelschichten ist eine Typologie aus drei Modi der Lebensführung – also zwei weiteren neben der investiven Statusarbeit. Das Kapitel wendet sich dabei zunächst demjenigen Typus zu, dessen Lebensführung auf den ersten Blick die stärksten Abweichungen vom Idealtypus der investiven Statusarbeit aufweist. Die *gemeinschaftszentrierte Lebensführung* zeichnet sich durch einen sehr geringen Planungsanspruch, geringe Karriereambitionen und eine enge Orientierung an den Beziehungen des sozialen Nahumfelds aus (Abschn. 4.1). Sodann betrachten wir mit der *Lebensführung des Berufsstolzes* einen Modus, in dem große Karriereambitionen und Planungsansprüche sich auf ein sehr spezifisches Statusprojekt richten: die Anerkennung als ‚Meister\*in‘ in einem besonderen Feld beruflicher Praxis (Abschn. 4.2). Als dritter Typus schließlich wird die *investive Statusarbeit im engeren Sinne* als eine biographische Orientierung vorgestellt, bei der Statusverbesserung selbst als dominantes Streben wirkt, was mit einem hohen Planungsanspruch und starken Karriereambitionen einhergeht (Abschn. 4.3).

Diese auf den ersten Blick vielleicht irritierende Reihenfolge der Darstellung, die als Ausgangspunkt eben gerade nicht den Typus wählt, der die größte Nähe zum entwickelten Idealtypus aufweist, bildet den Gang unserer Rekonstruktion ab, die zum Ausgangspunkt zunächst den maximalen Kontrast suchte. Sie erlaubt aber vor allem, den Realtypus der investiven Statusarbeit im engeren Sinne durch den doppelten Vergleich deutlich nuancierter herauszuarbeiten und damit auch die empirische Vertiefung gegenüber den Annahmen des Idealtypus sichtbar zu machen.

Die Darstellung der Typen folgt nicht einzelnen Fallrekonstruktionen, sondern trägt der komparativen Logik der Rekonstruktion und dem überindividuellen Charakter der Orientierungsmuster Rechnung, indem sie die Besonderheiten der Typen anhand von Passagen aus verschiedenen Interviews über die verschiedenen Fälle hinweg verfolgt (Bohnsack 2010, 141). Dabei werden als Ausgangspunkt

---

<sup>1</sup> Max Weber (1919, 511) fasst dieses Problem der sinnhaften Lebensgestaltung in einer Welt ohne verbindliche Sinnordnung in der bekannten Metapher, dass es darum gehe, dass „jeder den Dämon findet und ihm gehorcht, der seines Lebens Fäden hält“. Die Antwort auf die Frage, worauf unsere Rekonstruktion der biographischen Orientierungen hinausläuft, könnte dementsprechend, mit einem Augenzwinkern, auch so gegeben werden: auf eine „Dämonologie“ der Mittelschichten (Abschn. 4.4.3).



**Abb. 4.1** Verteilung der Fälle im sozialen Raum. (Quelle: Eigene Darstellung)

besonders prägnante Eingangspassagen gewählt, anhand derer die Grundgestalt des Lebensführungsmodus vorgestellt wird, um dann in der Folge Sequenzen aus den Interviews mit verschiedenen Fällen als Vergleich hinzuzuziehen.

Abschließend wird die Typologie noch einmal systematisierend-vergleichend zusammengefasst (Abschn. 4.4.1). Dabei wird zusätzlich im kursorischen Vergleich mit Unter- und Oberschichtenlebensführung das Spezifische der drei Typen als Modi der Mittelschichtenlebensführung herausgestellt (Abschn. 4.4.2). Wie sich zeigen wird, setzen alle drei herausgearbeiteten Modi einen Grad an materieller Sicherheit voraus, der es erlaubt, spezifische Strategien der Statusorientierung im weitesten Sinne konsistent zu verfolgen, was die Mittelschichtenlebensführung von den von uns betrachteten Fällen aus den Unterschichten unterscheidet. Zugleich erweist sich als eine Differenz zu den von uns betrachteten Fällen der Oberschichtenlebensführung, dass die dennoch bestehende Begrenztheit der verfügbaren Ressourcen die Mittelschichtenangehörigen nötigt, sich in ihrem Statusstreben auf ein spezifisches Statusprojekt zu konzentrieren, dem eventuelle andere Statusorientierungen untergeordnet werden.

Eine Übersicht aller von uns erhobenen Fälle, die deren Verteilung im sozialen Raum anhand von kulturellen und ökonomischen Ressourcen zeigt, ermöglicht bei der Betrachtung je spezifischer Fälle deren Einordnung im Vergleich zu anderen Fällen (Abb. 4.1).

## 4.1 Die gemeinschaftszentrierte Lebensführung

Der Typus der gemeinschaftszentrierten Lebensführung steht im besonders scharfen Kontrast zum Idealtypus der investiven Statusarbeit – und eignet sich deswegen besonders gut als Ausgangspunkt für die Darstellung unserer Ergebnisse. Die gemeinschaftszentrierte Lebensführung hat große Ähnlichkeiten mit einem Modus der Lebensführung, den auch Max Weber (1905) in seiner Studie zur Protestantischen Ethik skizziert und vor allem der katholischen Bevölkerung zugeschrieben hat, um im Kontrast die Protestantische Ethik klarer herausstellen zu können: Unsere Gemeinschaftszentrierten zeichnen sich dadurch aus, dass ihr Leben nicht von einem rastlosen Vorwärtstreben gekennzeichnet ist. Weder wird nach einer kontinuierlichen Verbesserung des eigenen Status gestrebt, noch wird die Statusarbeit in einer geplanten, systematischen Art und Weise verfolgt. Es scheint darum auf den ersten Blick naheliegend, diesen Typus in Anlehnung an Weber als traditionale Lebensführung zu fassen – allerdings droht diese Bezeichnung den zeitdiagnostischen Kurzschluss zu befördern, dass dieser Typus ein historisches Relikt darstellt und deswegen früher oder später verschwinden werde.<sup>2</sup> Die Benennung als gemeinschaftszentrierte Lebensführung hebt dagegen hervor, was diesen Typus in seiner inneren Logik positiv bestimmt – und formuliert so den Kontrast zur Orientierung an investiver Statusarbeit, ohne ihn vorschnell zeitdiagnostisch aufzuladen.

Das folgende Porträt dieses Typus beruht auf der detaillierten Auswertung von sechs biographisch-narrativen Interviews mit:

- Herr Lohse, einem ausgebildeten Handwerker, der wegen einer chronischen Erkrankung seinen ursprünglichen Beruf aufgegeben hat und Hausmeister wird,
- Herr Wisch, einem Facharbeiter, der nach dem Fachabitur das Studium einer Naturwissenschaft beginnt, dies dann aber abbricht,
- Herr Schulz, dem Leiter des Hauptschulzweigs einer Gesamtschule,
- Herr Molchau, einem ausgebildeten Verwaltungsangestellten,
- Frau Reuter, die zunächst Geographie studiert hat, das aber abbricht und nun als Grundschullehrerin arbeitet, sowie
- Frau Traute, die zunächst Regionalwissenschaft studiert, nun aber ebenfalls als Lehrerin tätig ist.

---

<sup>2</sup> Auch im Hinblick auf Webers problematische These zur Säkularisierung der protestantischen Ethik (Taylor 2007) droht die Etikettierung als traditional mehr zu verschleiern als zu beleuchten (hierzu Weiteres in Abschn. 4.1.4).



Als Ausgangspunkt der Fallanalysen werden die zu erklärenden Abweichungen vom Idealtypus der investiven Statusarbeit gewählt – das Ausbleiben eines vom Leistungsethos getriebenen Strebens nach Statusverbesserung und der Umstand, dass die Berufsbiographien dieser Befragten keinem erkennbaren Planungsimperativ folgten.<sup>3</sup> Gemäß der Typologie der kulturellen Rahmung der Lebensführung in Abschn. 2.2.1 müsste man von Ablehnung investiver Statusarbeit sprechen. Aus Gründen der besseren Nachvollziehbarkeit konzentriert sich die Darstellung zunächst auf die vier erstgenannten Fälle (I02, I03, I08 und I12). Die ihnen gemeinsame große räumliche Kontinuität des Lebensverlaufs lässt die Spezifika des Typus besonders klar hervortreten, droht allerdings auch, den genannten zeitdiagnostischen Kurzschluss zu befördern. Darum wird anhand einer ausführlicheren Darstellung der beiden letztgenannten Fälle (I22 und I27) anschließend dargelegt, dass räumliche Kontinuität mit dem Korrelat einer Kontinuität der sinnstiftenden Gemeinschaft von Kindesbeinen an kein notwendiges Merkmal des Typus darstellt. Vielmehr kann sich diese Gemeinschaft, in die man früh hineingewachsen ist, auch gegen temporäre räumliche Veränderungen durchsetzen; alternativ kann eine Gemeinschaft, an der das biographische Handeln sich orientiert, nach einem Ortswechsel auch neu aufgebaut werden (Tab. 4.1).

---

<sup>3</sup> Im Sinne der dokumentarischen Methode fungiert der Idealtypus also als ein gedanklich entworfener Vergleichshorizont, der im Verlauf der eigentlichen Rekonstruktion auch des Realtyps der investiven Statusarbeit im engeren Sinne material gefüllt wird.

**Tab. 4.1** Fälle der gemeinschaftszentrierten Lebensführung. (Quelle: Eigene Darstellung)

Interview-Nummer	102	103	108	112	122	127
Name	Herr Lohse	Herr Wisch	Herr Schulz	Herr Molchau	Frau Reuter	Frau Traute
Beruf	Hausmeister	Facharbeiter	Lehrer	Verwaltungsangestellter	Lehrerin	Lehrerin
Alter	60	50	55	50	50	40
Einkommen	1500–2000 €	2500–3000 €	2500–3500 €	2500–3000 €	2500–3000 €	2500–3000 €
Bildungsabschluss	Berufsausbildung	Berufsausbildung	Hochschulabschluss	Berufsausbildung	Hochschulabschluss	Hochschulabschluss

### 4.1.1 Bescheidung und Verzicht auf ,große Pläne'<sup>4</sup>

1 Also geboren bin ich äh am [Datum: Mitte der 1960er Jahre]. Und seitdem wohne ich auch  
 2 quasi hier. (...) Bin Einzelkind, habe keine Geschwister. (...) Und äh (4) meine Eltern (.) oder  
 3 meine Mutter war schwer krank. Die hatte Nierenversagen und musste an eine Dialyse. Ist  
 4 dann auch zwei Mal (.) äh transplantiert worden das ist/ das hat das ganze Leben hier so ein  
 5 bisschen bestimmt. (.) Durch diese ganze Krankheit und die Dialyse alles, aber (...) naja. Ist  
 6 eben so, ne? Und äh (...) dadurch halt habe ich auch keine Geschwister. (...) Und mein Vater  
 7 habe/ ist gelernter Maurer. Hat hier im Dorf gearbeitet und ist dann gewechselt auf den  
 8 Truppenübungsplatz. (.) Und ist Jäger da, wenn der nach Hause kam hat er gegessen und ist  
 9 dann auf die Jagd gefahren. Wenn Sie den Raum da vorn auch gesehen haben genügend äh  
 10 Trophäen da. Ja und das hat/ das war eigentlich so mein Leben als Kind. Viel in der Natur, viel  
 11 draußen gewesen, mit zur Jagd gewesen. (.) Die Verbundenheit habe ich heute auch noch. (.)  
 12 Und dann ja bin ich im Nachbarort zur Schule gegangen. (.) Dann eine Lehre gemacht,  
 13 eine schulische Ausbildung in A-Stadt als A-Facharbeiter. (...) Äh (.) dann Fachabitur.  
 14 Bundeswehr. (...) Zwei Jahre Studium A-Naturwissenschaft, aber dann abgebrochen ohne  
 15 Abschluss und äh seit [Datum: Ende der 1980er Jahre] arbeite ich in B-Stadt. Bei der gleichen  
 16 Firma, am gleichen Arbeitsplatz im gleichen Labor. Ist auch selten, dass man so lange am  
 17 gleichen Arbeitsplatz bleibt. (.) Ja in der Zeit äh habe ich meine Frau kennengelernt. Wir haben  
 18 in zwei Wochen Silberhochzeit. (.) Und äh haben uns das hier dann ja praktisch als Wohnung  
 19 ausgebaut hier. (.) Und wir wohnen auch seit woah Ewigkeiten schon hier zusammen. Haben  
 20 drei Kinder. Die älteste ist jetzt 25 (.) schon ausgezogen. Die mittlere ist äh 22. Auch  
 21 ausgezogen, arbeitet in C-Stadt. Und der jüngste ist 19, der macht Lehre, der ist noch zu  
 22 Hause. (...) Ja das war (.) Lebensgeschichte überhaupt so erstmal, in groben Zügen. (...) Sehr  
 23 von Kontinuität geprägt eigentlich. (...) Würde ich so sagen. (...) Hobbies. Natur, Fahrrad fahren  
 24 und wir sind große A-Sportart-Fans, alle fünf. (lacht) (...) Ähh von A-Mannschaft die waren ja  
 25 [Auslassung] auch deutscher Meister 2010, da waren wir hautnah dabei. (.) Sind auch  
 26 ehrenamtlich tätig (.) gewesen damals und heute auch noch. (.) Jetzt nur noch in der A-Liga,  
 27 A-Liga ist schon was anderes, aber sind immer noch dabei. (.) Tja und darum dreht sich jetzt  
 28 vieles bei uns hier. (5) In groben Zügen. (103: 14-41)

In dieser kurzen Eingangspassage der biographischen Stegreiferzählung von Herrn Wisch zeigen sich fast alle Merkmale, die den Typus der gemeinschaftszentrierten Lebensführung auszeichnen. Konzentriert man sich zunächst auf die Informationen zur Ausbildungs- und Berufsbiographie und kontrastiert diese mit dem Idealtypus der investiven Statusarbeit, so fällt zunächst vor allem auf, dass eine Aufstiegskarriere noch nicht einmal als gescheiterter Anspruch formuliert

<sup>4</sup> Zu den hier und im folgenden Kapitel angewandten Transkriptionsregeln (Dresing und Pehl 2013): Die Transkription der Interviews folgt dem gesprochenen Wort so genau wie möglich, wobei Dialekt ins Hochdeutsche übertragen wurde. Wort- und Satzabbrüche werden mit „/“ markiert. Pausen werden durch Punkte in Klammern angegeben, wobei ein Punkt einer Sekunde entspricht. Über drei Sekunden lange Pausen werden als Zahl in Klammern angegeben. „@“ bedeutet lachend, „@.@“ bedeutet ein kurzes Auflachen von einer Sekunde. Besonders betontes wird GROSS gesetzt. „//“ markiert einen kurzen Einschub des Interviewers, der auch durch „//“ wieder beendet wird. Parasprachliches wie Seufzen wird als „((Seufzt))“ markiert. Zitate aus Interviews werden zudem mit einer Kennung versehen, aus der die Interviewnummer und die Zeilennummern des Gesamttranskripts hervorgehen. Diese Passage umfasst also die Zeilen 14–41 des Transkripts des dritten Interviews.

wird. Knapp und vielleicht auch mit Stolz bilanziert Herr Wisch, dass er seit Beginn seiner Berufslaufbahn „*bei der gleichen Firma, am gleichen Arbeitsplatz, im gleichen Labor*“ gearbeitet habe. Aus dem weiteren Interviewverlauf ergibt sich, dass auch kein firmeninterner Aufstieg stattgefunden hat – Herr Wisch hat wirklich noch dieselbe Position wie vor 28 Jahren.

Überhaupt ist der Stellenwert der Berufsarbeit für die biographische Selbstpräsentation nicht besonders hoch. Selbst in dieser äußerst knapp gehaltenen Passage wird anderen Lebensbereichen, namentlich den eigenen Eltern und der jetzigen Familie und auch ihrem geteilten Hobby, jeweils mindestens genau so viel Raum gegeben. Auch wenn die schwere Erkrankung der Mutter, die Herrn Wischs Kindheit geprägt hat, dies in Teilen erklären kann, und auch wenn diese Gewichtung nicht in derselben Deutlichkeit in allen Interviews mit Vertreter\*innen dieses Typus hervortritt, so ist doch bei ihnen allen auffällig, dass sie die eigene Ausbildungs- und Berufsbiographie gegenüber den anderen Lebensbereichen eindeutig schwächer gewichten als die Vertreter\*innen der Lebensführung des Berufsstolzes und der investiven Statusarbeit. Das zeigt sich im Hinblick auf die rekonstruierbare alltagspraktische Zeiteinteilung, aber vor allem auch in der je eigenen Wertung, die Herr Wisch in der reflektierenden Hinwendung auf die eigene Biographie vornimmt.

Dabei wäre es falsch, anzunehmen, dass Einkommen für die Vertreter\*innen dieses Typs keine Rolle spielen würde. Herr Wisch erwähnt im Verlauf des Interviews, dass er in zahlreichen Nebenjobs sein Gehalt aufzubessern suchte und sich zumindest über die Sicherheit seiner Stelle durchaus immer wieder Gedanken gemacht hat. Beides nimmt allerdings keinen Selbstzweckcharakter an, sondern orientiert sich daran, seiner Familie als Alleinverdiener einen bestimmten, konstanten Lebensstandard zu ermöglichen, der sich, wie sich ebenfalls zeigt, an dem seiner eigenen Eltern misst. An beruflichem Aufstieg und immer weiteren Einkommenssteigerungen ist Herr Wisch hingegen nicht interessiert.

Wenn die Vertreter\*innen dieses Typus so etwas wie eine Karriere absolvieren, dann läuft diese auf eine Art ‚Sättigungspunkt‘ zu, bei dessen Erreichen keine weiteren Aufstiegsambitionen mehr erkennbar sind. Herr Wisch antwortet auf die spät im Interview gestellte Frage danach, ob Karriereaussichten in seinem Berufsleben eine Rolle gespielt hätten, lakonisch: „*Nee. (.) Wie gesagt ich bin jetzt 28 Jahre auf dem gleichen Posten. (..) Die letzten 12, 13 Jahre schaffe ich auch noch. (lacht)*“ (I03: 676/677) Er stellt in dieser Hinsicht sicherlich ein Extrembeispiel dar. Aber auch Herr Schulz, der als Lehrer durchaus so etwas wie eine Karriere absolviert hat, an dessen Ende er nun Leiter des Hauptschulzweiges seiner Gesamtschule ist, lehnt auf der Position, die er mittlerweile seit 15 Jahren innehat, weitere Beförderungen ab, weil das entsprechende höhere Gehalt

und Prestige mit Aufgaben verbunden wäre, die ihm weniger zusagen als die jetzigen – von einem ‚rastlosen Vorwärtsstreben‘ kann hier kaum die Rede sein. Und wenn ein ‚Sättigungspunkt‘ nicht erreicht wird, wie von Herrn Lohse, der als Handwerker nicht zum Meisterlehrgang zugelassen wird und seinen Beruf schließlich wegen gesundheitlicher Probleme ganz zugunsten einer Tätigkeit als Hausmeister aufgeben muss, führt dies eher zu einem zunächst resignierten und dann affirmativen ‚Sich-einrichten‘ in der jeweiligen neuen Position und nicht zum Bemühen um einen anderweitigen Aufstieg.<sup>5</sup>

Weiterhin wirken die Berufsbiographien der Vertreter\*innen dieses Typus auffällig ‚ungeplant‘. Das abgebrochene Studium von Herrn Wisch, welches er nach eigenem Bekunden eher aus Verlegenheit beginnt, weil er keine anderen konkreten Perspektiven sah, und das er dann abbricht, weil er keine BAföG-Zahlungen mehr bekommt, ist in dieser Hinsicht eine typische Episode. Auch die Ausbildungs- und Berufsbiographie von Herrn Schulz gleicht bereits in der ersten kurzen Schilderung, die er in der Eingangspassage seiner biographischen Stegreiferzählung gibt, eher einem mäandernden Tasten mit immer wieder wechselnden Zielen:

1 *Studium bedeutet eigentlich wollte ich Tiermedizin studieren. Hab damals Abitur mit 2,4*  
 2 *gemacht ähm damals war 0,9 Numerus Clausus Tiermedizin (..) dann hab ich gedacht, na*  
 3 *fängst du an mit Biologie zu studieren ähm passt ja ein bisschen in die Richtung und guckst*  
 4 *ob du vielleicht noch Glück hast da rein zu kommen(..) Das war dann nicht der Fall, Diplom*  
 5 *ging nicht mehr also hab ich auf Lehramt angefangen (.) hab ein zweites Fach dazu genommen*  
 6 *und bin dann (.) dabei hängen geblieben. [Auslassung] hab dann (.) mein erstes Staatsexamen*  
 7 *hier in C-Stadt gemacht. Politik und Wirtschaft und Biologie als Fächer (..) und bin dann ins*  
 8 *Referendariat nach D-Stadt gegangen zwei Jahre (..) ähm (.) das ist ein Gymnasium, hab also*  
 9 *L3 studiert. (.) Als ich fertig war (..) bin mit Jahreszahlen schlecht (..) bei mir ne Weile gedauert*  
 10 *(4) [Datum: Anfang der 1990er Jahre] (..) ähm nach dem Referendar/ jedenfalls war die*  
 11 *Lehrerarbeitslosigkeit da am Höhepunkt, hatte mich schon damit abgefunden was anderes zu*  
 12 *machen (.) und hatte dann durch Zufall (..) und Glück die Gelegenheit in E-Stadt einen*  
 13 *Zeitvertrag zu bekommen, allerdings in einer zehnten Hauptschulklasse (.) das war dann so*  
 14 *ein bisschen der Kulturschock ähm (..) hab da dann über 5 Jahre (.) Zeitverträge gearbeitet (.)*  
 15 *kontinuierlich aber immer mit Zeitverträgen //mhm// (..) dann hat man für mich ne Stelle*  
 16 *ausgeschrieben äh dann bin ich fest eingestellt worden (..) nach ner Zeit Unterricht im*  
 17 *Gymnasialbereich, auch mit Abnahme Abitur, hab ich mich dann für die Hauptschule*  
 18 *entschieden (.) und ähm ja leite seit 15 Jahren Hauptschulzweig (108: 19-46)*

Nun ist die „biographische Illusion“ (Bourdieu 1990), nach der das Leben ein klarer ‚Weg‘ mit einem intentional bestimmten Ziel ist, sicherlich generell zu hinterfragen (Schimank 1988), und auch in den Berufsbiographien der anderen Typen zeigen sich Verschiebungen und kontingente Brüche. Auffällig ist

<sup>5</sup> Siehe die Vignette zu Herrn Lohse: „Einsamkeit und gemeinschaftszentrierte Lebensführung“.

aber dennoch, dass Herr Schulz und die anderen Vertreter\*innen der gemeinschaftszentrierten Lebensführung noch nicht einmal Bestrebungen zeigen, ihre Berufsbiographie auf der Ebene der Selbstpräsentation in der Eingangserzählung zu glätten, sich dem Planungsimperativ also zumindest als von außen gesetztem kulturellen Appell zu beugen. Ganz im Gegenteil: Selbst in dieser Eingangspassage, wo doch die Kontrolle des Sprechenden über das in der Erzählung transportierte Selbstbild höher ist als in späteren Teilen des Interviews, scheint es, als würden unerwartete Wendungen und auch die eigene ‚Planlosigkeit‘ mit einer gewissen Freude vorgeführt – ein Eindruck, der sich in der Interpretation des weiteren Verlaufs des Interviews bestätigt. Immer wieder beschreibt Herr Schulz biographische Weichenstellungen als so nicht intendierte glückliche Fügungen, die nicht nur den ursprünglichen, ohnehin diffusen und wenig elaborierten ‚Plan‘ obsolet machen, sondern meist auch zu besseren als den anfänglich intendierten Ergebnissen führen.

In zwei entscheidenden Aspekten unterscheidet sich die gemeinschaftszentrierte Lebensführung also vom Idealtypus der investiven Statusarbeit: Es ist erstens kein Bestreben um eine andauernde Verbesserung der eigenen sozio-ökonomischen Position auszumachen, und die Statusarbeit folgt zweitens, wo sie stattfindet, weder praktisch noch in der rückwendenden Rationalisierung einem Planungsimperativ. Es ist dabei wichtig festzuhalten, dass diese Abweichungen nicht einfach als ‚Mängel‘ gegenüber der investiven Statusarbeit als Modus der Lebensführung erfahren, vielleicht gar erlitten werden, wie es in soziologischen Studien in Bezug auf die dann fälschlicherweise so bezeichneten „Statusverweigerer“ oft suggeriert wird (kritisch hierzu: Voswinkel 2018) – dass es sich also zum Beispiel um berufsbiographische Sackgassen oder Biographien unter außergewöhnlicher Unsicherheit handelt und deswegen irgendwann Ambitionen und Planung aufgegeben werden. Vielmehr entspringen die biographischen Phänomene, die in Abgrenzung zur investiven Statusarbeit zunächst als ‚Bescheidung‘ und ‚Planlosigkeit‘ erscheinen, der positiven Orientierung der Vertreter\*innen dieses Typus an der eigenen Verwurzelung in Gemeinschaften.

### 4.1.2 Die Gemeinschaftszentrierung

Bereits sehr früh stellten wir unter den Vertreter\*innen der gemeinschaftszentrierten Lebensführung eine auffällige Gemeinsamkeit fest, die sich ebenfalls schon in der Eingangspassage von Herrn Wisch zeigt, die aber auch in den Eingangspassagen von Herrn Schulz und Herrn Lohse sowie in der folgenden Eingangspassage von Herrn Molchau deutlich hervortritt:

1 Ähm (.) Naja gut letzt/ letztendlich ja gut fa/ fang ich ich mal vorne an ähm, we/ wenn Sie  
 2 Nachfragen haben, @fragen Sie einfach@ //mhm// JA also ge/ geboren bin ich hier in in A-  
 3 Dorf also tatsächlich und äh alteingesessener A-Landschaftler wie man so schön sagt, ähm,  
 4 bin hier auch auch als Kind aufgewachsen, hab ein paar Jahre damals in B-Vorstadt gewohnt,  
 5 [Auslassung] so mit ungefähr naja sechs Jahren, sieben Jahren zur Einschulungszeit bin ich  
 6 dann nach A-Dorf wieder zurückgekommen nach ein paar Jahren Pause, //mhm// ähm ja und  
 7 f/ l/ lebe und wohne eigentlich seitdem ununterbrochen hier in der Gegend, unterschiedliche  
 8 Orte, zwei, drei, viermal umgezogen, in in der Zwischenzeit, //mhm// ähm ja, hab hier auch die  
 9 Schule besucht, bin hier, bin hier zum, zur Realschule seinerzeit gegangen, hab hier meine  
 10 mittlere Reife, beziehungsweise Sekundarabschluss zwei gemacht [Auslassung] Ja und leb  
 11 jetzt mit meiner Frau hier. Mit meiner Frau und meinem Kind hier zusammen //mhm// jetzt hier  
 12 im schön/ im schönen (unv. Ortsname) @(. )@ //ja// wieder in (.) in unserem Haus. //ja// JA. (.)  
 13 das so zur Geschichte. (I12: 53-89)

Die ersten Vertreter dieses Typus, deren Lebensgeschichten wir interpretierten, stammten aus kleinstädtisch-ländlichen Milieus, und alle Vertreter zeigen in ihrer Lebensgeschichte eine ausgeprägte räumliche Kontinuität des Lebensumfelds,<sup>6</sup> die die biographische Eingangserzählung gewissermaßen ‚umklammert‘: Sie beginnt mit der Geburt und dem Aufwachsen an diesem Ort, den man nur in kurzen Episoden vorübergehend verlässt,<sup>7</sup> und endet damit, dass man sich auch jetzt und heute an diesem Ort befindet. Herr Wisch lebt in dem Haus, in dem er aufgewachsen ist, Herr Schulz, Herr Lohse und Herr Molchau wohnen in unmittelbarer Nähe ihres ursprünglichen Elternhauses – ein Umstand, den sie alle selbst betonen, Herr Schulz und Herr Molchau auch mit sichtlichem Stolz. Kein\*e Vertreter\*in der anderen beiden Typen ist dauerhaft vergleichbar nah am eigenen Geburtsort verblieben.

Die genauere Interpretation legt unter dieser auffälligen räumlichen Kontinuität eine bei allen vorhandene, lebenspraktisch dominierende Orientierung am sozialen Nahumfeld frei: Ein enges Verhältnis zur Herkunftsfamilie ist ein Ausdruck dieser Orientierung, genau wie die Kontinuität von Freundeskreisen, die bis in die Schulzeit zurückreichen, das ehrenamtliche oder lokalpolitische Engagement, die Mitgliedschaft in Sportvereinen oder eben die regelmäßige Runde, in der man gemeinsam Alkohol trinkt und ‚Sprüche klopft‘. Diese Orientierung am sozialen Nahumfeld entpuppt sich als Schlüssel zu den meisten Charakteristika der Biographien und der biographischen Selbstpräsentation dieses Typs. So zeigt sie sich als impliziter, gelegentlich aber auch explizierter Grund für die räumliche Kontinuität. Man kann sich schlicht nicht vorstellen, diese Bezüge aufzugeben,

<sup>6</sup> Das Maskulinum ist hier wörtlich gemeint: Dieser Sachverhalt trifft nämlich ohne Einschränkung nur auf die Männer zu, während die von uns interviewten Vertreterinnen ihren Wohnort im Lebensverlauf gewechselt haben (siehe S. 99 ff.).

<sup>7</sup> Zum Beispiel für den Wehrdienst, so man nicht auch diesen, wie Herr Schulz, direkt vor Ort absolvieren kann.

und sucht sich darum einen Studien- oder Ausbildungsplatz sowie später einen Arbeitsplatz in unmittelbarer Nähe.<sup>8</sup>

Auch die relativ hohe Bedeutung anderer Lebensbereiche gegenüber der Erwerbsarbeit ist mit dieser Orientierung am sozialen Nahumfeld verbunden. Zum einen ist einleuchtend, dass gerade der Freizeitbereich und das Familienleben in einer am sozialen Nahumfeld orientierten Lebensführung eine hohe Bedeutung haben. Dies ist besonders deutlich bei Herrn Wisch und Herrn Molchau, die ihre Erwerbstätigkeit mit wenig intrinsischer Motivation ausüben und bei denen sie deshalb deutlich als lediglich Mittel zu Zwecken in anderen Lebensbereichen hervortritt. Aber auch Frau Traute schildert in einem detaillierten Bericht, in dem sie sich mit ihrer Entscheidung auseinandersetzt, doch noch Lehrerin zu werden (dazu später noch mehr), dass sie ihren vorherigen Plan einer akademischen Karriere auch deswegen verwirft, weil ihr damit zu wenig Zeit für ihre Freizeitaktivitäten, in deren Mittelpunkt gemeinsames Musizieren steht, bleiben würde.

Auch darüber hinaus ist bei den Vertreter\*innen dieses Typus die Ausbildungs- und Berufsbiographie fester und dichter mit den anderen Lebensbereichen verwoben als bei den Vertreter\*innen der anderen Typen. Als Beispiel für diese Verwobenheit der Lebensbereiche kann hier ein Ausschnitt aus der Biographie von Herrn Schulz dienen: Nachdem sich dessen ursprünglicher, von seinem jugendlichen Engagement für Tier- und Naturschutz motivierter Wunsch, Tiermediziner zu werden, wegen des zu hohen Numerus Clausus zerschlagen hat und aus seiner Ausweichstrategie, Biologie zu studieren, ein Lehramtsstudium geworden ist, sieht er sich nach dem Referendariat mit Schwierigkeiten konfrontiert, eine Anstellung zu finden:

---

<sup>8</sup> Dies gilt nicht nur für berufsbiographische Entscheidungen. Herr Schulz berichtet zum Beispiel, dass er, für den Fußball eine lebenslange Leidenschaft ist, als Jugendlicher die Möglichkeit ausschlägt, in einem besseren Fußballverein, der auf sein Talent aufmerksam geworden ist, zu spielen, weil er sich seinem Verein und seinen Mitspielern zu sehr verbunden fühle.



1 I: (..) Okay, dann ging das Referen-Referendariat zu Ende und Sie sind zunächst in  
 2 Zeitverträge gekommen...  
 3 B: Ja, also wie gesagt, damals war die Arbeitslosenquote extrem hoch, also ich hatte einen  
 4 Freund bei Raiffeisen in einer höheren Funktion, der sagte "Mensch wir suchen so" ja die  
 5 praktisch die Mitarbeiter schulen dann für //mhm// irgendwelche Geschichten, völlig egal für  
 6 was. Und dann hab ich mich schon eigentlich damit abgefunden (.) und hab dann von  
 7 irgendjemand gehört: "Hier der kennt da jemanden, frag doch mal nach" äh und dann hab ich  
 8 in E-Stadt ne Gesamtschule mit gymnasialer Oberstufe äh ich war im Sommer fertig und im im  
 9 zum äh Ende des ersten Halbjahres hab ich dann da die Stelle übernommen. Ähm (.) hab ich  
 10 dann da angerufen und mal gefragt ((lacht)) der Direktor, das war so ein Typ ähm der sagt  
 11 gleich "welcher Idiot hat Ihnen geraten solche Fächer zu studieren, damit kriegen Sie nie was  
 12 aber kommen Sie halt mal vorbei" ((lacht)) //((lacht))// äh und dann hat mein jetziger Chef hat  
 13 damals das Vorstellungsgespräch geführt und hat ganz unten gesehen im Lebenslauf Fußball  
 14 //mhm// und hatte (.) im Kopf eine zehnte Hauptschulklasse (.) 13, 14 Jungs, die meisten  
 15 Asylbewerber (.) ähm die null Bock auf Schule hatten ähm die aber zum Halbjahr verwaist sind  
 16 als/ weil der Klassenlehrer eine Stelle bekommen hat im A-kreis //mhm// ähm ne Versetzung.  
 17 (.) Ja als ich dann/ hab ich hat er mich gefragt: "Können Sie sich denn vorstellen auch  
 18 Hauptschule und so zu unterrichten?", was wollte man sagen, natürlich hat man ja gesagt.  
 19 Ähm dann hat er da "Sie spielen Fußball, ich glaub das ist ganz gut, ich geb' Ihnen mal die  
 20 Sportstunde" ich hab/ ich hab doch gar nicht gelernt (((lacht)))// ähm (.) ja und dann bin ich (.)  
 21 mit dem Kollegen mit ähm in die Klasse, der wollte die übergeben, die haben die  
 22 Halbjahreszeugnisse bekommen und haben die Halbjahreszeugnisse plus Bücher aus dem  
 23 Fenster geworfen. (.) Dann hab ich gedacht: „Okay und hier fängst du Montag an?“ //ja// (.)  
 24 „Bin ich mal gespannt.“ Ähm, ja und dann war es wie der Kollege vorhergesagt hat, ich war  
 25 halt ein relativ guter und harter Fußballer, die Jungs haben auf keinen gehört, aber auf mich,  
 26 weil ich im Sport dann sie zwei drei Mal umgegrätscht habe, und ab da ging es immer nur  
 27 "Sehr gerne Herr B, jawohl Herr B" (((lacht)))ja // Da waren die damals wirklich, also Schule  
 28 war mit denen gar nicht möglich, wir haben dann so praktische Arbeiten im Schulgarten  
 29 gemacht und ähnliches. Die hatten auch keinerlei Perspektiven, die wurden sowieso  
 30 irgendwann abgeschoben //mhm//, die durften nicht arbeiten //mhm// ähm weil sie, also nur  
 31 Jobs, die kein Deutscher haben wollte, und das war zu der Zeit nahezu nichts. Also die waren  
 32 auch völlig perspektivlos, war klar das die so waren. Ähm (.) jetzt hat ein grad, einer von diesen  
 33 ehemaligen Schülern seinen Sohn bei uns im Gymnasialbereich angemeldet. Ähm ja und das  
 34 war das was so der Härtesten kann man wirklich sagen. //mhm// Also die Hauptschüler waren  
 35 auch nie irgendwie vorher auf Klassenfahrt und ich bin dann mit den paar Jungs, sind von den  
 36 13 glaub ich zehn mitgefahren, war ich dann auf Klassenfahrt in Holland und von da an fand  
 37 ich eigentlich Hauptschule gut. ((lacht)) (I08: 696-733)

An der Beschreibung der eigentlichen Stellensuche (3–9) ist zunächst interessant, was nicht erwähnt wird. Vertreter\*innen der anderen beiden Lebensführungstypen machen bei ihren Schilderungen ähnlich schwieriger berufsbiographischer Stationen die eigenen Strategien der Stellensuche sehr viel transparenter – und sei es nur, indem sie hervorheben, wie viele Bewerbungen sie geschrieben haben oder an welche Institutionen sie sich wenden. Demgegenüber scheint es Herrn Schulz selbstverständlich, dass Freunde und Bekannte, die entweder selbst in entscheidenden Positionen sind (4) (oder ‚jemanden kennen, der ‚jemanden kennt‘ [7–8]), als Ansprechpartner\*innen bei der Stellensuche dienen – so selbstverständlich, dass er in dieser Passage, wie im ganzen Interview, obwohl er oft den Rat oder die Hilfe dieser Bekannten in verschiedenen Situationen erwähnt, nie thematisiert, Rat und Hilfe geschüht oder um diese gebeten zu haben. Sie sind gewissermaßen ‚einfach da‘, wenn er vor einem Problem steht.

Auch wenn er nicht explizit macht, woher diese Kontakte stammen, so legen doch der Arbeitgeber des Freundes sowie Herrn Schulz' bisherige biographische Schilderungen nahe, dass es sich dabei nicht um Kommilitonen aus dem Lehramtsstudium handelt, also um Kontakte, die er im Rahmen seiner Ausbildungs- und Berufsbiographie etabliert hat. Er hat während des Studiums weiter in seinem Heimatdorf gewohnt, ist in die nächste Universitätsstadt gependelt und spricht keinerlei Teilhabe am ‚Studentenleben‘ an. Die hilfreichen Kontakte beim Berufseinstieg sind vielmehr „Fußballkumpels“ (I08: 926), die ihm auch schon beim Ausbau seiner ersten Wohnung und später auch beim Hausbau helfen, oder Bekannte aus seinem lokal- und jugendpolitischen Engagement.

Im Vorstellungsgespräch ist die ausschlaggebende Qualifikation für eine Aufgabe, für die er mit seinem Studienfach ja gar nicht qualifiziert wäre (22/23), wiederum sein Hobby Fußball. Ganz auf dieser Linie versteht Herr Schulz auch seinen Erfolg darin, als Autoritätsperson bei den Schüler\*innen Anerkennung zu finden, die sich ja, wie er in dem prägnanten Bild des Zeugnisse-aus-dem-Fenster-werfens darstellt (23–26), gegenüber der Rollenautorität der Lehrenden nicht besonders aufgeschlossen zeigen, als Ergebnis seiner Identität als „guter und harter Fußballer“ (28). Und dass sein Vorgesetzter genau dies so vorausgesehen habe, schreibt Herr Schulz ihm folgerichtig im Nachhinein zu (27/28), findet also seine Identität in dessen Entscheidung für ihn bestätigt.

Jenseits dieser rekonstruierbaren oder von Herrn Schulz selbst thematisierten entscheidenden Weichenstellungen von freizeitbezogenen Kontakten und Fähigkeiten für den Verlauf der Berufsbiographie lohnt es sich, zwei der in dieser Passage skizzierten Interaktionen genauer zu betrachten. Ein entscheidender Grund dafür, dass Herr Schulz, anders als zum Beispiel Herr Wisch und Herr Molchau, seinen Beruf durchaus mit einer gewissen intrinsischen Motivation und nicht lediglich als Mittel zu Zwecken in anderen Lebensbereichen wahrnimmt, ist nämlich darin zu suchen, dass er seine lebensbereichsübergreifende biographische Orientierung auch in der Rolle des Hauptschullehrers verwirklichen kann. Hier liegt eine wesentliche Besonderheit der gemeinschaftszentrierten Lebensführung: Die Vertreter\*innen der investiven Statusarbeit üben ihren Beruf mit sehr geringer intrinsischer Motivation aus, was die beruflichen Inhalte angeht; eine berufsstolzgeprägte Lebensführung geht demgegenüber mit sehr hoher intrinsischer Motivation einher. Im Fall der gemeinschaftszentrierten Lebensführung ist der Grad der intrinsischen Motivation bei der beruflichen Tätigkeit hingegen variabel – abhängig davon, inwiefern sich eine Orientierungskontinuität mit den anderen Lebensbereichen herstellen lässt.

In der dem Direktor zugeschriebenen Aussage ihm gegenüber (12/13) kommentiert Herr Schulz den ungeplanten Charakter seiner Berufsbiographie auf

ironische Weise. Die von ihm gewählte Fächerkombination entspricht, wie er an anderer Stelle deutlich macht, vor allem seinen eigenen Interessen, vagen Ideen, wie man vielleicht doch noch Tierarzt hätte werden können, und den Erfolgserlebnissen im Schulunterricht, folgt also keinem berufsbiographischen Plan, was diese Fächerkombination eben ‚idiotisch‘ macht. Dennoch gibt der Direktor ihm die Gelegenheit, sich persönlich vorzustellen – und dies ist entscheidend, um die ‚Idiotie‘ seiner Studienfachwahl, die er, wenn nicht mit Stolz, so doch zumindest ohne Scham präsentiert, zu kompensieren. Der herzlich-ruppige Tonfall des Direktors, den Herr Schulz nicht negativ kommentiert, ist aufgrund seiner ‚Direktheit‘ vermutlich positiv konnotiert – auch weil er eine auffällige Ähnlichkeit mit Herrn Schulz‘ eigenem Verhalten in der zweiten skizzierten Interaktion hat, in der er die Schüler\*innen im Sportunterricht „*umgrätscht*“ (29/30). Diese körperlich-unmittelbare Interaktion ist es in den Augen von Herrn Schulz, die ihn für die Schüler\*innen vor den anderen Lehrer\*innen heraushebt und ihm Anerkennung verschafft.

Dabei ist auffällig, dass die Schilderung seiner weiteren Tätigkeit an der Hauptschule (31–42) erneut einen Kontrast aktualisiert, der sich homolog auch in der Spannung zwischen ‚formaler Qualifikation‘ und dem ‚als Person zur Geltung kommen‘ dokumentiert: Es ist nicht der eigentliche Unterricht, sondern es sind „*so praktische Arbeiten im Schulgarten*“ und die „*Klassenfahrt*“, die den für ihn wichtigsten Teil seiner Tätigkeit ausmachen und dafür sorgen, dass er die Tätigkeit als Hauptschullehrer schätzen lernt. Das verbindet sich mit einer grundlegenden Orientierung, die schon in seinen Ausführungen zum Referendariat auszumachen war. Dort hatte er sein Unwohlsein damit, auf formale Art und Weise beim Unterrichten bewertet zu werden, seiner Freude am Unterrichten als Interaktion mit den Schüler\*innen gegenübergestellt. Die formale Logik der Institution widerstrebt ihm, aber Unterrichten liegt ihm so sehr, dass es sein Unbehagen an der Institution ausgleicht.

Die sich hier herauskristallisierenden, einander entgegengesetzten Elemente des Orientierungsrahmens – auf der einen Seite die positiv konnotierte direkte Interaktion und Anerkennung als ganze Person, und auf der anderen Seite die negativ konnotierte formalisierte Rolleninteraktion, bei der man nie weiß, ‚woran man bei dem anderen wirklich ist‘ – dokumentiert sich noch einmal sehr klar in einer Entscheidung von Herrn Schulz, die er direkt an die oben zitierte Passage anschließend erläutert. Ihm wird nach einiger Zeit eine prestigeträchtiger und besser entlohnte Stelle als Gymnasiallehrer angeboten; und er entscheidet sich, sie nicht anzunehmen und bei seinen Hauptschüler\*innen zu bleiben. Sind letztere ihm „*wegen ihrer Gradlinigkeit ans Herz gewachsen*“, so hat er bei den Gymnasialist\*innen das Gefühl, sie haben ihn „*abgecheckt*“ (I08: 749) und richten sich in

ihren Äußerungen strategisch danach, was sie ihm für Erwartungshaltungen unterstellen. Und auch die Beförderung zum Schulleiter lehnt er ab – nicht nur wegen der zu erwartenden höheren Arbeitsbelastung, sondern auch, weil es ihm widerstrebt, „mit irgendwelchen blöden Kollegen Dienstgespräche zu führen“ (I08: 990). Es ist somit im Falle von Herrn Schulz nicht nur so, dass die Berufsbiographie an allen Weichenstellungen auf Beziehungen aus anderen Lebensbereichen verweist. Vielmehr ist die für einen Vertreter des Typus der gemeinschaftszentrierten Lebensführung relativ hohe Bedeutung des Berufs überdies dadurch zu erklären, dass die Tätigkeit des Hauptschullehrers selbst sich an Orientierungen ausrichten lässt, die auch in anderen Lebensbereichen bestimmend sind und damit für Herrn Schulz gewissermaßen als Metaphern für eine gelingende Lebensführung fungieren können.

Der positive Horizont des Orientierungsrahmens von Herrn Schulz wird von drei Elementen bestimmt. Es geht erstens um ‚echte Autorität‘, also darum, Anerkennung als ganze, besondere Person zu erfahren. Das negative Gegenstück ist die Angst, ‚nicht zu wissen, woran man ist‘. Zweitens kommt es ihm darauf an, in seinem Handeln auch seiner Intuition folgen zu können und, wie er es formuliert, einfach „machen zu können“ (I08: 753) – im Gegensatz dazu, sich formalen Beurteilungen und auferlegten Reglementierungen unterwerfen zu müssen. Drittens strebt er an, „sicher“ zu sein, was sich besonders prägnant vor dem auch in anderen Passagen aktualisierten negativen Bild der Situation der „Asylbewerber“ (I08: 711) abhebt, die „keinerlei Perspektiven“ (I08: 725) hätten und demnach ‚in der Luft hängen‘. Dieser Orientierungsrahmen verweist in seiner Logik auf die den Typus definierende Gemeinschaftszentriertheit: Als ‚echte Autorität‘ wahrgenommen zu werden, ist eben Anerkennung in Sozialbeziehungen, in denen man nicht anhand von abstrakten Maßstäben an Rollenverhalten evaluiert wird, was voraussetzt, dass sie hinreichend funktional diffus sind (Parsons 1951, 55/56). Nicht völlig diffus: Auch in der Interaktion zwischen Herrn Schulz und seinen Schüler\*innen ist vieles von vornherein ausgeschlossen. Aber eben diffus genug, dass man immer wieder auch anders als im strengen Sinne rollenkonform zur Geltung kommen kann – was man auch will. Sich in solchen Beziehungen erfolgreich zu bewähren setzt allerdings voraus, dass man mit ihnen hinreichend vertraut ist.

Es verwundert vor diesem Hintergrund nicht, dass die Vertreter\*innen dieses Typus, wo möglich, die räumliche Kontinuität wie auch die ihres sozialen Umfelds suchen. Wo sie gezwungen werden, den Ort oder das soziale Umfeld auch nur temporär zu wechseln, reagieren sie oft mit Unbehagen oder Hilflosigkeit. So absolviert Herr Wisch sein Fachabitur in einem Fach, das ihm erkennbar nicht zusagt und auch für seine weiteren beruflichen Perspektiven

wenig anschlussfähig scheint, weil er sonst gezwungen gewesen wäre, den Wohnort zu wechseln. Die Zeit bei der Bundeswehr, die ihn dann schließlich zum Umzug zwingt, kommentiert er knapp und lakonisch mit den Worten „*Ich brauchte nicht viel aushalten, [Auslassung] ist nicht viel hängen geblieben. (...) Wer da nicht hingehht, hat nicht viel verpasst. (...) Aber das musste man damals eben. Okay. Ging nicht anders.*“ (I03: 286–290). Von seiner Zeit des Studiums in einer nahegelegenen Stadt, während dessen er weiter in seinem Dorf wohnen geblieben ist, auch wenn das bedeutet, über eine Stunde Hin- und Rückreisezeit auf sich zu nehmen, berichtet er schließlich, er habe die Nachmittage damit verbracht, alleine ziellos mit der Straßenbahn durch die Stadt zu fahren, um auf den Bus zu warten, der ihn wieder in sein Heimatdorf zurückbringen solle. Man weiß als Gemeinschaftszentrierter in diesen Situationen, in denen man sich außerhalb seines sozialen Nahumfeldes findet, schlicht erst einmal nicht, was man mit sich anfangen soll. In einer dichten und detaillierten Passage schildert Herr Schulz zum Beispiel den ersten Tag seines ersten Ferienjobs als Schüler, als er sich morgens auf der Baustelle wiederfand:

- 1 „das schlimme war ähm das ich natürlich gar nicht wusste, was ich machen sollte und das ich
- 2 die Leute nicht verstanden hab. Weil die haben alle Platt geschwätzt //mhm// (lacht) und ich
- 3 nicht, also ich hab' schon damals/ hat man nicht verstanden "Hol mir mal ne SCHIPPE" //mhm//
- 4 da musste ich fragen was ist das für ein Gerät, was soll ich holen? Das war das erste Mal ja,
- 5 ja so mit Erwachsenen alleine, also ganz komisch //mhm//. Dann war das damals noch/ war es
- 6 eisekalt, kann mich noch erinnern, dass ich die farbbeschmierten Handschuhe von meinem/
- 7 Arbeitshandschuhe von meinem Papa hatte, die waren steif vorne, es waren schon
- 8 Minusgrade, ich habe gefroren, ich stand da im Dunkeln, um sieben Uhr war Anfang, ich hatte
- 9 keinen Plan was ich hier soll ((lacht)).“ (I08: 361-369)

Jenseits von biographischen Episoden, in denen die Gemeinschaftlichkeit als präkär erlebt wird oder in denen sie für die Erläuterung von Entscheidungen oder Handlungsverläufen herangezogen werden muss, wird sie in den Interviews trotz ihrer zentralen Bedeutung – oder vielmehr gerade wegen ihrer Selbstverständlichkeit – oft nur am Rande thematisch. Diese Beiläufigkeit mag auf den ersten Blick wirken, als würden sie der Zentralität der Gemeinschaftlichkeit für die gelebte Erfahrung der Vertreter\*innen dieses Typus widersprechen. Der Grund dafür ist allerdings in der Form der gelebten Gemeinschaftlichkeit selbst zu suchen, die sich klar von den sozialen Nahbeziehungen der Vertreter\*innen der beiden anderen Typen abhebt. Wo diese einzelne Freund\*innen und Bekannte hervorheben, bei denen längere Geschichten oder Argumentationen begründen, warum gerade sie zum ‚engsten‘ Freundeskreis gehören, konstituiert sich die Gemeinschaftlichkeit der Vertreter\*innen der gemeinschaftszentrierten Lebensführung gegenüber thematisch wie praktisch undifferenzierten, eben funktional diffusen Gruppen. So spricht Herr Schulz zwar zum Beispiel von den langjährigen Freundschaften, die

sich über seinen Fußballverein ergeben hätten, adressiert diese Freunde jedoch nicht einzeln oder namentlich, sondern spricht immer nur von seinen „Fußballkumpels“ (I08: 926), und Herr Wisch hebt als positives Merkmal verschiedener biographischer Phasen die „schöne(n) Truppe(n)“ (I03: 304) hervor, in denen er sich damals bewegt hätte, differenziert diese Gruppen jedoch ebenfalls nicht weiter.

### **Gemeinschaftszentrierte Lebensführung und Einsamkeit: Herr Lohse**

Während die meisten in diesem Kapitel herangezogenen Fälle sich durch ein im Vergleich mit den Vertreter\*innen der anderen Lebensführungsmodi besonders ausgeprägtes und überwiegend positiv konnotiertes Sozialleben auszeichnen, was mitunter ein fast schon idyllisches Bild der gemeinschaftszentrierten Lebensführung suggerieren könnte, zeigt der Fall von Herrn Lohse, dass die gemeinschaftszentrierte Lebensführung auch eine eigene Form des sozialen Leids erzeugen kann:

Herr Lohse beginnt seine biographische Stegreiferzählung mit einem frühen Umzug aus der Kleinstadt in ein nahegelegenes Dorf, den er mit den Worten kommentiert: *„was zur Folge hat, dass man da seine Freunde verliert und neue aufbauen ist natürlich schwierig, die Gruppen sind (..) da. Eigentlich. //mhm// Da ist man immer so in der zweiten Reihe.“* (I02: 19–21) Die etwas ungelente Formulierung, nach der es „natürlich schwierig“ sei, Freunde „aufzubauen“, erweist sich in der Interpretation des restlichen Interviews als Hinweis auf ein zentrales Dilemma seiner gemeinschaftszentrierten Lebensführung. Der positiven Orientierung an der Gemeinschaftszugehörigkeit entspricht, nun, da sie einmal verloren gegangen ist, kein wirkliches Potential, sich neue Gemeinschaftlichkeit aufzubauen.

Herr Lohse vermeidet es, wie andere Vertreter\*innen dieses Typus, wo immer es geht, sich zu exponieren und sich gegebenenfalls dem möglichen Spott der anderen auszusetzen. Dieses Element des negativen Horizonts dokumentiert sich unter anderem an einer anderen Stelle des Interviews in einem detaillierten Bericht über einen Kollegen in der Lehre, der Zielscheibe bössartiger Streiche geworden sei, von dem er aber eben auch herausstellt, dieser *„forderte das heraus“* (I02: 234). Herr Lohse bleibt deshalb auch wohlweislich *„immer so in der zweiten Reihe“*.

Ohne die selbstverständliche Unterstützung aus dem sozialen Nahumfeld, auf die die anderen Vertreter\*innen der gemeinschaftszentrierten

Lebensführung sich verlassen können, weicht Herr Lohse in verschiedenen Entscheidungssituationen Unsicherheit und Konflikt aus, was seine Position langfristig verschlechtert. Als er im Wehrdienst chronisch erkrankt, verklagt er die Bundeswehr nicht, wie ursprünglich geplant, da sein Vorgesetzter ihm androht, ihn in diesem Fall nicht vorzeitig nach Hause zu entlassen. In seiner Anstellung als Handwerker geht er, weil es kein anderer will und er sich bei seinen Kollegen im Betrieb nicht besonders wohl fühlt, in den Außendienst, was er zwar dadurch zu rationalisieren versucht, dass er so mehr Geld verdiene und Menschen kennenlerne, wodurch sich aber seine chronische Krankheit derart verschlimmert, dass er den Beruf schließlich ganz aufgeben muss.

Auch wenn Herr Lohse sich sichtlich bemüht, sich das Ergebnis der wiederholten biographischen Rückschläge positiv zu eigen zu machen – etwa indem er sich als Hausmeister der Privatschule, an der er schlussendlich arbeitet, mit deren Erfolg bei der zwischenschulischen Konkurrenz um begabte Schüler\*innen identifiziert: Hinter diesen Bemühungen, sich selbst Zugehörigkeit einzureden, bleibt der Verdacht, nicht wirklich dazu zu gehören, der Missachtung der anderen ausgesetzt zu sein, und damit auch der Drang, sich zu rechtfertigen. Wie schwer er sich dem entziehen kann, zeigt sich in einer eindrücklichen Szene, in der er es als entschlossenen und außergewöhnlichen Akt seinerseits darstellt, dass er, als ihn jemand wegen seiner Kinderlosigkeit „*ausgeschimpft*“ (I02: 843) habe, den Raum verlassen habe, ohne dieser Person sein „*Leben preis(zu)geben*“ (I02: 846): Herr Lohse wünscht sich schon immer Kinder, ist aber zeugungsunfähig.<sup>9</sup>

### 4.1.3 Lokale und sozialräumliche Diskontinuität und gemeinschaftszentrierte Lebensführung

Bis hierher haben Fälle die Darstellung des Typus bestimmt, die durch eine starke räumliche und soziale Kontinuität gekennzeichnet sind, die höchstens für kurze Episoden unterbrochen wird, wenn es nicht zu vermeiden ist. Außerdem

---

<sup>9</sup> Wie stark der Rechtfertigungsimpuls insgesamt ist, zeigt sich auch in der Form des Interviews selbst, das auf den Interviewer und die Auswertungsgruppe gleichermaßen den Eindruck machte, als erwarte Herr Lohse, dass ihm endlich jemand bestätige, dass er zu Unrecht gelitten habe.

handelt es sich zumeist um Personen, die in ländlichen oder kleinstädtischen Milieus eingebunden waren und sind. Ist vielleicht der Impuls, diesen Modus der Lebensführung als traditional einzustufen, nicht doch insofern zutreffend, als dass, wie etwa Katrin Alle und Vera Kallfaß-de Frênes (2016, 15) beobachten, eine Reihe soziologischer Klassiker wie Georg Simmel, Emile Durkheim, Max Weber und Ferdinand Tönnies Modernität mit Urbanität gleichsetzen? Mit anderen Worten: Sehen wir in diesen Fällen nicht Reminiszenzen einer vormodernen Lebensführung, in der die Kontinuität der lokalen Gemeinschaft einen Identitätsanker darstellt? Wie schon in der soziologischen Diskussion über Individualisierung herausgearbeitet, geht die Frontstellung einer modernen individualisierten gegenüber einer traditionellen gemeinschaftsorientierten Lebensführung aber fehl (Wohlrab-Sahr 1992). Wie im Folgenden anhand zweier unserer Fälle gezeigt wird, geht die gemeinschaftszentrierte biographische Orientierung überdies auch nicht zwingend mit räumlicher und sozialer Kontinuität der Lebensführung einher.<sup>10</sup>

Im Kontrast zu den bisher besprochenen Fällen verlassen sowohl Frau Traute als auch Frau Reuter ihren Geburtsort. Mit der Lebensgeschichte von Frau Traute sieht man einen Verlauf, in dem auf eine intentionale Absatzbewegung eine Rückkehr in die vertraute Gemeinschaft folgt. Frau Traute geht noch während der Schulzeit ins Ausland,<sup>11</sup> und als es nach Abschluss des Abiturs darum geht, sich für ein Studienfach zu entscheiden, folgt sie ihrem „*sehr starken Drang*“, ihr „*eigenes Ding zu machen*“ (I27: 989–990), und studiert Regionalwissenschaften in einer 300 km vom Wohnort der Eltern entfernten Universitätsstadt. Während eines Weihnachtsbesuches bei den Eltern wird ihr jedoch schlagartig klar, dass

---

<sup>10</sup> Diese beiden Ausprägungen – gemeinschaftszentrierte Lebensführung mit sozialräumlich-biographischer Kontinuität und Diskontinuität – könnte man auch als Untertypen der gemeinschaftszentrierten Lebensführung fassen, da diesem Unterschied vermutlich auch unterschiedliche Ausprägungen des biographischen Orientierungsmusters entsprechen. Aufschlussreich wäre ein systematisches Herausarbeiten dieses Unterschieds, das aber auf mehr Vergleichsfälle angewiesen wäre, als in unserem Sample zu finden sind.

<sup>11</sup> In die Bewertung dieser Episode ist sicherlich einzubeziehen, dass frühe Auslandsaufenthalte auch in den Mittelschichten zunehmend dem standardisierten Anspruchsprofil zuzurechnen sind. Seit Beginn der 2000er ist die Zahl der Teilnehmer\*innen an einem Austauschprogramm kontinuierlich gestiegen. 2010/2011 befindet sie sich mit 20000 Personen auf einem Höchststand, um in der Folge aufgrund der Einführung eines um ein Jahr verkürzten Wegs zum Abitur wieder etwas zu sinken (Weltweiser-Studie 2018, 9). Als jüngster Vertreterin der gemeinschaftsorientierten Lebensführung in unserem Sample könnte bei Frau Traute also vermutet werden, dass – vergleichbar mit dem Wehrdienst bei den Männern – die Entscheidung für den frühen Auslandsaufenthalt nicht so sehr als Dokument eigenen Willens zu lesen ist, sondern eher als Ausweis des Wandels institutionalisierter Elemente einer normativ erwarteten Mittelschichten-Normalbiographie.



sie den falschen Weg eingeschlagen hat, und sie schwenkt mit deren Hilfe auf ein Lehramtsstudium um, für das der Studienort näher gelegen ist. So findet sie den als verlorengegangen empfundenen Anschluss zur familiären Gemeinschaft wieder. Bei Frau Reuter sehen wir demgegenüber einen Verlauf, der durch mehrmalige Neu-Einbettung und teilweise durch personale Kontinuität im sozialen Umfeld trotz räumlicher Mobilität gekennzeichnet ist: Nach dem Abitur studiert sie zunächst Geologie, bricht dann aber ab und macht eine Ausbildung zur Krankenschwester. Nach etwa 10 Jahren der Praxis in wechselnden Institutionen absolviert sie noch ein Lehramtsstudium und arbeitet seitdem als Lehrerin.

Um die nähere Betrachtung mit Frau Traute zu beginnen: Sie geht noch während ihrer Schulzeit für einen einjährigen Gastaufenthalt ins nicht-europäische Ausland und verlängert den Aufenthalt vor Ort noch einmal um ein halbes Jahr. Vor dem Hintergrund unserer Analyse, nach der sich in der Lebensführung Frau Trautes eine gemeinschaftszentrierte Orientierung dokumentiert, mag diese Episode zunächst überraschen. Doch die Schilderungen dazu verweisen stark auf Beziehungen im sozialen Nahumfeld. Die Entscheidung für den Aufenthalt wird auch in der Retrospektive nicht als zielgerichtete Qualifikationsentscheidung beschrieben, sondern habe „*sich irgendwie (.) durch verschiedene Umwege so ergeben.*“ (I27: 92–93). Die Anbahnung und den Aufenthalt selbst beschreibt Frau Traute als stark an den Gasteltern, besonders an der Mutter, die sie „*Mama*“ und dann berichtend „*also meine Gast-Mama*“ (I27: 842–843) nennt, orientiert. Obwohl sie die Landessprache nicht sprach, fasste sie Vertrauen, dass der Aufenthalt gelingen würde, nachdem sie Kontakt mit der Gast-Mutter – wie ihre eigene Mutter ebenfalls eine Grundschullehrerin – hatte:

- 1 „*genau, meine Gast Mama hatte mir (.) hat mich ange/ angerufen vorher. (.) Oder nee, ich hab*
- 2 *sie angerufen. Und ich dachte ich könnte halt vielleicht auf Englisch ein bisschen was sagen.*
- 3 *(.) Und ähm sie konnte aber dann gar kein Englisch, hab ich dann gemerkt am Telefon. Und*
- 4 *das einzige, was ihr einfiel, das hat sie mir hinterher noch gesagt, so das einzige was sie*
- 5 *wusste war, ist: "I love you" @(. ) @ // @ (. ) @ // Und dann hat sie mir / und das war irgendwie*
- 6 *total nett. Und sie hat gelacht und dann hab ich eben gedacht: "Okay, das wird schon*
- 7 *irgendwie."* (I27: 816-822)

Frau Traute beschreibt den anschließenden Aufenthalt bildhaft und konnotiert ihn positiv, wobei der Schwerpunkt auf den Beziehungen zu den Familienmitgliedern liegt. Anders als im Austauschprogramm vorgesehen, reist ihre Gastschwester im Anschluss zusammen mit ihr nach Deutschland und lebt ihrerseits ein Jahr lang in der Familie von Frau Traute – ebenfalls ein Hinweis darauf, dass der Abschnitt nicht so sehr als früher Karriereschritt zu lesen ist, sondern eine Orientierung an der Kontinuität sozialer Beziehungen dokumentiert.

Frau Traute entschließt sich nach Abschluss des Abiturs für ein Studium. Noch unter dem Eindruck des Auslandsaufenthaltes beschließt sie dabei, anders als ihre Eltern und Großeltern, nicht Lehrerin zu werden: „*Und ich hab dann nach B-Land nen sehr starken Drang gehabt, irgendwie mein eigenes Ding zu machen. Ich //mhm// wollte eben nicht das, was alle in meiner Familie machen*“ (I27: 988–990). Stattdessen studiert sie Regionalwissenschaften mit Schwerpunkt auf der Region ihres Gastaufenthaltes. Das Studium scheint nicht so sehr ein vorwärts gerichtetes Statusprojekt, sondern eine Reminiszenz an den Auslandsaufenthalt zu sein. Es ist der Versuch, an die geglückte ‚Entbettung‘ aus dem heimischen Nahumfeld anzuschließen – wobei sich diese ‚Entbettung‘ ja genau besehen als geglückte Erweiterung des sozialen Nahumfelds, also wiederum als ‚Einbettung‘, vollzieht. Nicht zu studieren oder auszuwandern steht nicht zur Disposition: Alles muss in ‚geordneten Bahnen‘ verlaufen. Dafür spricht auch, dass Frau Traute den ersten Gedanken, Journalistin zu werden, verwirft, da sie befürchtet, dafür „*unglaublich Karrierearbeit leisten*“ (I27: 1000) zu müssen – eine Befürchtung, die der Idealtypus des investiven Statusarbeiters nie haben dürfte. Ihr Studium erweist sich aber schließlich als zu herausfordernd und zu anstrengend. Zusätzlich argumentiert sie, dass sie „*gar nicht [wusste], wo’s hinführen soll. Und was ich damit irgendwann mal machen will*“ (I27: 1029–1030).

Die Ausbildungsentscheidung führt also nicht zur Etablierung eines eigenen beruflichen Statusprojekts. Die ‚Korrektur‘, die Frau Traute anschließend vornimmt, wird folgerichtig in einer der bildlichsten Szenen des Interviews explizit als eine ‚Rückbettung‘ in Gestalt einer Wiedereingliederung in die Herkunftsfamilie präsentiert: Frau Traute entscheidet sich im Rahmen eines weihnachtlichen Familienbesuches dafür, das Studium abzubrechen.

1 „*Ich war halt Weihnachten Zuhause und mein Bruder hatte eben seine ganzen Cello-Freunde*  
 2 *eingeladen und die haben //mhm// zu fünf glaube ich mit dem Cello ähm (.) / also mein älterer*  
 3 *Bruder spielt Cello. Ähm haben die so Werke von Metallica, die //mhm// umgeschrieben wurden*  
 4 *für Cello (.) Quintett ähm gespielt. Und ich hab daneben gesessen und gedacht so (.) wie ist*  
 5 *das eigentlich passiert, dass ich @(.)@ überhaupt keine Musik mehr mache. [...]* Und ähm  
 6 *dann war ich da auch irgendwie ziemlich neidisch auf meinen Bruder. Und DANN kam eben*  
 7 *gleichzeitig, dass meine Mama neu an der Schule war und //mhm// sagte: "Mensch, willst nicht*  
 8 *mal mitkommen? Und //ja// " Dann habe ich mich wirklich IN diesen Ferien (.) un/ und ich saß*  
 9 *gleichzeitig über diesen furchtbaren Makroökonomie-Skript //@(.)@// und bin da nicht*  
 10 *vorangekommen //ja// und wusste: "Okay, jetzt im Februar oder was, muss die Arbeit gesch/*  
 11 *also die Klausur dazu geschrieben werden." //mhm// Und ähm (.) dann hab ich mich da ratzfatz*  
 12 *umentschieden." (I27: 1054-1072)*

Frau Traute entscheidet sich nicht angesichts neuer Informationen um, sondern unter dem Eindruck eines unmittelbaren Erlebens im relevanten sozialen Nahumfeld. Das orientierende Element des Studienfachwechsels ist damit kein

Aufstiegsstreben, sondern der Anschluss an die etablierten Lebensführungsmuster der Familie.

Auch wenn Frau Traute heute in einer etwa 150 km entfernten Großstadt wohnt, beschreibt sie ihr Verhältnis zur Familie weiterhin als sehr gut und eng. So hätten die Eltern beispielsweise auch ein eigenes Kinderzimmer für die Enkelkinder eingerichtet. Trotz der lokalen Entfernung kann Frau Traute durch ihre Eingliederung in die familiäre Tradition und Wertegemeinschaft und durch entsprechende Bereitschaft zur Mobilität also die gemeinschaftliche Nähe und Verbundenheit aufrechterhalten. Insofern ist sie zwar räumlich weiter von ihrem ursprünglichen sozialen Nahumfeld entfernt, als die bisher besprochenen Vertreter der gemeinschaftszentrierten Lebensführung. Sie bleibt ihm aber sozial enger verbunden, als das bei Vertreter\*innen der anderen Lebensführungsmodi allgemein der Fall ist. Die Musik spielt in der Entscheidung zwar eine zentrale Rolle. Anders als im Abschn. 4.2 am Fall von Herrn Röseler als einem Vertreter der am Berufsstolz orientierten Lebensführung gezeigt wird, ist Musik für Frau Traute aber keine Arena, in der sie sich als ‚besonders‘ profilieren kann, sondern eher vergleichbar mit Herrn Schulzes Fußballspilleidenschaft. Musik ist eine Tätigkeit, die sie zum einen aus Freude am Musizieren selbst, zum anderen als willkommenen Anlass zur Vergemeinschaftung ausübt. Folgerichtig steht „im Mittelpunkt“ (I27: 1791) ihrer Freizeitgestaltung ein Chor, also das gemeinschaftliche Musizieren.

Eine andere Verlaufsform sehen wir bei Freu Reuter, die im Rahmen ihrer Berufsbiographie sowohl Anschluss an bestehende Netzwerke zu halten sucht als auch immer wieder eine Neu-Verwurzelung in vorgefundenen Gemeinschaften vornimmt. Nach dem Abbruch des ersten Studiums, das sie, weil im Mittelpunkt ihres Engagements eher ihre hochschulpolitische Gruppe als das Studium selbst steht, schon früh eher ‚schleifen‘ lässt, kehrt sie zunächst noch in die Nähe ihres Geburtsortes zurück:

- 1 „nach dem Abbruch des Studiums habe ich gedacht was mache ich jetzt und habe überlegt
- 2 ach Mensch mein/ viele meiner Freunde ähm sind ja sowieso aus dem D-Stadt Bereich noch
- 3 und so. Ich kann ja auch dahin zurückgehen und das war halt das A-Krankenhaus.“ (I22: 813-
- 4 815)

Obwohl sie „kirchenfern erzogen“ (I22: 846) wird, absolviert Frau Reuter die Ausbildung in einem konfessionellen Haus, „einfach weil es das Nächstliegende war“ (I22: 848–849). Auch ihr zweites Studium findet in einer 20 km nahen Universitätsstadt statt, wobei sie sich damit für die nähere Variante ihrer beiden Studienplatzzusagen entscheidet. Für das Referendariat bewirbt sie sich wiederum in den beiden nahen Universitätsstädten, zusätzlich aber noch an einem Ort an der

Nordsee, wo sie zuvor eine Freundin besucht hatte. Obwohl sie eigentlich eher die Ostsee liebe, habe sie sich dort beworben, denn die Ostsee gebe es in ihrem Bundesland eben nicht. Der ‚Ausflug in die Ferne‘ hat also nicht nur einen zeitlich begrenzten Charakter, sondern auch räumlich deutlich definierte Grenzen. Über ihre Strategie zur Suche nach einem Referendariatsplatz sagt sie schließlich: *„ich war einfach total offen. Wäre mir völlig egal gewesen, wo es hingeh“* (I22: 1022–1023). Zum einen hat auch diese Einschätzung, sie sei während dieser Bewerbungsphase *„überall rumgekommen“* (I22: 1020–1021), implizite Grenzen, denn sie verbleibt bei der Suche in ihrem Bundesland. Zum anderen leitet sie die Beschreibung der Phase selbst mit der Anmerkung ein, dass kurz zuvor ihre zwölfjährige Beziehung geendet habe und auch der Vater bereits drei Jahre zuvor gestorben sei. Auch diese Entscheidung wird handlungsleitend von der Orientierung am sozialen Nahumfeld geprägt: Umbrüche vermitteln ihr das Gefühl, nicht mehr selbstverständlich aufgehoben zu sein, so dass sie sich ‚auf die Suche‘ nach Gemeinschaftlichkeit macht.

Allgemein treten in den Schilderungen dieser Episoden viele Personen auf. Beziehungen werden eingeführt, verändern sich und enden wieder. Die Personen sind dabei allerdings beständig, wie in einem Geflecht, untereinander verbunden. Als Frau Reuter am Ende einer knapp zehnminütigen Passage über die Entwicklung ihrer Beziehung zu einer ehemals besten Freundin schließlich damit endet, dass sie mit dem älteren Bruder der neuen und aktuellen besten Freundin früher schon einmal im Kindergarten gewesen sei, schließt sie mit: *„Also die Welt ist sehr klein manchmal“* (I22: 386). Diese Konklusion beschreibt in der Tat, dass sich Frau Reuters Leben innerhalb eines, wenn auch lokal ausgreifenden, so doch personal deutlich umrissenen Rahmens abspielt.

Dabei ist Frau Reuters Bemühung aber auch darauf gerichtet, in neuen Umfeldern Akzeptanz in neuen Gemeinschaften zu gewinnen. Ihren neuen Arbeitsplatz und Wohnort bewertet sie nach entsprechenden Kriterien: *„Und ich habe auch noch nie einen Ort erlebt, und ich bin ja schon in mehreren gewesen, wo ich so mit offenen Armen empfangen wurde und auch mitmachen durfte. Also fand ich cool.“* (I22: 1043–1045). So erzählt sie in einer der bildlichsten Passagen des Interviews, wie sie auf dem Geburtstag eines Pastors gleichermaßen umworben wird, in den Kirchenvorstand einzutreten, wie auch, sich in den Gemeinderat wählen zu lassen. Ihre zuvor thematisierte Kirchenferne steht dazu in keinem von ihr gesehenen Widerspruch, was die Interpretation bekräftigt, dass der entscheidende Impetus die Mitgliedschaft in der Gemeinschaft – nicht deren ‚Programm‘ – ist. Eine kurze Einlassung zu ihrer Arbeit im Gemeinderat hat zum Gegenstand, welche Personen und Fraktionen aufgrund welcher Vorkommnisse welche Beziehung

zueinander haben. Bereits in der Eingangspassage erzählt sie: *„mit dem Bürgermeister bin ich befreundet, mit dem Pastor auch, und wir sagen immer, irgendwann machen wir einen Stammtisch aus/ aus/ äh auf wie früher in den 50ern“* (I22: 123–125), und gibt damit früh zu verstehen, dass sie zum ‚inneren Kreis‘ der Gemeinschaft gehöre. Als Anzeichen dafür, dass sie erfolgreich und aufgenommen sei, führt sie an, sie habe sich *„einen relativ guten Ruf, glaube ich, auch in der Elternschaft erarbeitet und äh (.) hm naja und bin jetzt halt drin“* (I22: 1190–1192).

In beiden Fällen zeigt sich also eine durchgängige Gemeinschaftszentrierung, die Diskontinuitäten in Bezug auf das unmittelbare räumliche und soziale Nahumfeld überdauert – im Fall von Frau Traute, indem eine frühe Absetzbewegung durch Rückanbindung korrigiert wird. Dabei scheint es bei genauerem Hinsehen, als ob bereits diese Absetzbewegung auf paradoxe Art und Weise innerhalb des eigenen sozialen Nahumfelds vollzogen worden sei – als eine Identitätsbehauptung als ‚selbstständig‘ und ‚abenteuerlustig‘ – gegenüber dem verspürten impliziten Sog, in elterliche Fußstapfen zu treten. Auf jeden Fall hat, wie in den glücklichen Fügungen, die wir am Beispiel von Herrn Schulz bereits erwähnt hatten, das soziale Nahumfeld letzten Endes die Orientierung und praktische Hilfestellung geboten, die zur Berufswahl führt. Frau Reuters Geschichte zeigt komplexere Verschiebungen des sozialen Nahumfelds und vor allem eine Umbettung in ein neues Umfeld. Allerdings sind auch hier die Suche nach Gemeinschaft und ein dauerhaftes Geflecht von Beziehungen im sozialen Nahumfeld kontinuierlich als orientierende Elemente ihrer Weichenstellungen rekonstruierbar.

#### **4.1.4 Status, Planung und gemeinschaftszentrierte Lebensführung**

Die Gemeinschaftszentriertheit dieses Lebensführungsmodus bildet den Schlüssel zum Verständnis der beiden eingangs herausgestellten auffälligen Differenzen zum Idealtypus der investiven Statusarbeit – der ‚Statusbescheidung‘ und der ‚ungeplanten‘ Statusarbeit. Ein elaborierter und ambitionierter Plan der eigenen Berufsbiographie ist generell angesichts verschiedenster Bedingungen – ungewisse und wechselnde Arbeitsmarktsituation, unvollständige Informationen über Möglichkeiten und wenig geordnete eigene Präferenzen – zumeist eine Illusion, wenn man nicht von vornherein einsieht, dass man bestenfalls ‚auf Sicht fahren‘ kann (Schimank 2015). Die Gemeinschaftszentriertheit wirkt hier einerseits als eine zusätzliche Limitation berufsbiographischer Planung: Wer Kontakte nicht abreißen lassen will, dem erscheinen bestimmte Entscheidungsoptionen, die

höhere soziale und geographische Mobilität voraussetzen, von vornherein unattraktiv. Als Beispiel mag Herrn Wischs Entscheidung dienen, sein Fachabitur in einem Fach zu absolvieren, das mit keinem ausbildungs- und berufsbiographischen Ziel in Verbindung zu bringen ist, nur um einen Umzug und die Trennung von seinen Freunden zu vermeiden. Aber auch Frau Reuters Entscheidung, ihre Ausbildung trotz ihrer bekundeten Kirchenferne in einem konfessionellen Krankenhaus zu absolvieren, aus dem sie zuletzt auch deswegen im Streit ausscheidet, einfach „weil es das Nächstliegende war“ (I22: 848–849), lässt sich in diesem Licht verstehen.

Andererseits bietet die Gemeinschaft aber als Unterstützungsnetzwerk auch sonst nicht verfügbare Möglichkeiten. So kann sich Herr Schulz seine erste Wohnung leisten, weil er sie über einen ‚Fußballkumpel‘ mietfrei beziehen kann, nachdem er sie, ebenfalls mit deren Hilfe, renoviert hatte – wie er auch sein Haus später mit ihnen gemeinsam bauen wird. Konfrontiert mit der Arbeitslosigkeit nach dem Referendariat, findet sich für ihn die Lösung wieder im Freundes- und Bekanntenkreis: Nicht nur kommen die entscheidenden Hinweise zur Stellensuche von Bekannten – sondern die Bewältigung der doppelten Herausforderung, sich als ausgebildeter Gymnasiallehrer auf eine Hauptschullehrerposition zu bewerben und sich dann als Hauptschullehrer zu beweisen, gelingt hauptsächlich mit Hilfe des für Herrn Schulz besonders eng mit seinem sozialen Nahumfeld verbundenen Hobbies Fußball. Und auch Frau Traute überwindet die Sinnkrise ihres ersten Studiums mit Hilfe des sozialen Nahumfelds – indem sie sich an der Familientradition des Lehrer\*innenberufs orientiert, aber auch, indem sie auf das Netzwerk der Mutter zurückgreift und deren Schule besichtigt. Entscheidungssoziologisch betrachtet bildet die enge Verflochtenheit in das soziale Nahumfeld eine Gelegenheitsstruktur für Coping: Es erlaubt eine gelassene Haltung des Wartens und Zugreifens (Schimank 2019).

Wo dies immer wieder gelingt, verdichtet sich diese Erfahrung zu einem tragenden Element der biographischen Orientierung. Im Fall von Herrn Schulz steigert sich das zu einem derart ausgeprägten „strukturellen Optimismus“ (Oevermann 2016), dass man, in Anlehnung an Manuel Franzmanns (2017) Konzept des „säkularisierten Glaubens“, von „säkularisiertem Gottvertrauen“ sprechen kann – wobei Gott hier, um Emile Durkheim 1912 (2014) zu paraphrasieren, recht eindeutig der bildhafte Ausdruck der Gemeinschaft ist. Es ist das Vertrauen, dass es im Moment unerwarteter Wendungen nicht nur ‚irgendwie gutgehen‘, sondern wahrscheinlich sogar besser werde als ursprünglich erwartet. Ohne auf die Figur einer gütigen und mächtigen Autorität zurückgreifen zu müssen, ist man sich aus der gelebten Erfahrung vergangener Krisensituationen schon irgendwie sicher, dass man, wenn es hart auf hart kommt, nicht

auf sich allein gestellt ist, sondern aufgefangen wird. In der biographischen Stegreiferzählung verdichtet sich dieses Gemeinschaftsvertrauen in Erzählungen, die nicht nur in ihrem Gehalt Zeugnis über den auf die Gemeinschaft bauenden Optimismus ablegen, sondern in ihrer Form auch die Freude an einer bestimmten Art der gemeinschaftlichen Interaktion dokumentieren – als zugespitzte, oft selbstironische Anekdoten nach dem Muster ‚Du wirst nicht glauben, was mir kürzlich passiert ist‘. So etwa in Herrn Schulz‘ Erzählung zu seiner Einstellung als Hauptschullehrer, in der er die Unwahrscheinlichkeit und Ungeplantheit seiner beruflichen Karriere, in der unklare Erwartungen und ‚idiotische‘ Strategien sich am Ende zum Guten fügen, offen und vor allem lachend ausstellt.

In ähnlicher Weise muss auch die ‚Statusbescheidung‘ der Vertreter\*innen dieses Typus als das Resultat der für die eigene Statusarbeit einerseits beschränken und andererseits bestärkenden Gemeinschaftlichkeit verstanden werden. Wie schon für Planung angemerkt, bewirkt die positive Orientierung an Gemeinschaft allein dadurch eine Beschränkung der Ambitionen, dass bestimmte Möglichkeiten dadurch ausgeschlossen sind, dass sie einen Wechsel des Umfelds bedeuten würden. Auch die Anerkennung durch die Gemeinschaft mag dadurch gefährdet werden, dass man einen Korridor des Angemessenen verlässt: Ein auffälliges Element der biographischen Erzählung einiger Vertreter\*innen dieses Typus – das in den Erzählungen der Vertreter\*innen der anderen Typen nie auftaucht – ist die ‚Ikarus-Erzählung‘ über Personen, die ‚zu hoch hinauswollten‘ und damit unvermeidlich scheitern (Abschn. 5.3.4). Die Lektion, die man aus diesen Fabeln zieht, deutet sich in Herrn Wischs Beteuerung an: *„habe ich mich nie nach gedrängt. Habe ich mich nie in den Vordergrund gedrängt und habe auch nie irgendwie das Bedürfnis gehabt, das machen zu müssen“* (I03: 600–601).

Doch die ‚kurzen Feedbackschlaufen‘, über welche die Gemeinschaft kommuniziert, was sie von den Ambitionen und dem Erreichten ihrer einzelnen Mitglieder hält, haben nicht nur negativ-sanktionierenden, sondern oft auch positiv-bestärkenden Charakter. Sehr viel klarer als die Vertreter\*innen der beiden anderen Lebensführungstypen wissen die Vertreter\*innen der gemeinschaftszentrierten Lebensführung, wann sie es ‚geschafft‘ haben. Herrn Wischs Gleichgültigkeit gegenüber einer Karriere dürfte nicht zuletzt darauf beruhen, dass sein Einkommen reicht, als Alleinverdiener seine Familie zu versorgen und das Haus seiner Eltern übernehmen zu können, und dass er seine Erfolgs- und Anerkennungserlebnisse dadurch in anderen Lebensbereichen suchen kann – weil er die Zeit hat, in seiner Freizeit als Ehrenamtlicher eines Sportclubs dessen Siege mitzufeiern und am Wochenende seinen *„top-fitten“* Kindern beim Sport am Spielfeldrand zuzujubeln. Ein anderes prägnantes Beispiel bietet wiederum

Herr Schulz. Er zählt sich, auf die abschließende Frage nach seiner gesellschaftlichen Selbsteinordnung, ohne Zögern zur „*Oberschicht*“ (I08: 1483). Diese, vor dem Hintergrund seines Einkommens zunächst irritierende Einordnung wird verständlich, wenn man berücksichtigt, dass über das ganze Interview hinweg der Vergleich von Lebenschancen und -standards immer nur in Bezug auf das eigene soziale Nahumfeld stattfindet – in dem er als Leiter des Hauptschulzweiges seiner Schule in der Tat immer gut abschneidet. Wohl auch deswegen bildet diese berufliche Position gewissermaßen den ‚Sättigungspunkt‘ seiner beruflichen Ambitionen, und er weist mögliche Beförderungen zurück.

Anfangs haben wir angemerkt, dass wir die Bezeichnung als „traditionale“ Lebensführung, die wir anfangs in Anlehnung an Webers Studie zur protestantischen Ethik für diesen Typus der Lebensführung gewählt haben, wieder verwerfen, weil sie einen zeitdiagnostischen Kurzschluss nahelegen könnte. Dazu muss an dieser Stelle noch etwas mehr gesagt werden. Weber eröffnet seine Studie bekanntermaßen mit einem mehrschichtigen Vergleich der unterschiedlichen wirtschaftlichen Entwicklung katholischer und protestantischer Bevölkerungen. Die Details dieses Vergleichs wie auch die Kritik daran müssen an dieser Stelle nicht weiter ausgeführt werden. Es geht hier nur darum, dass für Weber die katholischen Bevölkerungsgruppen insofern ‚schlechter‘ abschneiden, als sie dem „Geist“ des okzidentalen Kapitalismus, dieser „Schicksalsmacht“ der Moderne, historisch weniger offen gegenübergestanden hätten. Da diese „Schicksalsmacht“ sich aber als „stahlhartes Gehäuse“ (Weber 1905, 201) etablieren und sich so von ihren religiös-ethischen Wurzeln lösen kann, müssen auch die katholischen Bevölkerungsgruppen sich über kurz oder lang anpassen, und die Entwicklungsunterschiede müssten mit der Zeit verschwinden. Die traditionale Lebensführung dieser Gruppen, einst das feindliche Umfeld, in dem die protestantische Ethik sich nur unter großer Mühe durchsetzen kann, befindet sich Weber zu Folge – schon zu Beginn des 20. Jahrhunderts – auf dem Rückzug. Doch nicht nur die Nähe zu der traditionellen Lebensführung, wie Weber sie darstellt, legt nahe, in der gemeinschaftszentrierten Lebensführung vor allem ein Relikt der Vergangenheit zu sehen. Die beschriebene Orientierung an der Anerkennung einer lokal verankerten Gemeinschaft erinnert auch an die verschiedentlich der Vergangenheit zugeschriebenen Ethik der Gemeinschaft, die in der modernen Gesellschaft im Auflösen begriffen sei oder sich schon aufgelöst habe (klassisch: Tönnies 1887; MacIntyre 1981). Und auch jenseits theoretischer Affinitäten scheinen Merkmale der beschriebenen Fälle den Verdacht zu erhärten, dass hier eine Tradition auf dem Rückzug beschrieben wird: u. a. die dörflichen und kleinstädtischen Milieus, in denen die Fälle heimisch sind; der Umstand, dass die Form der Lebensführung



offenbar von den Vätern übernommen wurde; oder, dass keiner der Befragten in neuer entstandenen Berufsfeldern tätig ist.

Drei Aspekte sprechen jedoch gegen diesen naheliegenden Schluss. Der erste und theoretisch abstrakteste ist, dass der historisch ältere ‚Stammbaum‘ kein Beleg dafür sein muss, dass etwas dauerhaft auf dem Rückzug ist. Es mag sich unter veränderten Umständen, vielleicht zur Bewältigung nicht-antizipierter Herausforderungen, sogar als ‚fortschrittlicher‘ präsentieren.<sup>12</sup> Dieser Punkt ist letztendlich eine Frage futurologischer Spekulation, sollte aber nicht unerwähnt bleiben. Der zweite Aspekt ist ebenso theoretischer Natur, bezieht seine Plausibilität aber aus unseren Auswertungen: Wie in der Darstellung der beiden anderen Typen deutlich werden wird, bildet die Gemeinschaftszentriertheit in gewisser Weise einen allgemeinen Horizont der Statusorientierung. Zumindest in der biographischen Jugendphase ist die Anerkennung durch das soziale Nahumfeld die zentrale Arena der Identitätsbehauptung, und die Verlagerung dieser Arena hin zu anderen Publika der Anerkennung, wie sie die berufsstolzgeprägte Lebensführung und die investive Statusarbeit kennzeichnet, ist ein voraussetzungsvoller Prozess. Drittens schließlich stießen wir in unserer Auswertung auch auf Fälle, die nahelegen, dass es diese Lebensführung – obwohl sie in ihrer klarsten Form in ländlichen und kleinstädtischen Milieus mit räumlicher und sozialer Kontinuität des Nahumfelds vorkommt – auch in ‚moderneren‘ Kontexten gibt. Gemeinschaftszentriertheit schließt räumliche Mobilität und den Austausch der Gemeinschaften nicht aus.<sup>13</sup>

Was alle behandelten Fälle als Vertreter\*innen der gemeinschaftszentrierten Lebensführung auszeichnet, ist also nicht die manifeste räumliche Kontinuität

---

<sup>12</sup> In der Evolutionsbiologie wurde für dieses Phänomen die aus der Architektur entlehnte Metapher der Spandrilie geprägt – die ursprünglich baustatisch notwendige, später aber vor allem zu dekorativen Zwecken genutzte Fläche zwischen einem Rundbogen und seiner rechteckigen Umrandung, also ein eigentlich ‚veraltetes‘ architektonisches Element, das aber im neuen Kontext wieder eine aktuelle Funktion annimmt (Gould und Lewontin 1979).

<sup>13</sup> Dass die beiden Fälle der räumlichen und sozialen Diskontinuität, auf die wir in unserer Auswertung stoßen, beide weiblich sind, ist vermutlich nicht nur ein Zufall, auch wenn aufgrund der sehr geringen Fallzahl, und weil diese Frage nicht systematisch im Zentrum unserer Betrachtung steht, bei solchen Interpretationen natürlich Vorsicht geboten ist und sich sicherlich auch viele vergleichbare männliche Fälle finden ließen. Es ist plausibel anzunehmen, dass die gesellschaftlichen Veränderungen der vergangenen Jahrzehnte und besonders die Zunahme weiblicher Berufstätigkeit innerhalb der Mittelschichten dafür gesorgt hat, dass Herkunftsmilieus insgesamt weniger selbstverständliche Tradierungen von Gemeinschafts- und Erwerbsrollen von der Eltern- auf die Kindergeneration erlauben und dass Frauen in verstärktem Maße gezwungen sind, einen kreativen Umgang mit den dadurch aufgeworfenen Problemen zu finden.

und die Verankerung in tradierten kleinstädtischen oder ländlichen Milieus, sondern das zugrundeliegende Orientierungsmuster, als akzeptiertes Mitglied einer über die untereinander relativ schwach differenzierten Lebensbereiche hinweg gelebten Gemeinschaft zu wirken und anerkannt zu werden. Der konkrete Gehalt mag mit hinzutretenden Orientierungselementen variieren. Man mag als Lehrerin bildlich am Stammtisch von Pastor und Bürgermeister sitzen wie Frau Reuter und dabei danach streben, persönlich ‚gebraucht‘ zu werden. Man mag als Familienvater und -ernährer stolz die sportlichen Leistungen der Kinder verfolgen, wie Herr Wisch, oder Grill- und Whiskyabende mit langjährigen Freunden zelebrieren und im Ehrenamt glänzen wie Herr Molchau, und dabei stärker eine Form der ‚unproblematischen Zugehörigkeit‘ in den Mittelpunkt der Bestrebungen stellen: Immer richtet sich das Statusstreben auf die Gemeinschaften, in denen man ‚etwas gelten‘ will. Ohne freilich ‚zu viel‘ zu wollen: Negativ begrenzend wirkt ebenfalls über die Fälle hinweg, dass man vermeidet, die Zugehörigkeit zur Gemeinschaft aufs Spiel zu setzen.

Im nächsten Teilkapitel werden wir uns demgegenüber der Rekonstruktion eines Typus zuwenden, bei dem diese Vermeidungshaltung dezidiert nicht der Fall ist: der Lebensführung des Berufsstolzes. Die Vertreter\*innen dieses Typus haben nicht nur die Verbindungen zu ihrem Herkunftsmilieu weitgehend abgebrochen, sondern orientieren sich in ihrem neuen Lebensumfeld an einer anderen Form der sozialen Anerkennung, die Gemeinschaftlichkeit nur in nachgeordneter Form zulässt – als Gemeinschaft derer, die nach beruflicher Meisterschaft streben.

---

## 4.2 Die berufsstolzorientierte Lebensführung

Stellt die gemeinschaftszentrierte Lebensführung einen besonders scharfen Kontrast zum Idealtypus der investiven Statusarbeit dar, ist die Lebensführung des Berufsstolzes diesem Idealtypus in mancher Hinsicht sehr viel ähnlicher: Die Vertreter\*innen dieses Typus räumen der Ausbildungs- und Berufstätigkeit den höchsten biographischen Stellenwert ein und streben in ihrem Beruf erkennbar nach einem Aufstieg, der sich durchaus auch als Statusaufstieg interpretieren lässt. Das unterscheidet sie von den Vertreter\*innen der gemeinschaftszentrierten Lebensführung. Auf der anderen Seite zeigen die Berufsstolzen dabei ein Maß an intrinsischer Motivation für den gewählten Beruf, das im Idealtypus der investiven Statusarbeit als Identifikation mit den Inhalten der beruflichen Tätigkeit nicht vorgesehen ist und das auch im noch anzusprechenden rekonstruierten

**Tab. 4.2** Fälle der Lebensführung des Berufsstolzes. (Quelle: Eigene Darstellung)

Interviewnummer	I05	I11	I40
Name	Herr Röseler	Herr Nikolaidis	Frau Renner
Beruf	Lehrer (ehemalig professioneller Musiker)	Volkshochschuldozent (ehemalig Geisteswissenschaftler)	Handwerkerin
Alter	50	45	35
Einkommen	2500–3500 €	2500–3500 €	1500–2500 €
Bildungsabschluss	Hochschulabschluss	Promotion	Abitur, Meisterin

Realtypus der investiven Statusarbeit nicht vorkommt.<sup>14</sup> Aufstiegsstreben heißt in der berufsstolzorientierten Lebensführung ein Streben nach ‚Meisterschaft‘ in der Tätigkeit, über die man den Beruf hauptsächlich definiert, und nicht nach einer Karriere im herkömmlichen Sinne.

Der folgenden Darstellung des Typus (Tab. 4.2) liegen drei Fälle zugrunde:

- Herr Röseler, ein studierter Musiker, der, nachdem er acht Jahre als – durchaus auch erfolgreicher – freier Musiker gearbeitet hat, aus verschiedenen Gründen diesen Beruf aufgibt und nun als Pädagoge an der Hauptschule arbeitet;
- Herr Nikolaidis, ein promovierter Geschichtswissenschaftler, der sich nach zwölf Jahren Tätigkeit im Wissenschaftsbetrieb wegen persönlicher Konflikte aus der Universität gedrängt fand und nun als Volkshochschuldozent arbeitet;
- und Frau Renner, die nach einer Ausbildung zur Schneiderin ein Aufbaustudium und eine Meisters Ausbildung absolviert und in wechselnden kleineren Ateliers und größeren Betrieben arbeitet.

Dabei konzentrieren wir uns bei den beiden männlichen Fällen auf ihre jeweilige Biographie vor dem Berufswechsel, da die biographische Orientierung sich in diesen Abschnitten klarer herausstellen lässt und da ihr jeweiliges Scheitern Entwicklungen zuzuschreiben ist, die nur bedingt etwas mit ihrem biographischen Orientierungsmuster zu tun haben.<sup>15</sup>

<sup>14</sup> In Abschn. 2.2.1 wurde das, was wir nun empirisch als berufsstolzorientierte Lebensführung vorgefunden haben, als eine denkbare Ausnahme von dem Verständnis des Leistungsethos, das den investiven Statusarbeiter\*innen eigen ist, kurz erwähnt.

<sup>15</sup> Weil sich aber gerade in der Form der Bewältigung dieser biographischen Krise interessante Beobachtungen dazu machen lassen, was eine Umorientierung für eine biographische

## 4.2.1 Geplant, zielgerichtet, exzellent

1 Ah. Okay. (.) ja (.) ich bin 45 Jahre alt in (.) äh A-Stadt geboren (..) in A-Stadt geboren und  
 2 aufgewachsen (4) ähm (..) habe ich mein Abitur gemacht, meinen Zivildienst geleistet. (.) Das  
 3 war alles relativ normal. Dann habe ich in B-Stadt angefangen zu studieren. (..) Äh [Datum]  
 4 glaube ich. (.) Habe (.) dort ja STUDIERT, war dann [Datum] in C-Stadt an der Universität und  
 5 zwar studiere/ habe ich A-Geschichtswissenschaft studiert. (.) Ähm bin dann nach B-Stadt  
 6 zurückgegangen. (.) Habe meinen Magister [Datum] gemacht. (..) Und dann habe ich direkt  
 7 dort als ähm wissenschaftlicher Mitarbeiter gearbeitet bis 2011. (4) Promotion war auch  
 8 [Datum] dann. (.) In dieser Zeit äh ja als wissenschaftlicher Mitarbeiter habe ich an A-Projekt  
 9 in A-Land teilgenommen. Ja (.) das heißt, also von hm naja also in 12 Jahren zwischen [Datum]  
 10 und äh bis [Datum] war ich nee bis [Datum] war ich ähm insgesamt zusammen genommen drei  
 11 Jahre in A-Land. (.) Immer wieder, ne? Als lokaler Projektleiter. (..) Zunächst als Student und  
 12 dann halt als wissenschaftlicher Mitarbeiter, genau. (.) Äh (.) geheiratet haben wir 2/ ich habe  
 13 DA beim Projekt auch meine Frau kennengelernt, wir sind beide A-Geschichtswissenschaftler.  
 14 Beide promoviert und ähm kennengelernt (..) und [Datum] haben wir geheiratet. Das war also  
 15 noch in dieser Zeit. (.) Unser Sohn wurde jetzt letztes Jahr geboren, [Datum]. (.) Und (.) ja das  
 16 Projekt war dann zu Ende [Datum] eigentlich schon, ich habe/ [Datum] war ich noch an der Uni  
 17 und dann war ich draußen. Da war ich eine Zeit lang in einem Museum beschäftigt (.) Aber  
 18 nicht wissenschaftlich, sondern nur SO zum Geld verdienen. (.) Und dann hat meine FRAU  
 19 hier eine Stelle bekommen. In der D-Stadt. (.) Als/ auch an einem Museum als  
 20 Museumsleiterin. Deshalb sind wir hier her gekommen. (.) Und seit [Datum] unterrichte ich  
 21 Flüchtlinge. (.) Mhm. (.) An der VOLKShochschule D-Stadt. Das ist soweit der berufliche und  
 22 Ausbildungsgang den ich hatte. Mhm. Ja. (..) Was wollen Sie NOCH wissen (I11: 17-38)

An dieser Eingangserzählung von Herrn Nikolaidis stechen im Vergleich zu derjenigen von Herrn Wisch (I03), die als Ausgangspunkt für die Rekonstruktion der gemeinschaftszentrierten Lebensführung gedient hat, vor allem zwei Dinge hervor. Zunächst ist da die marginale Rolle von Lebensbereichen jenseits der Ausbildungs- und Erwerbsbiographie. Freizeit wird von Herrn Nikolaidis überhaupt nicht thematisiert und seine Partner- und Elternschaft nur am Rande eingeführt – wobei seine Frau selbst im Kontext der Ausbildungs- und Erwerbsbiographie und sogleich als jemand mit einer vergleichbaren Ausbildungslaufbahn vorgestellt wird. Anders als Herr Wisch thematisiert Herr Nikolaidis weiterhin seine Kindheit nicht, seine Eltern werden nicht erwähnt, und seine Heimatstadt ist vor allem der Ort, aus dem er mit Beginn des Studiums wegzieht und an den er auch nicht zurückkehrt.

Die Ausbildungs- und Erwerbsbiographie von Herrn Nikolaidis scheint für ihn selbst nicht nur von relativ hoher Bedeutung zu sein, sie ist auch in der Phase bis zum Ausscheiden aus der Universität – um die es ja zunächst vor allem gehen soll – von einer ganz anderen Gestalt als bei den Vertreter\*innen der gemeinschaftszentrierten Lebensführung: Es gibt in den ersten vierzig Jahren seines

---

Orientierung am Berufsstolz bedeuten kann und was es bedeutet, mit solch einer Orientierung zu scheitern, wird diese Krise und ihre Bewältigung am Beispiel von Herrn Röseler am Ende dieses Teilkapitels noch einmal diskutiert.

Lebens keine ‚toten Enden‘, wie sie sich bei den mäandernden Suchbewegungen der gemeinschaftszentrierten Lebensführung nahezu zwangsläufig ergeben und auch freimütig eingeräumt werden. Jeder Schritt einer von Berufsstolz geprägten Biographie führt zu einem nächsten, und die Gesamtheit bildet einen klaren ‚Aufstieg‘: vom Studium zur wissenschaftlichen Arbeit: von der Studentischen Hilfskraft zum Wissenschaftlichen Mitarbeiter, der ein – wie aus dem weiteren Interview deutlich wird – großes und langfristiges Forschungsprojekt im Ausland de facto leitet, bis zur Promotion an einem der angesehensten Lehrstühle in seinem Fachgebiet. Die zweimalige Betonung von Leitungsfunktionen (13 und 23) – einmal seiner eigenen und dann der seiner Frau – kann dabei als Dokument einer Aufstiegsorientierung gelesen werden. Im Vergleich mit der gemeinschaftszentrierten Lebensführung und dem Idealtypus der investiven Statusarbeit ähnelt dieser Fall also eher Letzterem. Hier wirkt die Ausbildungs- und Erwerbsbiographie – zumindest im Rückblick – geplanter; und sie folgt einem Aufstiegsverlauf, der sich als statusorientiert interpretieren lässt.

Für Irritation sorgt in diesem Vergleich mit dem Idealtypus der investiven Statusarbeit dann zunächst die Feststellung, er habe im Museum „*nicht wissenschaftlich, sondern nur SO zum Geld verdienen*“ (20/21) gearbeitet. Deutet sich hier eine Abwertung des ‚schnöden Mammons‘ gegenüber der ‚hehren Wissenschaft‘ an, die nicht recht zu einer Orientierung am sozio-ökonomischen Status passen möchte? Es handelt sich zunächst nur um eine Spur, die auch anders interpretiert werden könnte, der nachzugehen sich aber lohnt. Denn noch eine zweite, kleinere Besonderheit ist in dieser Eingangserzählung auffällig: Herr Nikolaidis qualifiziert in einer ersten Zwischenkonklusion seine Biographie bis einschließlich des Zivildienstes als „*relativ normal*“ (3). Seine im Gegensatz dazu ‚besondere‘ und damit in seinen Augen erst wirklich berichtenswerte Biographie, die nur etwas mehr als die Hälfte seines 47-jährigen Lebens ausmacht, hier aber siebenmal so viel Raum einnimmt, beginnt also mit dem Umzug und vor allem mit dem Studium – dessen ursprünglich etwas weiteren fachlichen Fokus er überspringt und gleich unter der Überschrift des sehr spezifischen geschichtswissenschaftlichen Subfeldes zusammenfasst, in dem er schließlich arbeiten und promovieren wird.

Anders als Herr Wisch, der seinen Beruf in der Eingangserzählung gar nicht benennt, sondern nur erklärt, in welcher Stadt er arbeite, oder Herr Schulz, der angibt, sich „*für die Hauptschule entschieden*“ (108: 45) zu haben, erklärt Herr Nikolaidis sich, wie auch seine Frau, zum promovierten Wissenschaftler, auch wenn er gar nicht mehr als ein solcher tätig ist. Anders als die Vertreter\*innen der gemeinschaftszentrierten Lebensführung und die investiven Statusarbeiter zeigen die Vertreter\*innen der berufsstolzorientierten Lebensführung eine enge,

identitätsstiftende Bindung an den Inhalt ihrer Tätigkeit. Diese strukturiert die biographische Selbstpräsentation als ein Streben nach ‚Meisterschaft‘. So berichtet auch Herr Röseler schon in seiner Eingangserzählung auf prägnante Weise von seiner Ausbildung, in der diese Orientierung an Meisterschaft sich bereits recht deutlich rekonstruieren lässt:

- 1 *Zuerst in A-Stadt angefangen auf Lehramt zu studieren, da war aber das Niveau so schlecht,*
- 2 *das hat, hat mir nicht gereicht. (.) Ich wollte eigentlich Musik machen aus Leidenschaft und hab*
- 3 *dann gesagt, die bessere Ausbildung wäre in B-Stadt an der Hochschule für Kün/ für die Kunst*
- 4 *und da Musik zu studieren. (5) Ja, ich hab dann glaub ich [Datum] oder so, hab ich da*
- 5 *abgeschlossen (.) Mit'm damaligen Abschluss, das ist der Baccalaurus, also n Bachelor, sehr*
- 6 *verwunderlich, obwohl wir wirklich fünf Jahre da hart studiert haben mit ner extremen Selektion.*
- 7 *(.) Es sind auch Leute aus dem vierten Jahr raus, //mhm// also nach dem vierten Jahr, also*
- 8 *achttes Semester, rausgeflogen oder vorm Examen noch rausgeflogen, es war ne richtige*
- 9 *Selektion. Von 20 meiner, (.) von meinen, 20 meiner ähm, (..) Mitstudenten, also von der A-*
- 10 *Musikergruppe, //mhm// ich bin A-Musiker, ähm, haben's, von 20 haben's noch zwei geschafft.*
- 11 (105: 70-81)

Dieser Abschnitt zur Ausbildungs- und Berufsbiographie zeigt noch prägnanter als die Erzählung von Herrn Nikolaidis (der später im Interview aber durchaus ähnlich weiter berichtet), wie Herr Röseler seine Biographie als Aufstiegsbewegung interpretiert. Zunächst ist da ganz am Anfang die Feststellung, im Lehramtsstudium der Musik sei „*das Niveau so schlecht*“ gewesen, dass ihm das nicht „*gereicht*“ habe (1/2). Nun könnte sich das „*Niveau*“ sowohl auf seine damaligen Kommiliton\*innen wie auch auf die Lehrinhalte oder die Lehrenden beziehen – außer Frage steht aber, dass es sich um ein Niveau des musikalischen Könnens handelt. Die Musik, der er sich mit „*Leidenschaft*“ verschrieben habe (3), ist der Grund, sich gegen ein Studium in der Nähe seines Elternhauses und für den Besuch einer kostenpflichtigen Hochschule im Ausland zu entscheiden. Ein stärkerer Kontrast zur pragmatischen Wahl von Ausbildungsorten und -richtungen durch die Vertreter\*innen der gemeinschaftszentrierten Lebensführung, die sich ja primär daran ausrichtet, in das bisherige Lebensumfeld integrierbar zu sein, ist kaum denkbar.<sup>16</sup> Anders als wir anhand des Idealtypus der investiven Statusarbeit vermuten würden, sind hier aber Karriereerwägungen im ökonomischen Sinne nicht handlungsleitend.<sup>17</sup>

<sup>16</sup> Alle drei Fälle der berufsstolzorientierten Lebensführung wechseln für die Ausbildung den Wohnort. Herr Nikolaidis zieht in eine einige hundert Kilometer entfernte Universitätsstadt. Frau Renner betont, sie wäre für ihre Ausbildung „*überall*“ hingezogen, und findet schließlich ihre Ausbildungsstätte ebenfalls in einer mehrere hundert Kilometer entfernten Großstadt.

<sup>17</sup> Zumindest gibt es dafür im Interview keine Anhaltspunkte. Herr Röseler erklärt vielmehr, diese Entscheidung sei ökonomisch irrational gewesen – er würde heute vermutlich mehr verdienen, hätte er sein Lehramtsstudium damals abgeschlossen.

Der nicht ohne Stolz beschriebene Selektionsdruck im Studium, dem außer ihm und einem weiteren Kommilitonen niemand aus seiner Klasse standgehalten habe, wird eingeführt, um zu verdeutlichen, wie schwer das Erreichen des Bachelorabschlusses in diesem Studium gewesen sei – wohl, weil Herr Röseler befürchtet, die Interviewer würden den Wert dieses Abschlusses sonst zu gering veranschlagen. Auch Frau Renner berichtet immer wieder von vergleichbaren Erfahrungen während ihrer Ausbildungsbiographie – so zum Beispiel von der ersten Ausbildungsstation:

1 *meine Ausbildung war in den ersten drei Monaten total hart, weil meine Meisterin irgendwie*  
 2 *kacke war in der Zeit zu mir, keine Ahnung warum, wahrscheinlich weil sie das noch nicht*  
 3 *gecheckt hat, dass ich (.) handwerklich ganz begabt bin so //hm//. Ähm (..) dann hat sie aber*  
 4 *das gemerkt, dass ich äh alles ganz gut mache und auch die Sachen verstehe und so und das*  
 5 *machen will und (.) dann war ich auf jeden Fall so ne LIEBLINGSauszubildende und ähm wir,*  
 6 *das war ein Atelier, wir haben (.) wir hatten da so Kunden wie die Frau von A-Marke und*  
 7 *irgendwelche (.) B-Marke Eigentümer Leute, also so //hm// Wirtschafts(.) Wirtschaftsleute oder*  
 8 *halt so, eher so altes Geld //hm//, irgendwie. Die Frauen wurden mit ihrem CHAUFFEUR*  
 9 *vorgefahren, also das kann man sich gar nicht vorstellen, @.)@ aber das gibt es auch garantiert*  
 10 *immer noch //ja//, wirklich eigentlich ALLE Kunden, //ja// ALLE Kunden hatten ihren Chauffeur*  
 11 *(.) ähm und (.) also meine Lehre war eigentlich ((gedehnt)) total cool, weil wir wirklich schöne*  
 12 *Sachen gemacht haben //hm// und ähm Kundendienst war immer irgendwie immer so n*  
 13 *bisschen anstrengend, weil man die Leute immer so (.) PUDERN, also gefühlt, ne? //hm// Den*  
 14 *Hintern hinterhertragen musste und so (140: 389-404)*

An weiteren Stellen des Interviews stellt auch sie heraus, dass andere an denselben Situationen gescheitert seien. Sie berichtet von Tränen, „Stress“ und „Burn-Out“, während sie sich durch ihre Fähigkeiten bewährt und als besonders auszeichnet – hier, indem sie zur Lieblingsauszubildenden der Meisterin wird (3–6). Die Schilderung der exklusiven Kundschaft des Ausbildungsbetriebs, bei dem „alle Kunden (...) ihren Chauffeur“ hatten, dokumentiert dabei zunächst, parallel zu den Schilderungen zur privaten Musikhochschule Herr Röseler und der prestigeträchtigen geschichtswissenschaftlichen Fakultät, an der Herr Nikolaidis studierte, eine positive Orientierung daran, nicht nur innerhalb der Ausbildung, sondern bereits über die Ausbildungsstelle selbst besondere Fähigkeiten zu beweisen. Man hat „wirklich schöne Sachen gemacht“ (13/14), also nicht das ‚Null-acht-fünfzehn‘-Schneiderhandwerk, sondern qualitativ hochwertige Schneiderei gelernt. In der abschließenden Feststellung, der Kundendienst sei anstrengend gewesen (14/15), dokumentiert sich überdies, dass die intrinsisch motivierende Praxis des Schneiderns von anderen Elementen der beruflichen Tätigkeit abgetrennt wird, die als nicht ‚eigentlich‘ zur Praxis gehörend negativ bewertet werden.

Hier zeigt sich noch einmal deutlicher, was sich auch oben in der Eingangserzählung von Herrn Nikolaidis bereits abgezeichnet hat: Es geht nicht nur darum, in seinem Beruf eine intrinsisch motivierende Tätigkeit auszuüben, was man gegenüber anderen Lebensbereichen und auch gegenüber anderen Elementen der beruflichen Tätigkeit stärker gewichtet als die Vertreter\*innen der beiden anderen Lebensführungsmodi; es geht auch und insbesondere darum, in dieser Tätigkeit, die als ‚eigentlicher‘ Kern des Berufs verstanden wird, besonders gut zu sein. Man ist „*promovierter A-Geschichtswissenschaftler*“ oder hat eine Ausbildungslaufbahn absolviert, die vom „*Niveau*“ her so anspruchsvoll ist, dass die meisten anderen, die ja vermutlich einen ähnlichen Anspruch an sich haben, daran scheitern.

So lässt sich dieser Modus der Lebensführung gegenüber den beiden anderen Modi anhand der ausbildungs- und berufsbiographischen Orientierung abgrenzen: Anders als für die gemeinschaftszentrierte Lebensführung nimmt der Lebensbereich der Ausbildung und des Berufs einen zentralen Stellenwert für die gesamte biographische Orientierung ein. Man ist zuallererst Schneiderin, Musiker oder Geschichtswissenschaftler. Die intrinsische Motivation, mit der dieser Beruf angestrebt und „*mit Leidenschaft*“ ausgeführt wird, unterscheidet sich dabei von der intrinsischen Motivation, die etwa Herr Schulz als Vertreter der gemeinschaftszentrierten Lebensführung an den Tag legt. Nicht, dass es Herrn Schulz nicht darum gehen würde, ein guter Lehrer zu sein – aber den Vertreter\*innen der Lebensführung des Berufsstolzes geht es um mehr und noch anderes. Es geht um die eigene Vervollkommnung als ständige Verbesserung hin zu Exzellenz oder Meisterschaft in dem, was als ‚eigentliche‘ Praxis dieses Berufs erlebt wird. Dies ist ein Motiv, das bei Herrn Schulz und den anderen Vertreter\*innen der gemeinschaftszentrierten Lebensführung völlig fehlt. So fühlt er sich ja nicht nur von den vergleichend-bewertenden Überprüfungen seiner pädagogischen Fähigkeiten während des Referendariats abgestoßen, sondern sucht die Anerkennung als Lehrer gerade über solche Elemente seiner beruflichen Tätigkeit, die auch in seiner eigenen Wahrnehmung nicht unbedingt zu den ‚eigentlichen‘ Aufgaben der Lehrerrolle gehören.

#### **4.2.2 Meisterschaft und Anerkennung**

Dass die Vertreter\*innen der berufsstolzorientierten Lebensführung nach Meisterschaft streben, bedeutet, dass sich ihre spezifische intrinsische Berufsmotivation nicht nur in dem Sinne auf die dabei ausgeübten Tätigkeiten selbst bezieht,



dass man ‚einfach‘ Spaß daran hat, zu schneiden, zu musizieren oder zu forschen, sondern dass dabei durchaus eine Art von Erfolg angestrebt wird. Der Erfolg kommt jedoch nicht ‚zufällig‘, losgelöst von der eigentlichen Praxis, zu Stande, sondern die Vervollkommnung der praktischen Meisterschaft ist selbst Element dessen, was man als Erfolg dieser Praxis verstehen kann, und muss sich im Produkt spiegeln.<sup>18</sup> Dieses Streben nach in Praxis und Produkt gespiegelter Weiterentwicklung zeigt sich zum Beispiel in Frau Renners Schilderungen ihrer beruflichen Tätigkeit als Schneiderin für einen größeren Unterhaltungsbetrieb, die sie nach ihrem Aufbaustudium zunächst selbstständig ausübt und die sie wegen der neuartigen Herausforderung der Kostümschneiderei anfangs als aufregend und „*ziemlich cool cool*“ empfunden habe:

- 1 *und dann hat mich D-Marke ob ich ähm fest angestellt sein möchte //hm// und weil ich da auch,*
- 2 *also (.) ich hab da n guten Job gemacht (.) und es war auch n cooles Team und cooler Chef*
- 3 *und Freunde von mir haben da auch gearbeitet und so und es war irgendwie easy und dann*
- 4 *haben die mich fest angestellt und das fand ich das erste halbe Jahr ziemlich cool (.) und*
- 5 *nachm halben Jahr hab ich dann aber auch gedacht: ich BRECHE gleich in den Rechner,*
- 6 *//@(.)@// ich KANN das nicht mehr //@(.)@//. Ich kann jetzt hier nicht mehr die fünfzehnte*
- 7 *Zackenjacke machen und //hm// das beSCHISSENE Häschenkostüm (140: 745-753)*

Frau Renner erlebt die Festanstellung als Anerkennung ihrer Leistungen und ist damit zunächst auch erkennbar zufrieden. Schon in der Feststellung, dass es „*irgendwie easy*“ gewesen sei (4), könnte man vor dem Hintergrund des bisher dargelegten allerdings die Vorwegnahme eines gewissen Unbehagens vermuten, das sich dann auch direkt in drastischen Worten Bahn bricht. Die Tätigkeit, die ursprünglich als Herausforderung gesucht und genossen wurde, wird, nachdem sie eine kurze Zeit „*easy*“ war, zunehmend als repetitiv erlebt, was sich als Überdruß gegenüber der Tätigkeit selbst, aber auch gegenüber ihren Produkten äußert. Als Element des negativen Horizonts des biographischen Orientierungsrahmens lässt sich in allen drei Fällen rekonstruieren, dass man fürchtet, in seiner Tätigkeit ‚nicht voranzukommen‘ beziehungsweise ‚beschränkt‘ zu sein und ‚auf

---

<sup>18</sup> Das Verhältnis von Praxis und Erfolg ist hier also keine äußerliche Zweck-Mittel-Beziehung, sondern entspricht eher dem, was Alasdair MacIntyre (2006, 247) als „innerliche Zweck-Mittel Beziehung“ definiert: „Obwohl Aristoteles die Aneignung und die Ausübung der Tugenden als Mittel zu einem Zweck betrachtet, müssen wir uns vor Augen halten, daß die Beziehung der Mittel zum Zweck innerlich und nicht äußerlich ist. Ich nenne ein Mittel im Verhältnis zu einem bestimmten Zweck dann innerlich, wenn der Zweck unabhängig von einer Charakterisierung des Mittels nicht hinreichend charakterisiert werden kann. So verhält es sich mit den Tugenden und dem Telos, das nach Aristoteles im guten Leben für den Menschen besteht. Die Ausübung der Tugenden ist selbst ein Bestandteil des guten Lebens für den Menschen.“

der Stelle zu treten<sup>4</sup>. Als metaphorische Verdichtung dieses negativen Horizonts zeichnet Frau Renner beispielsweise das Bild des späteren Freundes ihrer Mutter, den sie als Jugendliche als „*krasse(n) Luftikus*“ wahrnimmt, weil er „*immer noch n Hippie*“ (I40: 201/202) war, also sich nicht seinem Alter angemessen weiterentwickelt hätte.

Herr Röseler spricht in diesem Sinne schon in der Eingangspassage davon, dass er sein „*Potential*“ ausschöpfen wolle, dass immer wieder „*noch irgendwie mehr gehen*“ müsse, und fasst diese gelebte Erfahrung schließlich in einem Bild zusammen, in dem sich dieses Streben metaphorisch verdichtet:

- 1 *Manchmal kommt mir das Leben vor, als wenn das/ (4) Wir gehen eine Entwicklungsstufe*
- 2 *immer weiter. Manche gehen mehrere, manche machen nur drei Entwicklungsstufen. Wenn*
- 3 *wir uns anstrengend, haben wir vielleicht fünf oder sechs aber es ist nach oben eine, nach*
- 4 *oben hin offene Richterskala. Der Erleuchtung sozusagen, ne? Können wir immer, immer*
- 5 *weitergehen, so fern wir aktiv bleiben. Und, nicht? Ich denke, das Leben ist/ sollte aktiv sein.*
- 6 *(..) Und dann äh/ (.) Wir können gar nicht anders. Eine Entwicklungsstufe wird, wird uns*
- 7 *einholen. Und ne? Wer nicht an sich arbeitet, wird mit 76, ha! Ich hab meine Hausaufgaben*
- 8 *noch nicht gemacht. (..) Ne? (I05: 1228-1236)*

In dieser Metapher dokumentieren sich vier Aspekte des Strebens nach Meisterschaft, die an anderen Stellen oft nur einzeln oder eher implizit abgerufen werden. Es geht erstens um ein Vorwärtsstreben, das zweitens als Vervollkommnung des eigenen Selbst erlebt und angestrebt wird: Bei dieser stark normativ aufgeladenen „*Richterskala*“<sup>19</sup> der „*Erleuchtung*“ handelt es sich um eine Lebensaufgabe; insofern wird von „*Entwicklungsstufen*“ und nicht bloß Karrierestufen gesprochen. Drittens kann man es in dieser Entwicklung weiter bringen als andere, die „*nur drei Entwicklungsstufen*“ schaffen. Auch wenn das hier nicht ganz eindeutig formuliert ist, wird doch an verschiedenen anderen Stellen des Interviews klar dokumentiert, dass es beim Streben nach Exzellenz eben – durchaus im Wortsinne – auch darum geht, „heraus zu ragen“. Die Metaphorik der „*Hausaufgaben*“ und der „*Skala*“ wirft schließlich viertens eine in der Metapher selbst implizit als beantwortet vorausgesetzte weitere Frage auf: Woran soll man eigentlich messen, wie weit man gekommen ist, und wer soll das tun? Das Ringen um die Beantwortung dieser Frage zieht sich als roter Faden durch alle drei Interviews.

Im Fall der oben als Beispiele herangezogenen ausbildungsbiographischen Episoden scheint das weitgehend unkompliziert: Die Promotion, der Bachelor

---

<sup>19</sup> Dass Herr Röseler hier von einer „*Richterskala*“ spricht, ist vermutlich ein Ausdruck seiner Bemühung, mit Fachbegriffen zu glänzen, die als Ausweis seiner Bestrebung, als ‚hervorragend‘ anerkannt zu werden, gelesen werden kann – wobei er hier schlicht danebengegriffen hat.

nach einem hochselektiven Musikstudiengang oder die erfolgreiche Meisterausbildung bescheinigen einem ja gewissermaßen, dass man ein guter Wissenschaftler, Musiker oder eine gute Schneiderin ist. Doch bereits in Bezug hierauf hatte Herr Röseler ja in der oben zitierten Passage Kritik daran geübt, dass sein Titel eigentlich seiner viel größeren Leistung nicht angemessen sei. Nach dem Abschluss der Ausbildung wird die Lage ungleich komplizierter. In einer Fokussierungsmetapher des Interviews, also einer Passage, die sich durch einen außergewöhnlich hohen Detaillierungsgrad und hohes emotionales Engagement des Befragten auszeichnet, bearbeitet Herr Röseler dieses Problem, wie und wann er sich seines ‚Erfolgs‘ als Musiker eigentlich sicher gewesen sei, besonders prägnant. Das Thema ist in gewisser Weise selbst gewählt – ein weiterer Indikator für den Charakter als Fokussierungsmetapher. Eigentlich hat der Interviewer nämlich nach der zuvor erwähnten Zeit gefragt, in der Herr Röseler sich „*kläglich über Wasser gehalten*“ (I05: 505) hatte. Diese tut er allerdings mit einem Satz ab, um sich dann, ganz im Gegensatz dazu, seiner „*glücklichsten Zeit*“ (I05: 508–509) zuzuwenden:

- 1 *Ich hab mich in den Autositz gedrückt und meistens mussten wir ja lange fahren, und ich bin*
- 2 *dann gefahren über die Autobahn und (.) die Wälder rechts, die Wälder links und ich wusste*
- 3 *einfach, ich hab jetzt 600, 600 Mark in ner Stunde verdient, ja? //mhm// Da denk ich, ah, König!*
- 4 *((lacht)) Irre, ne? Und äh, die großen Konzerte, die wir gemacht haben. Plattenaufnahmen,*
- 5 *CD-Aufnahmen und vor n paar tausend Leuten gespielt und äh/ Ah, das war, das war mit,*
- 6 *sagen wir mal so, der erste Peak, so. Das war der, ja, jung sein. Wie alt war ich n, drei/ 30, 32*
- 7 *oder so. Ja. Und äh, das war das Leben in der intensivsten Form. (.) Ne? So Rock'n'Roll,*
- 8 *Tourbus, ja? 14 Tage unterwegs oder, oder die Tourneen, die ich gemacht hab. (I05: 51)*

In dieser dichten Beschreibung seines Erlebens, das er selbst, ohne Ironie, sondern eher melancholisch-distanziert, dem ‚Jung-sein‘ zuordnet, werden drei verschiedene Zeichen des Erfolgs aufgezählt: das Geld (3), das er verdient habe (dessen prominente Stellung als erstes Glied der Aufzählung sicherlich auch dem Kontrast zur eigentlich ja erfragten Erfahrung des materiellen Mangels geschuldet ist); die „*großen Konzerte*“ (5/6), also der Publikumserfolg; sowie die „*Plattenaufnahmen*“ (5), also der Erfolg in der Musikindustrie. Im Zusammenwirken sorgen diese dafür, dass er sich zum „*König*“ (4) erhoben fühlt.

Allerdings wirken sie in seiner gelebten Erfahrung eben nicht als eigenständige Ziele, sondern vor allem als Zeichen beziehungsweise als Anerkennungsmedien. Auffällig ist schon in dieser Passage die Erwähnung von „*Rock'n'Roll*“ (9). Herr Röseler ist kein Rockmusiker, so dass diese Erwähnung am ehesten als ein Hinweis auf das Bild des ‚Rockstars‘ gelesen werden sollte: der gefeierte Musiker, dessen klassische Attribute eben Geld, Jubel und Plattenverträge sind, der aber

ein davon abhebbares Identitätskonzept darstellt. Noch deutlicher wird dies im Anschluss, als Herr Röseler die „wahre Musik“ vom „Business“ abgrenzt:

1 Wolfgang Petry, ne? //mhm// Das is n, is n Gitarren-Schrapper, der einen auf Kumpel macht,  
 2 ne? Und Halle füllt. Genauso wie jetzt Helene Fischer und so weiter, aber das tangiert mich  
 3 nicht. Ne? Kann ja ketzerisch sagen, die Masse hat ja immer Recht. Die Masse kann sich ja  
 4 nicht iren. Das tut ja weh, ne? //mhm// Die Masse kann/ Masse hat immer Recht. Ja. Masse  
 5 kann sich nicht iren. (...) So. Und wenn ich da manchmal mit 1000 Mark nach Hause gegangen  
 6 bin und äh hab, hab/ Die wissen ja manchmal gar nicht, was, was, was sie tun. Erstens die  
 7 Leute, die da zu/ zujubeln wissen nicht, was sie tun und, und im Grunde genommen, die da  
 8 die Akkorde schrappen, das ist nicht wi/ das ist nicht wirklich. Das ist Show-Business, das ist  
 9 Business. Es gibt einfach Leute, das sind Manager, Musik-Manager, die verstehen ihr  
 10 Geschäft. Das ist Management, aber es hat mit Musik nicht wirklich zu tun. Musik ist, wenn  
 11 jemand spielt und die anderen Menschen so berührt, dass die anfangen, (.) sich zu lösen.  
 12 Manche auch weinen, weil sie so berührt sind. Das ist die Aufgabe von Musik. Und das  
 13 schwierige ist, damit, mit, mit dieser Musik Geld zu verdienen. Mit der wahren, tiefen Musik.  
 14 Und das haben aber viele andere Musiker, ne? Bach oder so.“ (I05: 532-545)

Obwohl manche Musiker wie zum Beispiel Bach (16/17), und ebenso Herr Röseler zu seiner „glücklichsten Zeit“, auch mit „wahre(r)“, „tiefe(r) Musik“ materielle Erfolge feiern können, ist für Letzteren klar, dass das zweite vom ersten zu trennen ist. Die von ihm gerade als zentrale Zeichen seines Erfolgs angeführten Dinge ließen sich nämlich alle mit dem als Metapher für den negativen Horizont herangezogenen „Show-Business“ und „Management“ (10/11) genauso oder sogar viel einfacher erreichen. Insofern ist auch das Bild des ‚Rockstars‘, das er gerade als Illustration für sein angestrebtes ‚Königtum‘ gewählt hat, zumindest potentiell irreführend, da es ja auch so gelesen werden könnte, als ob es in erster Linie um gefeierte oder ökonomische Erfolge gehen würde. Herr Röseler scheint aber mit dem Rockstar auch eine Idee von Authentizität zu verbinden, die im Gegensatz zum „Business“ stehen kann.

Ganz ähnlich formuliert auch Frau Renner ihre anfängliche Begeisterung für die Arbeit für den Unterhaltungsbetrieb mit dem Ausdruck „was kostet die Welt“ (I40: 645). Darin zeigt sich aber, wie schnell die Begeisterung dem Überdruß darüber weicht, keine wertige, echte Arbeit leisten zu können. Den zugrundeliegenden Gegensatz fasst Frau Renner analog zu Herr Rösellers Gegenüberstellung von „wahrer Musik“ und „Business“ als einen zwischen „Handwerk“ und „Kapitalismus“ (I40: 982/983), beziehungsweise „schöne(n) Sachen“ und „Wegwerfklamotten“ (I40: 990).

Präzisierend muss im Falle von Herrn Röseler festgestellt werden, dass die angestrebte Anerkennung durch ein Publikum eben „wahre(r)“ Musik, also einem wirklich wertigen Produkt, gelten muss, um legitimes Zeichen der eigenen Meisterschaft zu sein – dass also nicht jedwede Anerkennung von Seiten

des Publikums ‚zählt‘. Diese „wahre“ Musik ist aber zugleich nicht vom Publikum abzulösen, sondern nur innerhalb einer Publikumsbeziehung denkbar. Hierzu stellt Herr Röseler heraus, dass „wahre“ Musik sich gerade dadurch auszeichne, dass sie andere Menschen „so berührt, dass die anfangen sich zu lösen“ (13/14), also sich nur innerhalb einer Publikumsbeziehung verwirklichen kann. Er räumt durch die Feststellung, dass die als Beispiel herangezogenen Musiker\*innen selbst nicht wüssten, was sie tun, die beunruhigende Möglichkeit ein, dass man selbst sich über den Charakter seiner Musik täuscht und sich deshalb ohne Publikum auch nicht gewiss sein könnte, ob man gerade „wahre“ Musik praktiziert. Die in dieser Passage sich andeutende Antwort, dass das ‚Lösen‘ des Publikums auch daran zu erkennen sein könnte, dass es zu „weinen“ (13/14) beginnt, ist sicherlich für diesen speziellen Fall aufschlussreich in Bezug auf die gewünschte Art der Publikumsbeziehung, bleibt aber zu unspezifisch – denn auch auf den Konzerten von Helene Fischer und Wolfgang Petry fließen ohne Frage Tränen der Ergriffenheit. Damit das Publikum sinnvoll bestätigen kann, dass es sich um ‚echte‘ Musik handelt, muss es sich vielmehr um ein ‚kompetentes‘ und damit auf gewisse Art und Weise ‚erlesenes‘ Publikum handeln, das den impliziten positiven Gegenpart zu der in dieser Passage wiederholt in negativer Weise evozierten „Masse“ (3–6) bildet. Auch hier ruft Frau Renner ein ganz ähnliches Gegensatzpaar ab: auf der einen Seite die ‚erlesene‘ Kundschaft („*altes Geld*“) des ersten Ausbildungsbetriebs und die Käufer von Maßanzügen, auf der anderen Seite das Publikum der Unterhaltungsshows, für die sie Kostüme entwerfen muss. In diesem Sinne impliziert die Orientierung an Anerkennung durch das Publikum auch ein wechselseitiges Anerkennungsverhältnis: Um sich als ‚Meister\*in‘ der Praxis anerkennen zu lassen, muss man selbst das Publikum als kompetent anerkennen – sonst ist die Anerkennung wertlos.<sup>20</sup>

So spricht Herr Röseler an anderer Stelle davon, dass er, wenn es nicht „so gut bezahlt (ist), dass es egal ist, wie schlecht die Musik ist“ (I05: 851–852), eigentlich nur noch Musik mache, wenn die anderen „so gut“ seien, dass es „eine Herausforderung“ sei, mit ihnen und für sie zu musizieren (I05: 853). Als negativen Gegenhorizont entwirft er detailliert und mit erkennbarer Abscheu den „Pöbel“ (I05: 580), vor dem er auch schon musizieren musste, und dessen fehlende Achtung vor der Musik er in geradezu apokalyptischen Farben malt: Er berichtet von Menschen, die sich hinter dem Mischpult erbrochen hätten, von schreienden alleingelassenen Kindern, deren Eltern während des Konzerts Sex auf der Toilette

---

<sup>20</sup> Ähnlich argumentiert Robert Brandom (2015, 283), für die Anerkennung als guter Schachspieler müsse man seine Gegner zunächst einmal als kompetente Schachspieler anerkennen, um aus deren Anerkennung die Gewissheit zu ziehen, selbst einer zu sein.

gehabt hätten, und fasst all dies darunter zusammen, dass es „*musikalisch*“ „*ganz tief*“ gewesen sei (I05: 580–581).<sup>21</sup>

Bei Herrn Nikolaidis ist diese Orientierungsfrage über die Erzählung seiner Promotionszeit hinweg ebenfalls dokumentiert – wenn auch, bis auf das Ende, weniger konflikthaft und oft eher implizit. Dies liegt wohl auch daran, dass der Wissenschaftsbetrieb von ganz allein dafür sorgt, dass das Publikum seiner Bemühungen vor allem aus gleich- oder höherqualifizierten Wissenschaftler\*innen besteht.<sup>22</sup> Dennoch grenzt er sich in der biographischen Erzählung zum Beispiel deutlich von einer als negativer Gegenhorizont fungierenden Ex-Partnerin ab, der er unterstellt, ihre wissenschaftliche Arbeit an materiellen Karriereerwägungen und nicht wie er an einer Affinität zur „*ideale(n)*“ und „*nutzlos(en)*“ Wissenschaft (I11: 432–433) ausgerichtet zu haben. Ganz ähnlich berichtet auch Frau Renner von einer Freundin, die als leitende Angestellte einer international bekannten Modemarke erfolgreich sei, deren Stelle sie aber als „*Head of blablabla*“ und „*Head of hahaha*“ verlacht (I40: 475), womit sie unterstreicht, dass dieser ökonomische Erfolg den in ihren Augen entscheidenden Maßstab der handwerklichen Meisterschaft verfehlt.

Um besser zu verstehen, inwiefern die Orientierung an Meisterschaft, die sich in den Deutungen und Handlungen der Vertreter\*innen der Berufsstolzlebensführung so klar dokumentiert, eine Orientierung an der Anerkennung durch ein spezifisches Publikum ist, ist es hilfreich, den Blick auf die Soziogenese dieser Orientierung zu richten, also sich zu fragen, welche soziobiographischen Grundlagen dieser Orientierung identifiziert werden können.

### 4.2.3 „Im Kern geweckt“: Die Soziogenese der Berufsstolzlebensführung

Eine Auffälligkeit in den biographischen Erzählungen der Vertreter\*innen der vom Berufsstolz geprägten Lebensführung im Vergleich zu denen der gemeinschaftszentrierten Lebensführung ist die völlige Abwesenheit „*schöne(r) Truppe(n)*“ (I03: 304) bei ersteren: Freund\*innen treten nie als nicht weiter

<sup>21</sup> Die Vignette zum Ende von Herrn Rösellers Musikerkarriere zeigt allerdings, dass solche Erfahrungen nicht entscheidend dafür gewesen sind.

<sup>22</sup> Dies ist, differenzierungstheoretisch betrachtet, eine Besonderheit dieses Teilsystems (Stichweh 1988, 275/276).

differenzierte Gruppen auf, die so typisch für die gelebte Erfahrung der gemeinschaftszentrierten Lebensführung sind,<sup>23</sup> sondern werden einzeln hervorgehoben und als ‚besondere‘ Freund\*innen qualifiziert. Sie sind entweder besonders ‚interessant‘, weil sie einen anderen Lebensweg gewählt haben. So berichtet Herr Nikolaidis von einem Künstler und von einem Studienkollegen, der nach dem Studium nicht an der Uni geblieben ist, sondern in der Verwaltung arbeitet. Oder man fühlt sich Personen freundschaftlich verbunden, weil sie eine sehr ähnliche berufliche Laufbahn haben wie man selbst. Diese Freunde leben nur selten am aktuellen Wohnort der Befragten. So schildert Herr Röseler, er habe

- 1 *nen relativ großen Bekanntenkreis, der sehr weiträumig, (.) das geht bis nach A-Bundesland*
- 2 *und also, ich hab' nicht, jetzt nicht viele Freunde hier, hier in D-Stadt oder so, ähm. (..) Das*
- 3 *Soziale, also, (5) das ist eher/ Ich muss schon n paar Kilometer fahren, um Leute zu finden,*
- 4 *die, (..) die auf der gleichen Welle sind. Dann ist es aber auch wirklich schön und (.) ja. (I05:*
- 5 *149-153)*

Und Frau Renner berichtet, nicht ohne Stolz, sie habe Freund\*innen in „*London, Berlin, München halt irgendwie so*“ (I40: 903). Ihrem Heimatort haben beide offenbar nicht nur geographisch, sondern auch sozial den Rücken zugewandt. Auch Freund\*innen bilden also in gewisser Weise einen ‚erlesenen‘ Kreis, der in starkem Kontrast zu den selbstverständlichen Sozialbeziehungen der gemeinschaftszentrierten Lebensführung steht.

Kontakt zu den Eltern besteht zwar in allen Fällen noch, wird aber eher im Duktus eines zu bearbeitenden Problems als in dem eines Berichts über einen selbstverständlichen Teil des sozialen Umfelds präsentiert. Völlig undenkbar erscheint, dass einer der drei – wie Herr Wisch – im Haus seiner Eltern wohnen und mit seinem Vater ein Hobby teilen könnte. Das Aufwachsen in ihrem Herkunftsmilieu wird als entfremdend oder beengend beschrieben: bei Herrn Röseler ein kleinbürgerlich-handwerkliches, bei Herrn Nikolaidis ein proletarisches und im Fall von Frau Renner nach ihrer eigenen Einschätzung „*brav*“ (I40: 1351), mit einem Vater als „*krassem Kapitalisten*“ (I40: 1096). Alle drei fühlten sich ver einzelt, weil dem, was sie als für ihr Leben entscheidend suchten und entdeckten, Unverständnis oder Missachtung entgegenschlug.

So schildert Frau Renner es als befreiend, wie sie, nachdem sie wegen der Scheidung ihrer Eltern als Jugendliche mit ihrer Mutter in die nahegelegene Großstadt gezogen ist, die Schule gemeinsam mit einer guten Freundin auf eigene

---

<sup>23</sup> Frau Renner berichtet zwar von Peer-Groups, die sie an ihrem aktuellen Wohnort habe und schätze. Diese konstituieren sich allerdings wieder über eine geteilte Praxis, die sie mit Ehrgeiz betreibt: Sie arbeitet in ihrer Freizeit als Tanzlehrerin.

Initiative gewechselt habe: „*das war halt cool, weil da hatte man plötzlich Leute, die irgendwie anders waren, die waren anders als die Leute auf unsrer alten Schule, die waren irgendwie offen, die warn verrückt, die ((gedehnt)) pft haben Musik gemacht und so und (.) das war irgendwie (.) sehr sehr gut also*“ (I40: 147–150) Hier beginnt sie unter der Anleitung von Älteren, sich in linksalternativen politischen Zusammenhängen zu bewegen, in einer Band zu musizieren und damit, zunächst tastend ungerichtet, dann immer zielstrebig, ihren ‚eigenen‘ Weg in Abgrenzung von den Erfolgsmaßstäben der Schule und ihres Elternhauses zu suchen. Sie macht Politik und sucht Freund\*innen, mit denen sie in einer Band spielen kann. Wobei sie bis heute damit hadert, dass ihr Vater ihre ‚Leistungen‘ auf diesem Weg nicht angemessen anerkennt: Ihren Erfolg bei der Ausbildungsplatzsuche nimmt er in ihrer Erinnerung schlicht nicht zur Kenntnis, und auch aktuell, also vor dem Hintergrund einer erfolgreichen Meisterausbildung, gibt er ihr durch das Angebot, ihr im Zweifelsfall gern noch ein Medizinstudium zu finanzieren, zu verstehen, dass er ihre Berufswahl als grundlegende biographische Entscheidung bis heute ablehnt.

Bei Herrn Röseler und Herrn Nikolaidis findet die Schilderung der Befreiung weniger als eine der Interaktion mit Gleichaltrigen statt.<sup>24</sup> Sie berichten stattdessen in den Erzählungen über die Zeit ihres Aufwachsens eher von einzelnen Autoritätspersonen, die sie deutlich herausstellen. So spricht Herr Nikolaidis von einer „*engagierten Bibliothekarin*“, die ihn, anders als die Eltern, die Schwierigkeiten damit gehabt hätten, wie „*geistig rege*“ er gewesen sei, aber auch anders als die anderen Angestellten der Bibliothek, schon als Jugendlichen „*richtig unterstützt*“ und ihm Bücher besorgt habe, die „*eigentlich für Erwachsene*“ gewesen wären, weil sie es „*total super*“ fand, dass er sich dafür interessiert hätte (I11: 273–278). Und Herr Röseler erzählt, er habe eine Begeisterung für „*richtige Literatur*“ als Schüler vor allem mit Hilfe weniger Lehrer entdeckt, die ihn „*gesehen*“ und „*beachtet*“ hätten, was ihn „*im Kern*“ geweckt habe (I05: 405–430). Derart emphatische Erzählungen von Cliques oder Autoritäten, die ‚das Besondere‘ in einem gesehen und geweckt hätten, fehlen bei den Vertreter\*innen der gemeinschaftszentrierten Lebensführung wie bei den investiven Statusarbeiter\*innen völlig.

---

<sup>24</sup> Wobei die allgemein knapperen Darstellungen ihrer Jugend auch dazu geführt haben könnten, dass diese Erfahrungen einfach nicht thematisch wurden. Herr Nikolaidis deutet zumindest an, dass er von den Hausbesitzer\*innen seiner Heimatstadt beeindruckt gewesen sei, und auch Herr Röseler erwähnt mit der Kirchengemeinde, in der er als Jugendlicher aktiv war, ein Umfeld jenseits von Elternhaus und Schule, das eine ähnliche Rolle gespielt haben könnte.



Besonders Herr Nikolaidis' Erzählung dokumentiert die gelebte Erfahrung der Zeit vor seinem Studium als gekennzeichnet von dem Unbehagen, in einem Umfeld zu leben, in dem er mit seinen Ambitionen einfach nicht zur Geltung kommt. Vor diesem Hintergrund erlebt er dann auch den Gang an die Universität als „*Riesen-Befreiung*“:

- 1 *Es hatte eher dörflichen Charakter. An der Grenze zu B-Stadt. Ähm und im Grunde inmitten*
- 2 *von Feldern und so weiter aufgewachsen. Ja das war letztendlich halt auch eine sehr enge,*
- 3 *kleine Welt. Mhm. Mit auch ähm im Grunde rigiden, strengen Normen und Ansichten, ja. (.) Für*
- 4 *mich war es einfach eine riesen Befreiung irgendwann als ich an die Universität kam. ((lacht))*
- 5 *Denn sonst ist es ja immer so man hat IDEEN (.) und die teilt man irgendwie mit und die Leute*
- 6 *gucken einen an wie ein Auto, weil die vollkommen an ihrer Lebensrealität vorbei/ ja oder*
- 7 *Ansichten, ja, vorbei gehen. Und das war dann an der Universität nicht mehr, das war super.*
- 8 *((lacht)) Da hat man dann zwar andere Probleme, aber ähm ja. Mhm. Schön mit intelligenten*
- 9 *Menschen zu tun haben, die einen etwas weiteren Horizont haben. Mhm. Ist gut. ((lacht)) (I11:*
- 10 *260-269)*

Dieses Muster wiederholt sich biographisch. Auch an der Universität findet sich zum Beispiel Herr Röseler in einer Gruppe wieder, deren „*Niveau*“ er „*zu schlecht*“ findet, um seiner „*Leidenschaft*“ zu genügen, und sucht sich eine bessere Universität, an der dann bis auf ihn fast alle anderen im Verlauf des Studiums „*rausgeflogen*“ (I05: 71–78) sind. Und Herr Nikolaidis hat an der Universität erneut eine „*Sinnkrise*“ (I11: 307), weil der Inhalt des Studiums für ihn nicht sinnfüllend ist. Er erwägt den Wechsel zu einem Studium der Medizin, bis er einem Professor begegnet, der ihm als Vorbild und Förderer einen Weg aufzeigt, sich als ‚Mensch mit weitem Horizont‘ weiter praktisch zu artikulieren. Die Soziogenese der Lebensführung des Berufsstolzes stellt sich dabei als eine Dialektik von erlebter Verkennung und Anerkennung dar. Diese Dialektik wird nicht nur einmal durchlaufen, sondern wiederholt sich, solange man diesem Lebensführungsmodus folgt, auf immer höherer Stufenleiter. Denn die Anerkennung als ‚Herausragender‘ wird immer wieder gesucht, sodass die jeweils neu gefundene Gemeinschaft nur eine vorübergehende Stufe sein kann, über die man dann wieder hinauszuwachsen sucht.

#### 4.2.4 Lebensführung des Berufsstolzes: Zusammenfassung und Vergleich

Die Lebensführung des Berufsstolzes zeichnet sich durch eine vor allem im Beruf wirksame Orientierung an der Anerkennung als ‚besonders‘ im Sinne

einer praktischen Meisterschaft aus: Es geht also darum, sich in einer spezifischen beruflichen Praxis immer weiter zu vervollkommen, was sich in den Produkten der Tätigkeit wie auch in der Anerkennung durch ein als kompetent erlebtes Publikum beständig beweisen muss. Aus dieser biographischen Orientierung erwachsen weitere Besonderheiten der Lebensführung des Berufsstolzes im Vergleich zur bereits diskutierten gemeinschaftszentrierten Lebensführung wie auch zur investiven Statusarbeit.

So erschließen sich der gegenüber der gemeinschaftszentrierten Lebensführung besonders hohe Stellenwert des Beruflichen gegenüber anderen Lebensbereichen wie auch das ständige Vorwärtstreben, das der gemeinschaftszentrierten Lebensführung ebenfalls fremd ist, aus der Dialektik der Anerkennung als ‚besonders‘, die immer wieder über das Erreichte hinaustreibt. Auch die am Berufsstolz orientierte Lebensführung weist einen Gemeinschaftsbezug auf, der allerdings ‚berufsvermittelt‘ und als solcher deshalb in der gelebten Erfahrung instabiler ist: Die Anerkennung jener, deren Anerkennung man sich sicher sein kann, verliert schnell an Wert, was durch die Bewährung an einem neuen, kompetenteren Publikum kompensiert werden muss.

Während das ständige Weiterstreben an sich durchaus mit dem Idealtypus der investiven Statusarbeit vereinbar wäre, nimmt es jedoch im Falle der Lebensführung des Berufsstolzes eine besondere Form an, die diesem und vor allem dem noch zu entfaltenden Realtypus der investiven Statusarbeit entgegensteht: Auch wenn die Karrieren der Berufsstolzen sich durchaus im Erfolgsfalle als Trajektorien der Statusverbesserung beschreiben lassen, sind sie doch von einem gespaltenen Verhältnis zum ökonomischen Erfolg gekennzeichnet. Einerseits zeigt sich ein Streben nach einem als ausreichend und ‚angemessen‘ empfundenen Lebensstandard – ganz ähnlich wie bei der gemeinschaftszentrierten Lebensführung, und ebenfalls basierend auf vielfältigen Praktiken investiver Statusarbeit. Auch darüberhinausgehend ist monetärer Erfolg als Medium der Anerkennung der eigenen Meisterschaft durchaus willkommen. Man fühlt sich als „Rockstar“ und freut sich, wenn man nicht fragen muss „*was (...) die Welt (kostet)*“. Andererseits ist ein offenes Streben nach diesem ökonomischen Erfolg um seiner selbst willen illegitim. Es wird, bei anderen beobachtet, verurteilt, und beim eigenen Handeln nicht thematisiert.

Eine wichtige soziogenetische Wurzel dieser Form der Orientierung findet sich, zumindest in den hier ausgewerteten Fällen, in der frühen Ausbildungsbiographie. Anders als die Vertreter\*innen der gemeinschaftszentrierten Lebensführung schildern Herr Röseler und Herr Nikolaidis ihre Jugend als eine Phase, in der sie sich zu wenig geachtet fanden: Nur von wenigen Lehrer\*innen werden sie „gesehen“ und „beachtet“ (105: 420 f.), die Eltern können ihren Interessen

nichts abgewinnen, man hat das Gefühl, das soziale Umfeld sehe einen an „*wie ein Auto*“ (I11: 265) – und Freund\*innen aus dieser Zeit werden überhaupt nicht thematisiert. Gegenüber der ‚Befreiung‘ des Schulwechsels erscheint auch die frühe Jugend von Frau Renner in einem ähnlichen Licht – als eng und wenig „*offen*“ (I40: 149). Umso deutlicher heben sich vor diesem Hintergrund diejenigen Bezugspersonen heraus, von denen man eben doch „gesehen“ wurde – die Bibliothekarin bei Herrn Nikolaidis, die Clique der „*Freaks*“, in die Frau Renner gerät, oder der Lehrer, der Herrn Röseler und nur „*wenige Auserwählte*“ sogar zu sich nach Hause einlädt.

Diese Form der Suche nach Anerkennung stabilisiert sich über die Wiederholung im Verlauf der Biographie und findet eine spezifische Form durch den Eintritt in ein hochspezialisiertes soziales Feld – in den hier diskutierten Fällen das Schneiderhandwerk, die Musik und die Wissenschaft. Dort wird jeweils der Ehrgeiz wachgehalten und gegenüber ‚unzulässigen‘, vor allem aufs pure Geldverdienen ausgerichteten Formen des Statusstrebens abgegrenzt. Die anderen Lebensbereiche werden deutlich geringer gewichtet als in der gemeinschaftszentrierten Lebensführung, vor allem aber werden sie in einer Logik erlebt, die eng an die Berufspraxis angebunden ist. Exemplarisch werden Freundschaften angesprochen, aber ähnliches findet sich auch in der allgemeineren Freizeitgestaltung, in der auch ‚Hobbies‘ nach den Maßstäben des ‚besonderen‘ und ‚echten‘ ausgerichtet werden. Herr Röseler betätigt sich zum Beispiel als Hobby-Filmer, erklärt aber, sich zu weigern, Hochzeiten zu filmen oder Werbefilme zu produzieren (I05: 580); und Frau Renner singt zunächst in einer Band und arbeitet später als Tanzlehrerin. In diesen Lebensbereichen wird an der zugrundeliegenden Orientierung auch – oder gerade dann – festgehalten, wenn die Ambitionen, die den eigentlichen Gegenstand des Berufsstolzes bilden, scheitern.

#### **Herr Röseler und das Ende einer Musikerkarriere**

Dieses Teilkapitel konzentriert sich auf die Lebensphasen vor dem Ende der Universitätslaufbahn (Herr Nikolaidis) und vor dem Ende der Musikerkarriere (Herr Röseler), um die dem Lebensführungsmodus zugrundeliegende Orientierung des Berufsstolzes gleichsam ‚ungebrochen‘ darstellen zu können. Dennoch wollen wir nicht einfach über das Scheitern der diese biographischen Phasen anleitenden berufsbiographischen Projekte hinweggehen. Denn wie sich am Beispiel des Endes von Herrn Röselers Musikerkarriere zeigt, ist auch dieses Scheitern instruktiv für das Verständnis der Lebensführung des Berufsstolzes – und allgemeiner für die etwa

auch auf investive Statusarbeiter beziehbare Frage, was aus gescheiterten biographischen Orientierungen wird.

Direkt im Anschluss an seine Schilderung der „glücklichsten Zeit“ (I05: 508–509) kommt Herr Röseler auf das Ende seiner Karriere zu sprechen:

*Boah, jetzt gehts los, so könnt's weitergehen. Aber es geht nicht so weiter. ((lacht)) Oder es ging nicht so weiter. Es hätte weitergehen können, vielleicht, irgendwie. Ich mach niemanden dafür verantwortlich, ne? [Auslassung]*

*I: Äh, können Sie mir dazu noch was erzählen?*

*B: Ich weiß gar nicht, das ist schleichend irgendwie zurückgegangen. (...) Es ist wahrscheinlich auch/(..) Ich hab' die Durststrecken nicht durchgezogen. (...) Äh, als ich dann Lehrer wurde, wurde es schlagartig. Dann gings schlagartig zurück. Weil äh, so die, du gehörscht nicht mehr zur Meute. //mhm// Ja? Dieser, dieser, du bist jetzt Lehrer, du bist jetzt Spießler, du bist jetzt Norm. Du bist nicht mehr cool, @(..)@ so ungefähr. Es war n riesen Einbruch. Nachdem ich dann 2000, 2002 Lehrer wurde, äh, hats richtig gekracht. (I05: 519–564)*

Dabei fällt auf, dass Herr Röseler auch auf Nachfrage Schwierigkeiten hat, zu substantiieren, was eigentlich vorgefallen ist. Einkommenssorgen haben eine Rolle gespielt, reichen aber als Erklärung augenscheinlich nicht aus. Denn der „Einbruch“ kommt ja erst, als er bereits als Lehrer nebenbei arbeitet. Wichtiger scheint, dass die Karriere selbst „nicht so weiter“, also aufwärts, geht. Durch die Dialektik aus Anerkennung und Missachtung, die der Orientierung an Anerkennung als ‚besonders‘ entspringt, ist Stillstand fatal. Sein Umfeld sanktioniert scharf, dass Herr Röseler nicht mehr alles auf ‚eine Karte‘ setzt und damit den Lebensentwurf des exzellenten Musikers praktisch in Frage stellt – er ist jetzt nicht mehr ‚besonders‘, er ist jetzt „Norm“. Doch Herr Röseler ringt auch selbst erkennbar damit, ‚aufgegeben‘ zu haben. Das im Vergleich zu den Vertreter\*innen der gemeinschaftszentrierten Lebensführung als viel höher erlebte Potential, seine Orientierung auch selbstwirksam in die Tat umzusetzen, schlägt in dieser Situation in nagende Zweifel an den eigenen Fähigkeiten und dem gesamten Lebensentwurf um. Wo Erfolg nicht als Fügung, sondern als Leistung erlebt wird, droht eben auch Scheitern immer ein Versagen zu sein.

Herr Röseler schildert, wie ihm, sobald „es“ nicht mehr vorangeht, das ganze Musikerdasein widerstrebt:<sup>25</sup>

*Ein, ein latentes, permanent, eine permanent schleichende Unzufriedenheit, ((Auslassung)) Das einfach sagt, okay, das ist nicht, das ist keine Erfüllung. (...) Ich hab später oftmals gesagt, okay, wenn ich jetzt n Konzert gespielt hab, dann krieg ich den Applaus und super. Aber es war oft nach diesen Konzerten, dass ich ne Leere hatte auch. //mhm// Es war nicht nachhaltig. Überhaupt nicht nachhaltig. (...) Ich bin sehr leer nach Hause gefahren. Und ja, im Grunde genommen, es ist/ Das bin ich nicht. (...) Das bin ich nicht. Das ist nicht das, was ich will. (4) Das ist ähm, dafür, (...) dafür hab ich nicht studiert oder das (...) ist auch nicht Anerkenn/ Es ist nichts. (105: 593–601).*

Dass der ‚exzellente Musiker‘ als Lebensentwurf aufgegeben wird, ist dann, wie sich oben schon andeutet, eher ein schrittweiser Prozess, in dem sich verändernde Rahmenbedingungen und die sich verschiebende eigene Einstellung miteinander verschränken, als ein einmaliger Entscheidungsakt, auch wenn Herr Röseler Letzteres immer wieder zu suggerieren sucht.

Im Anschluss stellt Herr Röseler auf eine Lebensführung um, deren berufliches Profil und Freizeitprofil eine starke Ähnlichkeit mit der gemeinschaftszentrierten Lebensführung haben: Er wird Lehrer, engagiert sich in der Kirchengemeinde, spielt in einer Band und wird Amateur-Dokumentarfilmer. Die Interpretation der Berichte zu diesem Lebensabschnitt fördert allerdings eine starke Kontinuität in der zugrundeliegenden biographischen Orientierung des Berufsstolzes zutage. Nicht nur strebt Herr

---

<sup>25</sup> Auch Herr Nikolaidis‘ Berichte über das Ende seiner Universitätskarriere zeigen eine ganz ähnliche Dynamik. Der Konflikt mit dem Betreuer – der auch ein Konflikt über Anerkennung als ‚richtiger‘ Wissenschaftler ist – entfremdet ihn vom Umfeld, das er auf einmal als karrieristisch erlebt, sowie vom gesamten Wissenschaftsbetrieb als Lebensentwurf. Thomas Bernhard (1988) hat in „Der Untergeher“ dieses Phänomen literarisch prägnant geschildert. Der Protagonist und sein Freund können, obwohl sie herausragende Pianisten sind, dieser Fähigkeit und dem dazugehörigen Lebensentwurf nichts mehr abgewinnen, nachdem sie „Glenn Gould“ getroffen haben, der ein solches „Genie“ am Klavier ist, dass es ausgeschlossen scheint, besser zu werden. Ihr Streben verwandelt sich daraufhin in Hass gegen ihr Publikum, das Klavier, das Umfeld und gegen sich selbst, so dass der Freund sich schließlich aufhängt – aus „Rache“ vor dem Haus seiner Schwester. Das Verhängnis ist unumgänglich: Sobald ihrem Ehrgeiz eine klare Grenze gezogen wird, verwandeln sich die beiden unweigerlich in „Untergeher“. Glücklicherweise ist dagegen Glenn Gould, der beim Üben, also noch im Prozess der Verbesserung, an einem Schlaganfall stirbt.

Röseler in allen aufgezählten Tätigkeiten weiter nach Meisterschaft. Er macht Fortbildungen als ehrenamtlicher Seelsorger und als Mediator, wirbt Förderungen für Filmprojekte in Südostasien ein, weigert sich, Hochzeiten zu filmen, und spielt nur mit „*richtig guten*“ Musikern. In allen Bereichen strebt er dabei ein Verhältnis zu seinem ‚Publikum‘ an, wie er es auch schon zu seinen Zuhörer\*innen als Musiker gesucht hat, und baut keine wirklichen Gemeinschaftsbeziehungen zu Kolleg\*innen oder Bekannten auf.

Dabei bearbeitet er in den Berichten über diese Lebensbereiche immer eine Defiziterfahrung, die er schließlich symbolisch in der bereits zitierten Metapher der „*Richter-Skala*“ „*der Erleuchtung*“ (I05: 1232) auflöst, indem er die Aufgabe der Musikkarriere selbst als Entwicklungsschritt interpretiert, der ihn wieder vor anderen als besonders auszeichnet. Dass dies keine rückstandslose Auflösung des Konflikts ist, macht sich vor allem in der Interaktion mit den Interviewern immer wieder bemerkbar: Das Interview wird von zwei Interviewern geführt – doch obwohl die Fragen ausschließlich vom älteren der beiden gestellt werden, antwortet Herr Röseler fast nur dem jüngeren zugewandt, dem er dabei immer wieder Ratschläge dazu erteilt, wie „*das Leben*“ zu verstehen sei, und von dessen angenommenem jugendlichen Ehrgeiz er sich abgrenzt, so dass er unter Nutzung des jüngeren vor dem älteren Interviewer die eigene gewonnene ‚Lebensweisheit‘ immer wieder praktisch in Szene setzt.

---

### 4.3 Investive Statusarbeit

Im Kontrast zur gemeinschaftszentrierten Lebensführung und der Lebensführung des Berufsstolzes lässt sich der Realtypus der investiven Statusarbeit nun klarer konturieren. Es ist dabei wichtig, noch einmal die eingangs getroffene, selbst schon ein empirisches Resultat unserer Studie darstellende Unterscheidung zwischen den Praktiken der investiven Statusarbeit – wie sie auch die gemeinschaftszentrierte und die am Berufsstolz orientierte Lebensführung einsetzen – als investiver Statusarbeit im weiteren Sinne und investiver Statusarbeit im engeren Sinne als Orientierungsmuster der Lebensführung in Erinnerung zu rufen: Nur wo die investive Statusarbeit als übergreifender Orientierungsrahmen der Lebensführung der Subjekte rekonstruierbar ist, sprechen wir von ihr als einem Lebensführungsmodus.

Als solcher steht er nun als dritter hier behandelte Typus neben der gemeinschaftszentrierten und der am Berufsstolz ausgerichteten Lebensführung. Während das theoretische Modell in Kap. 2 unterstellt, dass mit der kulturellen Hegemonie investiver Statusarbeit die entsprechend orientierte Lebensführung in den Mittelschichten weit verbreitet sei, können wir davon nun nicht mehr ausgehen – auch wenn wir aus unserem Sample an Fällen keine Schlüsse auf die Häufigkeit des Vorkommens der drei Typen ziehen können. Doch es gibt keinen Grund anzunehmen, die empirisch herausgearbeiteten Konstellationen, aus denen Gemeinschaft oder Berufsstolz als dominante biographische Orientierungsmuster hervorgehen, seien unwahrscheinlicher als diejenigen Konstellationen, die investive Statusarbeit als biographische Orientierung hervorbringt. Wie sich zeigen wird, sind nämlich auch letztere durchaus voraussetzungsvoll.

In diesem Teilkapitel geht es also um die Frage, wie sich – eventuell abweichend vom Idealtypus des theoretischen Modells – investive Statusarbeit als empirisch vorfindlicher Realtypus darstellt: welche biographisch handlungsleitenden Vorstellungen vom erstrebenswerten Leben ihr zugrunde liegen und welche soziogenetischen Ursprünge sich rekonstruieren lassen.

Der folgenden Charakterisierung investiver Statusarbeit liegen vor allem sechs Fälle zugrunde:

- Herr Steiger, ein Handwerker, der im Laufe seines Lebens verschiedene Anläufe unternimmt, sich mit seiner Familie niederzulassen, dabei wiederholt migriert und zum jetzigen Zeitpunkt in einem Dorf in den neuen Bundesländern formal arbeitslos auf die unmittelbar bevorstehende Eröffnung seines eigenen Meisterbetriebs hinarbeitet;
- Frau Schröder, die als Arzthelferin durch Stellenwechsel und betriebsinterne Karriere in eine Verwaltungsposition gelangt;
- Frau Michels, die nach einer Ausbildung im Bereich Finanzen ebenfalls durch Stellenwechsel und betriebsinterne Karriere sowie, nach einem verfehlten Versuch der Selbstständigkeit im Bereich Einzelhandel, nun als Sachgebietsleiterin in einer größeren Firma arbeitet;
- Frau Brilla, der es nach einer Ausbildung über verschiedene, strategisch ausgewählte Weiterbildungen gelingt, zur leitenden Bürokräften zu werden;
- Herr Steinhauer, der nach erfolgreicher Ausbildung mit einem Studium und durch planvolle Stellenwechsel in die Position eines Werkleiters in der Industrie gelangt und von dort aus sein Fortkommen sondiert;

- sowie Herr Huber, der als angestellter und selbstständiger Handwerker Immobilien- und Anlagevermögen erworben hat.<sup>26</sup>

Die Darstellung (Tab. 4.3) nimmt als Ausgangspunkt zunächst die den Fällen gemeinsamen Merkmale der Berufsbiographie und fragt, wie sich ein Leben darstellt, das im Modus investiver Statusarbeit geführt wird – sowohl in Bezug auf die relative Gewichtung, Separierung und Verknüpfung verschiedener Lebensbereiche, als auch in Bezug auf den berufsbiographischen Verlauf. Dabei zeigt sich, dass die investiven Statusarbeiter\*innen die Erwerbsarbeit ins Zentrum ihrer Selbstpräsentation und ihres alltäglichen Lebens stellen und es schärfer von den anderen Lebensbereichen abgrenzen, als das bei den anderen beiden Typen der Fall ist. Der erwerbsbiographische Verlauf selbst weist – auch nach Rückschlägen – durchgängig eine Tendenz in Richtung eines höheren sozio-ökonomischen Status auf.<sup>27</sup> Das außerberufliche Sozialleben hingegen ist vor allem im Vergleich zur gemeinschaftszentrierten Lebensführung auffällig schwach ausgeprägt.

Zunächst wird die sinnhafte Gestalt dieser Lebensführung beschrieben, wobei besonders zwei Elemente herausgestellt werden: Erstens zeigt sich, dass die investive Statusarbeit stärker als die beiden anderen biographischen Orientierungen von der gelebten Erfahrung der Einzelkämpferin oder des Einzelkämpfers geprägt ist und sich die instrumentell-distanzierten Sozialbeziehungen, die diesen Typus im Beruf auszeichnen, auch auf andere Lebensbereiche erstrecken. Zweitens muss investive Statusarbeit dennoch, wie die Lebensführung des Berufsstolzes und die gemeinschaftszentrierte Lebensführung, als ein Streben nach Anerkennung verstanden werden. Aber das ‚Publikum‘ dieses Strebens lässt sich nicht an einer klar abgrenzbaren Gemeinschaft als Bezugsgruppe festmachen, sondern changiert zwischen dem Vergleich mit der Herkunftsfamilie, Vergleichshorizonten wie den ehemaligen Klassenkamerad\*innen aus Schulzeiten und einer eher abstrakten Idee von Leistungsgesellschaft insgesamt. Damit wird auch die Frage nach der Soziogenese aufgeworfen: Ein biographischer ‚Status-Schock‘ und die im

---

<sup>26</sup> Aus Gründen der Übersichtlichkeit werden nicht alle Fälle hinzugezogen, die wir der investiven Statusarbeit im engeren Sinne zuordnen. Wir beschränken uns auf die Darstellung derjenigen Fälle, an denen sich die typischen Aspekte dieses Lebensführungsmodus sowie charakteristische Varianten am klarsten herausstellen lassen. Auch in der Gesamtmenge der von uns befragten Vertreter\*innen der investiven Statusarbeit ist jedoch die demographische Zusammensetzung recht ähnlich wie in dieser Teilmenge.

<sup>27</sup> Der Verlauf lässt sich also mit einer mathematischen Funktion vergleichen, die zwar nicht stetig sein muss, bei der aber an jeden Punkt, an dem sie ableitbar ist, die Ableitung einen Wert  $> 0$  hat. Rückschläge sind also punktuelle Einschnitte, nach deren Ende wieder eine Aufwärtsbewegung einsetzt.



**Tab. 4.3** Fälle der investiven Statusarbeit im engeren Sinne. (Quelle: Eigene Darstellung)

Interview-nummer	I06	I21	I28	I29	I30	I37
Name	Herr Steiger	Frau Schröder	Frau Michels	Frau Briilla	Herr Steinhauer	Herr Huber
Beruf	Handwerker	Pflegeberuf	Buchhalterin	Leitende Angestellte	Werksleiter	Handwerker
Alter	40	45	55	60	45	40
Einkommen	1500–2500 €	1500–2500 €	3500–4500 €	Über 4500 €	Über 4500 €	Über 4500 €
Bildungsabschluss	Ausbildung	Ausbildung	Ausbildung	Ausbildung, Abitur	Hochschulstudium	Ausbildung

Zusammenhang damit gewählte Bewältigungsstrategie legen die Grundlage für die selbstzweckhafte Orientierung an sozio-ökonomischem Status und dessen grenzenloser Steigerung.

### 4.3.1 „Wie man weiterkommen kann“: Die Ausrichtung nach ‚oben‘

Nun geht es zunächst um die typische berufsbiographische Verlaufsgestalt investiver Statusarbeit. Die Eingangspassagen der biographischen Stegreiferzählungen von Herrn Huber und Herrn Steinhauer geben diese in besonders prägnanter Weise wieder.

Beginnen wir mit der biographischen Eingangserzählung von Herrn Huber:

1 Gut. (...) Geboren worden bin ich in / im Osten (.) Ostdeutschland //mhm// da bin ich auch groß  
 2 geworden (.) auch relativ glücklich (4) Ja. //mhm// Sodann kam (.) mhm die Wendezeit (.) und  
 3 dann ging das ganze Theater los //mhm// Ne, dann haben wir / dann kam quasi (.) ein/ einer  
 4 vom Westen (.) hat die Firma aufgekauft für eine Mark (.) hat die Firma übernommen (.) da  
 5 hab ich dann meine Ausbildung fertig gemacht (.) und (.) dann wurde relativ schlecht bezahlt  
 6 drüben in A-Bundesland oder halt generell im Osten, ist ja teilweise heute noch so //mhm// Und  
 7 da hatte ich dann irgendwann (.) die Nase voll (.) und hab mich deutschlandweit beworben (.)  
 8 und hatte ich glaub fünfzehn Bewerbungen geschrieben und fünfzehn Zusagen //mhm// und  
 9 dann bin ich in A-Stadt gelandet (...) als (Umgangssprachlich für A-Handwerk) ((lacht)) wie  
 10 man sagt, also A-Handwerk //Ja, Ja// Da hab ich dann eben bisschen was gemacht, Techniker  
 11 gemacht, Kundendienstler gemacht (.) Ja und dann hab ich geheiratet (.) zwei Kinder, Haus,  
 12 Hund //mhm// so richtig nach / wie 's sein soll //ja// Ne ((lacht)) (.) Ja bin relativ viel am Arbeiten,  
 13 eigentlich viel zu viel, nehm mir viel zu wenig Zeit für die Familie //mhm// weil ich halt immer  
 14 guck dass ringsrum alles stimmt ne (5) Ja (4) das ist eigentlich so was ich mache und wo ich  
 15 herkomme //mhm// (2) ja und ansonsten gibts nichts Einschneidendes, alles gesund, alles  
 16 munter, wie gesagt eigentlich immer nur / also fast nur ausschließlic an der Arbeit //mhm// bin  
 17 ich eigentlich immer außer heute //ja// Ja //ja// (Da?) ich überall die Fühler ausstrecke wo man  
 18 was machen kann //mhm// wo es mal was gibt //mhm// wie man weiterkommen kann (.) das ist  
 19 halt relativ wichtig, für mich jetzt. Ich denk halt immer ein bisschen weiter, einmal an die Kinder,  
 20 wenn die Kinder mal größer sind und erzählen mir dann "So Papa, ich will studieren gehen"  
 21 //ja// dass ich dann sagen kann "Gut, dann such dir die schönste Uni und wenn das WG-  
 22 Zimmer dann fünfhundert Euro kostet, dann kostet es halt 500 Euro" //mhm// So hab ich 's halt  
 23 ausgelegt ne //ja// dass ich für beide Kinder dann quasi nie Nein sagen muss (...) Ja (.) das ist  
 24 so der grobe Schnitt //mhm// (.) Ja. (I37: 31-57)

Wie die Vertreter\*innen der Lebensführung des Berufsstolzes – und anders als die der gemeinschaftszentrierten Lebensführung – berichten die Vertreter\*innen der investiven Statusarbeit in ihren Stegreiferzählungen kaum von Lebensbereichen außerhalb der Ausbildungs- und Erwerbslaufbahn.<sup>28</sup> Zwar erwähnt Herr

<sup>28</sup> Bei den Eingangserzählungen der anderen Vertreter\*innen des Typus ist die thematische Gewichtung mitunter weniger deutlich, allerdings werden auch hier Freizeit und

Huber seine Familie, allerdings in einer Form, die in ihrer Knappheit fast schon ironisch-schablonenhaft wirkt: „*geheiratet, zwei Kinder, Haus, Hund, so richtig nach/wie's sein soll*“ (13/14). Das Thema Familie wird auch gleich doppelt mit der Berufstätigkeit verschränkt: zum einen habe er wegen des Berufs nicht genug Zeit für die Familie (15/16), und zum anderen sei die Familie selbst auch ein Grund dafür, dass er so viel arbeite (22–28). Die Familie wird damit eher als Legitimation für die Berufstätigkeit eingeführt – und weniger als eine Relativierung von deren zentraler biographischer Bedeutung. Auch dadurch, dass die Frau noch nicht einmal als Person erwähnt, geschweige denn vorgestellt wird, wirkt diese Abschattung von Bereichen jenseits der Erwerbsarbeit in der Selbstpräsentation noch stärker als bei den Berufsstolzen. Freunde, Hobbies oder auch nur das Wohn- und Lebensumfeld werden erst gar nicht thematisiert.

Eine lokale Verankerung oder auch nur Präferenz für einen Wohnort ist nicht nur nicht zu erkennen, sondern wird von Herrn Huber in der Hervorhebung seiner scheinbar ‚wahllosen‘ Bewerbungen im ganzen Bundesgebiet offen dementiert. Diejenigen Vertreter\*innen der gemeinschaftszentrierten Lebensführung, die im Verlauf ihrer Berufsbiographie den Wohnort wechseln, wie zum Beispiel Frau Reuter, haben ja zumindest klare Präferenzen für den zukünftigen Wohnort artikuliert, denen sie zu folgen suchen. Nicht alle investiven Statusarbeiter\*innen im engeren Sinne äußern sich derart indifferent gegenüber Wohnortentscheidungen. Frau Schröder zum Beispiel zeigt sich ihrem Heimatort, in den sie schließlich auch zurückkehrt, durchaus emotional verbunden und erklärt, sie habe vor Heimweh geweint, als sie aus Karrieregründen wegziehen musste. Allerdings wird eben auch in ihrem Fall diese emotionale Verbundenheit im Zweifelsfall der Karriere untergeordnet, und auch ihre Rückkehr an den Heimatort wird mit wirtschaftlichen Erwägungen begründet: In der Großstadt hätten sie und ihr Mann sich schlicht keine ‚standesgemäße‘ Immobilie leisten können. In diesem Punkt bestätigt sich also, dass der berufliche Status das Zentrum der biographischen Selbstpräsentation und, wie in der Folge noch deutlicher werden wird, des zugrundeliegenden biographischen Orientierungsrahmens darstellt. Das bedeutet nicht unbedingt, dass andere positive Horizonte, wie zum Beispiel intrinsische Freude am Beruf oder soziale Anbindung, gar nicht handlungsleitend wirken. Allerdings werden diese eben im Konfliktfall dem Statusstreben untergeordnet.

Die Prominenz des Berufs gegenüber anderen Lebensbereichen dokumentiert sich nicht nur in der thematischen Gewichtung der knappen Eingangspassage,

---

Freund\*innen kaum erwähnt, die Berichte zu Lebensbereichen jenseits der Berufsarbeit beziehen sich überwiegend auf familiäre und persönliche Krisen vor dem Beginn der eigentlichen Berufsbiographie. Alle teilen aber, dass die Berufsarbeit das alles dominierende Element ihrer jetzigen biographischen Orientierung bildet.

sondern wird von Herrn Huber in der Konklusion auch reflexiv herausgestellt und gegenüber einem unterstellten gesellschaftlich geteilten Orientierungsschema in Bezug auf die ‚richtige‘ Ausbalancierung verschiedener Lebensbereiche abgegrenzt. Nach seiner Aussage ist er „*relativ viel am arbeiten*“, „*eigentlich viel zu viel*“ (15), ist „*fast nur ausschließlich an der Arbeit*“ (19/20). Was sich wie eine Klage liest, ist zumindest auch ein Kokettieren, das auf Anerkennung für ‚unvernünftige‘ Selbstquälerei zielt.

Im Vergleich zu den anderen beiden Typen stechen dabei zwei Aspekte hervor: Teilen die Vertreter\*innen dieses Typus mit denen der Berufsstolzlebensführung die Fokussierung des Selbstbilds und der Selbstdarstellung auf die Berufsarbeit, ähneln ihre Berichte denen der Vertreter\*innen der gemeinschaftszentrierten Lebensführung in der Hinsicht, dass der Inhalt dieser Tätigkeit fast keine Rolle spielt.<sup>29</sup> In der kurzen Eingangspassage aus Herrn Hubers Interview könnte die umgangssprachliche Adressierung des Berufs noch als eine Art liebevoller Identifikation gelesen werden; doch im restlichen Interview finden sich keine Anzeichen dafür, dass er sich mit dem Gehalt der Tätigkeit in irgendeiner Form identifiziert – jenseits dessen, dass er sichtlich stolz ist, immer auf dem neuesten Stand zu sein und, darauf wird zurückzukommen sein, auch ‚Studierten‘ oft durch sein Fachwissen überlegen ist, allerdings eher in dem Sinne, dass er ‚sich nichts sagen lassen muss‘. Auch die beiläufige Aufzählung seiner verschiedenen Tätigkeiten – „*bisschen was gemacht, Techniker gemacht, Kundendienstler gemacht*“ (12/13) – unterstreicht die Indifferenz gegenüber dem Gehalt der Tätigkeit.

Als treibende Kraft wird stattdessen das Einkommen selbst herausgestellt: Die Motivation für den ersten Stellenwechsel ist, dass die alte Position „*relativ schlecht bezahlt*“ (6/7) wurde, und auch dafür, dass er bis heute „*überall die Fühler ausstreckt*(t)“ (20/21) um zu sehen, „*wie man weiterkommen kann*“ (22), führt er als Motivation an, seine ökonomische Situation weiter zu verbessern, so

---

<sup>29</sup> Bei den Vertreter\*innen der gemeinschaftszentrierten Lebensführung mit der wichtigen, erwähnten Ausnahme derer, die im Beruf selbst ihre Gemeinschaftsorientierung verwirklichen können. Der symmetrisch inverse Fall, nach dem eine investive Statusarbeiterin ihre Orientierung auch in der Freizeit so umsetzen kann, dass die Erwerbsarbeit ein Stück weit relativiert wird, lässt sich zwar gedanklich konstruieren, wird aber von uns empirisch nicht gefunden, was vermutlich kein Zufall ist: Es steht zu vermuten, dass diese Lebensbereiche schlussendlich einfach in die Erwerbsbiographie integriert werden würden – wie bei Herrn Huber, der seine „Fühler“ ja auch nicht nur während der Arbeitszeit ausstrecken dürfte, bei dem das aber dennoch integraler Bestandteil der Berufsbiographie ist.

dass seine Kinder einmal auf die „*schönste Uni*“ (25) gehen könnten.<sup>30</sup> Selbstpräsentation und Orientierung sind also nicht so sehr auf einen Beruf, sondern eben viel eher auf das damit verbundene Einkommen fixiert.

Deutlich wird dies auch dort, wo Herr Huber andere berufliche Werdegänge als Gegenhorizonte hinzuzieht. So grenzt er sich vor allem von ‚unpraktischen‘ Studierten ab, die sich seiner Meinung nach – wie seine Schwester – „*blöd studiert*“ hätten. Als letzten Endes schlagendes Argument wird auch hier das Einkommen angeführt: Anders als seine Schwester kann er sich teure Sportwagen leisten; und eine Ebene der Generalisierung darüber konstatiert er, „*ein guter Handwerker verdien(e) auf jeden Fall so viel wie ein Arzt im Krankenhaus*“ (I37: 235/236), wobei der Arzt hier stellvertretend für gutverdienende Akademiker genannt sein dürfte.

Während die Wahl der Berufsausbildung selbst noch nicht erkennbar von diesem handlungsleitenden Motiv bestimmt ist, also auch auf Nachfragen zur Bildungsgeschichte keine Erzählungen oder Beschreibungen generiert werden, die darauf hindeuten würden, dass die Ausbildungswahl auf Abwägung von Karrierechancen im Sinne eines möglichen ökonomischen Aufstiegs zurückginge, beginnt doch spätestens bei der Station danach ein Weg, der an jeder Gabelung Zeugnis von einer sozioökonomisch nach oben zielenden Handlungsorientierung ablegt. Ist diese Verlaufsform der Karriere bei Herrn Huber in seiner knappen Darstellung in der zitierten Passage nicht unbedingt deutlich, ist sie in Herrn Steinhauers Eingangspassage der biographischen Stegreiferzählung expliziter:

---

<sup>30</sup> Im weiteren Verlauf des Interviews zeigt sich, dass diese letztgenannte Rationalisierung, deren Geltungscharakter wir ohnehin einklammern müssen, in hohem Grade austauschbar ist. Herr Huber bekundet an anderer Stelle zum Beispiel auch den Wunsch, früh in den Ruhestand zu gehen oder nach Kanada auszuwandern – womit das gegenüber diesen austauschbaren konkreten Zwecken als „qualitativ schrankenloses“ und deshalb immer weiter quantitativ vermehrbares Geldvermögen (Marx 1867, 93) den eigentlichen Zielhorizont der Handlungen markiert.

1 Ähm, hab damals eine Ausbildungsstelle bei A-Firma bekommen, in A-Stadt, als (.) A-  
 2 Mechaniker (...) hmm, konnte dann aufgrund meiner Leistungen, weil da bin ich dann bisschen  
 3 WACH geworden, und das hat auch eigentlich Spaß gemacht im Vergleich zur Schule und hab  
 4 dann/ also ich war ja/ schultechnisch war ich so, ja, gut, die Fachhochschulreife hab ich noch  
 5 so mit 2,3. ((Auslassung)) Ähm, AUSBILDUNG hat dann Spaß gemacht, hab dann verkürzen  
 6 können aufgrund meiner Leistungen, BIN landesbester A-Mechaniker A-Jahr ne? //mhm// Hat  
 7 also dann irgendwie DOCH funktioniert. (.) Ähm (...) Hab dann nach der Ausbildung gesagt,  
 8 ich brauche ein bisschen GELD, weil Geld war zu Hause immer noch nicht da, möchte aber  
 9 weitermachen, irgendwas muss danach noch kommen, ja? Weil A-Firma (.) netterweise dann  
 10 auch nur einen Platz am Fließband frei hatte. //mhm// Und so war ich dann ein Jahr arbeiten  
 11 in beiden Werken, sowohl am Fließband als auch in der Einzelfertigung, äh hab dann gesagt,  
 12 DAS kann es für dein Leben nicht gewesen sein, ich versuch mal Meistertechniker irgendwas.  
 13 Hab dann mit einem Studium begonnen an der Fachhochschule, habe gesagt, wenn das nicht  
 14 klappt, gut, dann machen wir was anderes, dann machen wir einen Meister oder sowas, aber  
 15 es HAT geklappt. Hab auch DORT dann mit relativ GUTEN Leistungen überzeugen können,  
 16 und ja, bin nach Regelstudienzeit, ähm nach Mindeststudienzeit, Mindeststudien/ wie heißt  
 17 das? Ist auch egal. Ähm bin ich dann einer der letzten Jahrgänge geworden Diplomingenieur,  
 18 Fachhochschule. War ich A-Ingenieur, und (.) ja, das war der GRUNDstock im Prinzip für die  
 19 Karriere. //mhm// Ja, möchte ich schon auch mit einem gewissen Stolz behaupten, dass ich da  
 20 eine Karriere gemacht habe. //mhm// ja? Ähm, jetzt inzwischen, über die Jahre hab ich mich  
 21 durch verschiedene Firmen durchgearbeitet als Ingenieur und bin jetzt eben halt hier  
 22 Werkleiter für die deutschen Standorte unseres Unternehmens. //mhm// Jo (.) das so zu  
 23 meinem Lebenslauf. Hab dann jemanden geheiratet, //mhm// bin jetzt seit dreizehn Jahren  
 24 verheiratet, habe eine Tochter (4), Eigentumswohnung (...), ja, das ist es so. Ja. Stand heute.  
 25 (130: 41-68)

Wie schon die Vertreter\*innen der Lebensführung des Berufsstolzes, so bezeichnet auch Herr Steinhauer den Augenblick, ab dem seine heutige Orientierung sich klar abzeichnet, als einen Moment, ab dem er „*wach*“ (3) wurde. Schärfer als die Vertreter\*innen der gemeinschaftszentrierten Lebensführung grenzen sowohl die Berufsstolzen als auch die investiven Statusarbeiter\*innen ihre Berufs- beziehungsweise Erwerbskarriere von einer Phase ab, die wir als Jugendmoratorium der Statusarbeit auch im Idealtypus angenommen hatten. Nach dem Abschluss der Ausbildung, in der er seine „*relativ guten Leistungen*“ (18) zum ersten Mal anerkannt sieht und die er deswegen verkürzen kann, wägt Herr Steinhauer seine Aufstiegsoptionen ab und entscheidet sich, mit dem ‚Plan-B‘ einer Meisterausbildung, für ein Hochschulstudium. Dabei wirkt es zwar zunächst, als sei dies nur die Reaktion auf eine schwierige Situation, nämlich darauf, dass er sonst „*nur einen Platz am Fließband*“ (11/12) bekommen hätte. Allerdings zeigt die Auswertung des restlichen Interviews, dass es sich dabei um eine ‚schiefe‘ Darstellung handelt: Im Verlauf entscheidet er sich zuerst für das Studium und bekommt dann, nachdem er seiner Firma mitgeteilt hat, dass er im Vorfeld des Studiums ein wenig Geld verdienen wolle, aber nicht beabsichtige, länger als ein Jahr zu bleiben, einen Platz am Fließband zugeteilt.

Dass dieses Studium, das er, wohl auch weil es für ihn keine Phase der biographischen Orientierungssuche mehr darstellt, schneller als seine Kommiliton\*innen

abschließen kann, für ihn vor allem eine Investition in sozioökonomischen Aufstieg darstellt, dokumentiert sich in seiner Darstellung an mehreren Aspekten. Zunächst ist es nicht, wie bei den drei besprochenen Fällen der Lebensführung des Berufsstolzes, ein alternativloser oder zumindest über seinen inhaltlichen Gehalt bestimmter Weg; sondern es ging darum, dass „*danach noch (irgendwas) kommen musste*“ (10/11) – wofür eben auch eine Meisterausbildung in Frage gekommen wäre. Weiterhin hebt er besonders hervor, wie schnell – und damit effizient – dieser Schritt ‚erledigt‘ wird. Schlussendlich zeigt sich der investive Charakter des Studiums in der reflektierenden Rückwendung auch darin, dass Herr Steinhauer es selbst mit dem ökonomisch-zweckrationalen Terminus „*Grundstock*“ (21/22) als ‚Ausgangskapital‘ für seine Karriere qualifiziert.

Im weiteren Verlauf, den Herr Steinhauer hier wie in der Folge bezeichnerweise relativ knapp und nur vom Ergebnis her umreißt, hat er sich „*durch verschiedene Firmen durchgearbeitet*“ (24/25). Die Erzählung dokumentiert dabei in Deutung und Verhalten keine Form der Firmenloyalität oder zumindest Suche nach beruflicher Stabilität, wie wir sie bei den Vertreter\*innen der gemeinschaftszentrierten Lebensführung gefunden haben. So hat Frau Reuter ja hervorgehoben, wie sie an ihrem neuen Arbeits- und Wohnort „*mit offenen Armen*“ empfangen wird, und dass sie sich seitdem und deswegen dort wohlfühle; und Herr Schulz betont dankbar, dass an seiner Schule speziell für ihn eine Stelle eingerichtet worden ist. Demgegenüber zeigen die Vertreter\*innen der investiven Statusarbeit ein instrumentelles Verständnis von Arbeitsplätzen als Mittel, um voran- und idealerweise eben auch schnellstmöglich über sie hinauszukommen.

Auffällig ist dabei, dass bei Herrn Steinhauer ebenso wie bei Herrn Huber kein erkennbares Interesse am Inhalt der Tätigkeit besteht – anders als bei einer am Berufsstolz orientierten Lebensführung. Entscheidend ist vielmehr, dass er „*Werksleiter für die deutschen Standorte des Unternehmens*“ (25/26), also, mit anderen Worten, beruflich auf dem ‚Weg nach oben‘ ist. Das bedeutet selbstverständlich nicht, dass die Erwerbstätigkeit überhaupt nicht mit intrinsischer Motivation jenseits des Erwerbsstrebens verbunden ist. Frau Schröder erklärt zum Beispiel, dass sie immer viel Freude daran gehabt hätte, als Arzthelferin in „*Patientenkontakt*“ (I21: 1239) zu kommen. Als mögliche Aufstiegsoptionen damit aber in Konflikt geraten, ordnet sie diese Motivation dem Streben nach besseren Erwerbchancen eindeutig unter und zeigt so, dass auch im Falle der intrinsischen Motivation gilt, was wir oben für konfligierende Orientierungen schon einmal festgehalten haben: dass sie, wenn möglich, gerne ‚mitgenommen‘, aber im Falle eines Konflikts mit einer Verbesserung des ökonomischen Status hintangestellt

wird – anders als zum Beispiel bei Herrn Schulz, der seine intrinsische Motivation zur Tätigkeit des Hauptschullehrers als Grund heranzieht, sich nicht zum Schulleiter befördern zu lassen.

Auch da Herr Steinhauer in der reflektierenden Rückwendung Stolz auf diese „*Karriere*“ äußert, die er zweimal so benennt (22/23), stellt sich natürlich die Frage, ob hier nicht eventuell im Nachhinein zumindest deutend begründet wird, was sich im Verlauf viel weniger eindeutig dargestellt hat. Erklären Herr Steinhauer und die anderen erfolgreichen investiven Statusarbeiter\*innen eventuell erst im Nachhinein als stetige Orientierung nach oben, was als Karriere viel kontingenter zustande gekommen ist? Dagegen spricht, dass auch die Interpretation weiterer Passagen aus den Interviews mit den Vertreter\*innen dieses Typus nirgendwo Anzeichen für andere, an diesen ‚Weggabelungen‘ wirksame berufsbiographische Orientierungen zutage fördert. Als dominierendes Element des positiven Horizonts des berufsbiographischen Orientierungsrahmens dokumentiert sich vielmehr immer wieder der ökonomische Aufstieg als Möglichkeit, ‚mehr‘ zu erreichen.

Um diesen Punkt weiter zu illustrieren, gehen wir nun noch kurz auf den Fall von Herrn Steiger ein, dessen etwas wechsellvollere Berufsbiographie zudem beleuchten hilft, dass die ‚Tendenz nach oben‘ nicht nur für kontinuierlich auf einen verbesserten sozioökonomischen Status zulaufende Karrieren gilt, sondern sich durchaus auch in der Bewältigung von Rückschlägen dokumentieren kann. Herr Steiger ist Handwerker und hat sich nach seiner Ausbildung und einer Zeit bei der Bundeswehr auf Tätigkeiten beim Bau besonderer Häuser spezialisiert, so dass seine Karriere immer wieder von den Ausschlägen des Immobilienmarktes ‚aus der Bahn‘ geworfen wird. Er selbst spricht von einer „*Schiene*“ (I06: 210–211), in die er so geraten sei, und deutet damit an, dass diese Spezialisierung seine weiteren berufsbiographischen Entscheidungen stark vorstrukturiert hat. Diesen Rückschlägen begegnet er jedoch nicht nur mit Bemühungen um Status-Konsolidierung – im scharfen Kontrast zum Beispiel zu Herrn Lohse, den wir ja als Vertreter der gemeinschaftszentrierten Lebensführung vorgestellt haben, der in vergleichbaren Situationen eben vor allem – vergeblich – versucht, vor Ort seinen Status zu konsolidieren. Sondern Herr Steiger nimmt immer wieder Anläufe, eine dauerhaft bessere Position zu erreichen, wofür er mehrfach den Wohnort wechselt und sogar für einige Jahre auswandert. Auch in Phasen relativer Stabilität richtet sich Herr Steiger allerdings nicht einfach ein, sondern unternimmt von dort aus Versuche, ‚voranzukommen‘: Während einer festen und gutbezahlten Anstellung in einem größeren Betrieb nutzt er die Zeit, um sich zum Meister auszubilden und Zusatzqualifikationen in Betriebsführung zu erwerben, die er schließlich einsetzt, um seine enge Spezialisierung hinter sich zu lassen und



sich in einem anderen Teil Deutschlands in einer ländlichen Region erst als Partner in einem Start-Up-Unternehmen und nach dessen Scheitern als selbstständiger Meister niederzulassen.<sup>31</sup> An allen Punkten seines berufsbiographischen Verlaufs zeigt sich also, dass Herr Steiger seine Handlungen strategisch so ausrichtet, dass es von dort aus ökonomisch ‚weiter nach oben‘ geht.

Neben dieser durchgängigen Tendenz in Richtung einer Verbesserung des sozioökonomischen Status gibt es noch einige weitere Auffälligkeiten des Realtypus des investiven Statusarbeiters, die bereits in den zitierten Eingangserzählungen aufscheinen und hier festgehalten werden sollen. Zunächst ist da die marginale Bedeutung von Lebensbereichen jenseits der Erwerbsarbeit – zumindest in der Selbstpräsentation im Interview – zu nennen. Besonders im Vergleich zu den Vertreter\*innen der gemeinschaftszentrierten Lebensführung fällt auf, dass Freund\*innen und Bekannte kaum erwähnt werden und die eigene Familie eher als etwas eingeführt wird, das man ‚hat‘ – auffälligerweise in beiden angeführten Fällen in einem Atemzug mit Immobilienbesitz, so dass sich der Verdacht aufdrängt, dass diese beiden, Familie und Immobilien, zusammen ein Bild ergeben, in dem sich das Statusstreben verdichtet. Was die fehlende Gemeinschaftsbindung anbelangt, übertreffen die investiven Statusarbeiter\*innen damit sogar die Berufsstolzen, die zumindest andere von ihnen als kompetent erachtete Angehörige ihres Berufs, besondere Freunde und die eigene Kleinfamilie als wichtige Bezugspersonen thematisieren.

Im Vergleich zu den am Berufsstolz Orientierten sticht weiterhin ins Auge, dass der Inhalt der Berufstätigkeit, trotz deren zentraler Bedeutung für die Lebensführung, blass bleibt. Stolz ist man auf die Karriere, auf eine dem zugrundeliegende, nicht näher spezifizierte Leistung und darauf, für das eigene ‚Vorankommen‘ kluge Entscheidungen getroffen zu haben,<sup>32</sup> nicht aber auf das, was man praktisch im Beruf tut. Schlussendlich fällt bei den investiven Statusarbeiter\*innen auf, dass ihr Modus der Lebensführung von ihnen selbst als äußerst

---

<sup>31</sup> Dieser letzte Übergang ist in Bezug auf das damit verbundene Einkommen nicht eindeutig einzuordnen. Zumindest nimmt Herr Steiger vorübergehende Einbußen in Kauf – wobei aber auch die geringeren Lebenshaltungskosten in der neuen Region berücksichtigt werden müssten – und führt auch das Motiv, endlich irgendwo ‚anzukommen‘, als Begründung an. Allerdings ist der Umzug nicht nur mit ökonomischer Selbstständigkeit und Aufstiegschancen verbunden, sondern geht auch mit dem Erwerb eines Eigenheims einher, so dass wir insgesamt auch bei diesem Schritt von einer Arbeit an Statusverbesserung sprechen würden.

<sup>32</sup> Man denkt, wie Herr Huber, ‚halt weiter‘.

anstrengend beschrieben wird.<sup>33</sup> Herr Huber thematisiert bereits, dass er „*eigentlich viel zu viel*“ „*am Arbeiten*“ sei; aber auch Herr Steinhauer berichtet zu einem späteren Moment im Interview, dass er nach der Arbeit „*in ein Loch*“ (I30: 1615) falle und eigentlich nur noch schlafen könne.

### 4.3.2 „...nie etwas geschenkt gekriegt, alles selbst erwirtschaftet“: Investive Statusarbeit als Einzelkampf

Um sich der inneren Logik investiver Statusarbeit als Modus der Lebensführung weiter zu nähern, lohnt es sich, Herr Steinhauers oben bereits erwähnte ‚schiefe‘ Darstellung seiner Entscheidung für das Studium noch einmal genauer zu betrachten:

- 1 *Hab dann nach der Ausbildung gesagt, ich brauche ein bisschen GELD, weil Geld war zu*
- 2 *Hause immer noch nicht da, möchte aber weitermachen, irgendwas muss danach noch*
- 3 *kommen, ja? Weil A-Firma (.) netterweise dann auch nur einen Platz am Fließband frei hatte.*
- 4 *//mhm// Und so war ich dann ein Jahr arbeiten in beiden Werken, sowohl am Fließband als*
- 5 *auch in der Einzelfertigung, äh hab dann gesagt, DAS kann es für dein Leben nicht gewesen*
- 6 *sein (I30: 50-55)*

Offensichtlich sieht Herr Steinhauer einen legitimen Anspruch seinerseits dadurch verletzt, dass er als „*landesbester A-Mechaniker*“ nur einen Job am Fließband bekommen hat, und stellt seine Entscheidung für das Studium und gegen die Arbeit im Ausbildungsbetrieb so als ‚Retourkutsche‘ dar. Durch die ironische Qualifikation des Angebots der Firma als „*netterweise*“ (3) wird markiert, dass er die Enttäuschung seiner Erwartung nicht nur als ‚schwierige Situation‘, sondern eben als ‚Unverschämtheit‘ von Seiten des Unternehmens verstanden wissen will. In diesem Sinne wird die Entscheidung für das Studium und damit für eine Karriere außerhalb des Unternehmens gewissermaßen zur ‚Notwehr‘ – ein Motiv, das bei den Ausbildungsstellen- und Arbeitsplatzwechsellern der Berufsstolzen und der Gemeinschaftszentrierten so nicht aufgetaucht ist, das sich aber durch alle Interviews der investiven Statusarbeiter\*innen zieht. Auch Herr Huber hatte ja seinen Ausbildungsbetrieb, den er wegen der „*relativ schlecht(en)*“ Bezahlung verlassen hatte, dadurch eingeführt, dass ihn „*einer vom Westen*“ „*für eine Mark*“

<sup>33</sup> Auch Frau Michels, die in der Eingangspassage ihrer biographischen Stegreiferzählung anmerkt, sie sei „entspannter denn je“, erläutert das direkt damit, dass sie inzwischen nichts mehr „umhauen“ könne, beschreibt damit also weniger ein Leben mit geringerer Anstrengung als vorher, sondern vielmehr ihre hohe Belastbarkeit, die sie sich im Lauf der Zeit angeeignet hat.

und damit unter Wert gekauft hat,<sup>34</sup> und inszeniert um seine eigenen biographischen Entscheidungen herum damit ein Stück, in dem andere Akteure sich zu Unrecht etwas ‚ergaunern‘.

In diesem Sinne bekommt der Stolz auf die Karriere, den Herr Steinhauer bereits in der Eingangspassage seiner biographischen Stegreiferzählung thematisiert, in den Erzählungen der investiven Statusarbeiter\*innen einen besonderen Klang. Wie Herr Huber es – im Zusammenhang mit seinem Anlagevermögen – formuliert: Man hat *„nie etwas geschenkt gekriegt, alles selbst erwirtschaftet“* (I37: 596). Das heißt, man rechnet sich seine Karriere nicht nur als eigene Leistung zu, wie es ja auch die Vertreter\*innen der Berufsstolzlebensführung tun, sondern musste sie einer Umwelt abringen, die in einem kühl-distanzierten Ton beschrieben und immer wieder als feindlich dargestellt wird. Anders als die Berufsstolzen erwähnen investive Statusarbeiter\*innen zum Beispiel keine frühen Autoritäten oder interessanten Freundeskreise, die ihr berufsbiographisches Streben angeleitet oder spezifiziert hätten. Diese Darstellung der Umwelt als feindlich erfüllt zwei Funktionen. Sie wertet zum einen das Erreichte auf, indem sie die eigene Leistung durch die schwierigen Umstände besonders herausstellt; und sie legitimiert zugleich das Karrierestreben, da man sich gegen potentielle Übervorteilungen durch das Umfeld präventiv zur Wehr setzen muss, indem man ‚auf seinen eigenen Vorteil schaut‘.

Das deutet sich bereits in Herrn Steinhauers Eingangspassage an, der ja auch die – von ihm so dargestellte – Loyalitätsverletzung durch sein Ausbildungsunternehmen zum Ausgangspunkt seiner Karriere macht, in deren Verlauf er sich durch verschiedene Firmen *„durchgearbeitet“* hat, also selbst auch keine ‚Firmenloyalität‘ zeigt. Es setzt sich aber im weiteren Verlauf des Interviews und auch in den Berichten über andere Lebensbereiche fort, etwa wenn er beklagt, dass er sich von seinen Schwiegereltern beim geplanten gemeinsamen Hauskauf *„verraten“* gefühlt, als *„Doofmann“* hingestellt und deswegen gezwungen fand, seine Schwiegereltern zum Verkauf einer Wohnung an ihn per Ultimatum zu zwingen (I30: 1466–1476). Diese Anekdote zeigt einerseits, dass Herr Steinhauer als investiver Statusarbeiter ein Orientierungsschema anerkennt, nach dem das offene Durchsetzen ökonomischer Interessen in der Sphäre jenseits der Erwerbsarbeit durchaus problematisch und deswegen eben legitimationsbedürftig ist. Andererseits dokumentiert sich aber auch, dass sich die handlungsleitende

---

<sup>34</sup> Interessanterweise ist auch diese Darstellung zeitlich insofern schief, als Herr Huber seine Ausbildung erst nach diesem Kaufvorgang beginnt. Ganz ähnlich wie bei Herrn Steinhauers Bericht über den *„Platz am Fließband“* scheint es also, als sei diese Information nicht aufgeführt, weil sie im biographischen Handlungsverlauf eine strukturierende Wirkung hatte, sondern weil sie den Arbeitgeber normativ in ein bestimmtes Licht rückt.

Orientierung des ‚auf den eigenen Vorteil Schauens‘ im Zweifelsfall über diese Norm hinwegsetzt.<sup>35</sup>

Deutlicher wird dies vielleicht noch bei Herrn Huber, der zwar in der Eingangspassage seinen Firmenwechsel hin zu einem besser bezahlenden Arbeitgeber nicht mit dem Verhalten seines bisherigen Arbeitgebers begründet, der ihn aber auch als normativ disqualifiziert einführt. In der Fortsetzung des Interviews berichtet er dann etwa, dass sein Streben nach Weiterqualifizierung auch darauf zurückzuführen ist, dass sein damaliger Vorgesetzter begonnen habe, die Löhne zu drücken und ihn als austauschbar zu behandeln, obwohl er von seiner Verantwortung her damals schon nicht „*irgendein Pappenheimer*“ gewesen sei (I37: 1012).

Das in seinem Fall für die Illustration der Doppelfunktion der feindlichen Umwelt allerdings prägnanteste Bild entwirft er, als er von der Trennung von seiner ersten Frau berichtet. Diese habe den Umstand, dass er nicht im Grundbuch des gemeinsamen Hauses gestanden habe, dazu ausgenutzt, ihn nach der Trennung schlicht auszusperrern, während er danach noch jahrelang die Bauschulden abbezahlen musste:

1 „das Haus hab ich bezahlt //mhm// das ist halt so ne. Er hat gesagt "Mach das nicht, macht  
2 nichts bevor du nicht im Grundbuch stehst". Und ich hab gesagt "Ach Vater, erzähl nicht so  
3 einen Scheiß, das machen wir, wenn wir verheiratet sind, wir bauen jetzt gerade, wir bauen  
4 erstmal [Auslassung] Und wie war es gewesen? Das Haus war fertig, mein Vater hatte Recht,  
5 ich stand nicht im Grundbuch, und irgendwann bin ich heimgekommen und dann hat der  
6 Schlüssel nicht mehr gepasst. (.) Und dann hab ich gedacht "Jaaa" //mhm// (...) Ja. (.) und  
7 dann war die Situation, dann stand ich vor dem Haus (.) und hab überlegt (.) "Zünde ich das  
8 jetzt an (.) oder nicht?" Und dann habe ich meinen Vater angerufen, sag ich "Vater //lacht// (...)  
9 der Schlüssel passt nicht mehr." Und dann hat er ganz ruhig gesagt: "Das ist nicht schlimm,  
10 du bist SO fleißig, ich komm jetzt hoch, du machst jetzt gar nichts (.) ich hole dich ab, dann  
11 gehen wir ein Bier trinken. (.) In vier fünf Jahren ist die Sache vergessen, dann hast du alles  
12 wieder rausgearbeitet, du bist so fleißig, du fällst immer wieder auf die Füße." (I37: 287-300)

In dieser Passage deutet sich schon an, wie Herr Huber diese Episode im weiteren Verlauf des Interviews selbst deuten wird. Seine Frau habe ihn durch die ‚Aussperrung‘ einerseits gezwungen, sehr viel zu sparen und zu arbeiten, und wird damit zu einer wichtigen Initiatorin seines ausgeprägten Erwerbsstrebens – nach einer an das unproblematische Jugendmatorium der Statusarbeit anschließenden

---

<sup>35</sup> Die Frage, wann und wie weit man bereit ist, auch im sozialen Nahumfeld jenseits der Erwerbssphäre ökonomische Interessen offen durchzusetzen, stellt sich sicherlich Vertreter\*innen aller Lebensführungsmodi. Es ist aber auffällig, dass vergleichbare Anekdoten in der biographischen Selbstpräsentation der beiden anderen Typen nicht auftauchen, dass sie also, auch wenn sie ähnlich häufig vorkommen sollten, zumindest stärker tabuisiert sind.

Phase des jugendlichen Hedonismus, in der er „alles für Autos, Weiber, Suff, Scheiße“ (I37: 1019) ausgegeben habe, und einer in Bezug auf Statusstreben unklaren Phase der beruflichen Konsolidierung gegen die ‚Lohndrückerei‘ des Vorgesetzten. Zugleich markiert diese Episode in der biographischen Selbstpräsentation aber auch den Übergang von einer Phase, in der er den Menschen einfach vertraut und wenig Wert auf Formalitäten gelegt habe, hin zu seiner abgeklärten heutigen Perspektive, in der er immer darauf bestehe, dass alles formal seine Richtigkeit habe, um sich abzusichern und zu den Menschen auch in seinem unmittelbaren sozialen Umfeld<sup>36</sup> ein vorsichtig-distanziertes Verhältnis einzunehmen.

Dieses distanzierte Verhältnis zum unmittelbaren sozialen Umfeld zeigt sich auch in Frau Michels Erzählung ihres Wegs zur „Führungskraft“. An ihrer biographischen Selbstpräsentation ist zunächst aufgefallen, dass, obwohl ihre berufliche Karriere und ihr Stolz auf diese sie zu einer typischen investiven Statusarbeiterin zu prädestinieren scheint, sie persönliche Krisen und Beziehungen vor allem zu ihren drei Ehemännern in einer Weise ins Zentrum rückt, die intuitiv der Zuordnung zu diesem Typus zu widersprechen scheint. Die eingehendere Interpretation des Interviews fördert dann zwei Gründe für diese zentrale Stellung außerberuflicher Krisen zu Tage. Zum einen durchlebt Frau Michels in der Tat im Vergleich zu den meisten anderen Befragten aller Typen eine Reihe von schweren biographischen Krisen: eine eigene frühe Krebserkrankung in ihren 30ern, eine schwere Herzerkrankung ihres dritten Mannes, dazu noch frühe Erfahrungen sexuellen Missbrauchs durch ihren Stiefvater. Dies alles dürfte ihre erlebte Erfahrung auch unabhängig von ihrer berufsbiographischen Orientierung entscheidend geprägt haben. Zum anderen aber, und das ist für die Interpretation in Bezug auf ihren Lebensführungsmodus entscheidend, integriert Frau Michels diese Krisen in ihre biographische Selbstpräsentation vor allem als Begründungszusammenhang für die eigene Statusorientierung, in der die Selbstpräsentation als erfolgreiche „Führungskraft“ im Zentrum steht. Die Krisen waren aus ihrer Sicht vor allem deswegen wichtig, weil sie an ihnen so weit ‚gereift‘ – im Sinne von ‚abgehärtet‘ – ist,<sup>37</sup> dass sie vor allem in ihrem beruflichen Umfeld in der Finanzverwaltung eines größeren Unternehmens von allen als Autorität wahrgenommen würde.

---

<sup>36</sup> So bezeichnet er auch seine aktuelle Ehe am Ende des Interviews schließlich als Fehler, da er im Falle einer Scheidung damit rechne, wieder viel von dem, was er sich doch so mühevoll erarbeitet habe, abgeben zu müssen.

<sup>37</sup> Sie selbst spricht bereits in ihrer Eingangspassage davon, dass sie nichts mehr „umhauen“ könne.

Dabei praktiziert sie einerseits in den Schilderungen der Sozialbeziehungen am Arbeitsplatz fast schon eine Form der ‚Statuskoketterie‘, indem sie, bei deutlich sichtbarem Stolz auf das Erreichte, immer wieder hervorkehrt, dass sie sich um Aufstiege nicht bemüht habe, sondern ihr diese vielmehr von anderen, auch gegen ihren eigentlichen Willen, angetragen werden, so dass sich hier nicht unbedingt der Eindruck einer ‚feindlichen Umwelt‘ aufdrängt. Allerdings lehnt sie keine dieser Beförderungen ab, und die Rekonstruktion legt überdies nahe, dass ihre Zurückhaltung selbst eher eine strategische Selbstpräsentation ist, die es ihr auch erlaubt haben dürfte, innerhalb der Verwaltung Karriereambitionen zu verfolgen, ohne übermäßig ‚anzuecken‘. Ihre Legitimation als Führungskraft beruht, wie bereits angedeutet, zentral auf ihrer ‚Autorität‘ gegenüber den anderen Beschäftigten, die ihr, so ihre Darstellung, die Führung geradezu ‚aufdrängen‘. Auf die abschließende Frage nach ihrer Selbstzuordnung zu einer gesellschaftlichen Schicht oder Gruppe erläutert sie dann auch treffenderweise: *„mental, alles was die Psyche betrifft, bin ich GANZ oben. //@(. )@// Bin ich/ also da FÜHL ich mich in der Oberschicht“* (I28: 1588).

In den Erzählungen zum sozialen Nahumfeld allerdings äußert sich die angesprochene distanzierte – oder besser instrumentelle – Haltung sehr viel deutlicher. Nicht nur gegenüber dem Stiefvater, gegenüber dem sie, wie sie selbst sagt, später ihre *„böse Seite“* (I28: 476) herauslässt, indem sie für den eigenen materiellen Vorteil und das berufliche Vorankommen sein schlechtes Gewissen ausnutzt. Auch ihren ersten Ehemann bezeichnet sie in der Rückschau als *„Lusche“* (I28: 488), den sie für einen bestimmten biographischen Abschnitt eben gebraucht habe und dessen mangelnde ‚Reife‘ sie aufschlussreicherweise daran veranschaulicht, dass dieser weiterhin ein vertrauensvolles Verhältnis zu ihrer Mutter pflege. Ihren zweiten Ehemann bezeichnet sie als *„Workaholic“*, der ihr im Nachhinein – nach einem gescheiterten gemeinsamen Versuch der beruflichen Selbstständigkeit – nur noch *„leid“* tue (I28: 330–334). Auch die Nachbar\*innen, ihr Sohn und ihr dritter und jetziger Mann werden eher im Ton der therapeutischen Zuwendung beschrieben und damit in eine ähnliche Position gerückt wie ihre Kolleg\*innen, gegenüber denen sie sich gerade durch ihre *„mental(e)“* Überlegenheit als Führungspersönlichkeit auszeichnet.

Auffällig bei allen Vertreter\*innen der investiven Statusarbeit im engeren Sinne ist, dass die instrumentelle Logik, die ihre berufsbiographische Orientierung auszeichnet, sich auch in den anderen Lebensbereichen offener zeigt, als das bei den Vertreter\*innen der anderen Typen der Fall ist. Wichtig für das Verständnis dieses Aspekts der gelebten Erfahrung der investiven Statusarbeiter\*innen ist zunächst nicht, inwiefern die beschriebenen Krisen oder die erfahrene Qualität sozialer Beziehungen tatsächlich soziogenetisch ursächlich für die Herausbildung

der berufsbiographischen Orientierung sind. Die Beispiele aus Herrn Hubers und Herrn Steinhauers Eingangspassagen waren ja gerade aufschlussreich, weil sich in der retrospektiven Umdeutung des gelebten Lebens dokumentiert, inwiefern die Orientierung die Präsentation der gelebten Erfahrung auch im Nachhinein mitkonstituiert und sich damit auch vom faktischen Lebensverlauf abheben lässt. Für die Vertreter\*innen der investiven Statusarbeit lässt sich auch unabhängig davon festhalten, dass sie alle als Element der gelebten Erfahrung teilen, dass sie sich als ‚Einzelkämpfer‘ verstehen, die ihren Weg im Wesentlichen allein und gegen andere gehen müssen – im Beruf und darüber hinaus und unabhängig davon, wie schlüssig sie diese Form des Erlebens selbst rationalisierend in ihrem Lebenslauf verankern können.

Auch in den Interviews mit den anderen Vertreter\*innen der investiven Statusarbeit dokumentiert sich, dass die ‚feindliche Umwelt‘, zu der man also ein instrumentelles Verhältnis einnehmen muss, sich auch jenseits der Sphäre der Erwerbsarbeit erstreckt – wenn auch auf den ersten Blick weniger offensichtlich, da diese Bereiche allgemein kaum angesprochen werden. Gänzlich abwesend sind die „schöne(n) Truppe(n)“ der selbstverständlichen Freundes- und Bekanntenkreise, die für die gemeinschaftszentrierte Lebensführung so entscheidend sind, aber auch die ‚besonderen Freunde‘ fehlen, die das Sozialleben der am Berufsstolz Orientierten bestimmen. Das strukturiert auch die Freizeitgestaltung. So antwortet Frau Schröder auf die Frage nach Freizeitaktivitäten:

- 1 Ich HABE kaum Freizeit, da ich ja/ Ne? //mhm// Wenn ich äh wie gesagt/ Bevor ich zur Arbeit
- 2 fahr, sind die Kinder da. Denn wird noch eben schnell irgendwie Hausarbeit erledigt, bevor ich
- 3 los fahr. Denn/ Ne? De/ Äh? (...) Ich könnte mit dem Auto zur Arbeit fahren nach C-Stadt. Denn
- 4 hätte ich pro Tag ne halbe Stunde gespart. Bis dreiviertel Stunde. Und diese Zeit, die gönn ich
- 5 mir dann aber, dass ich mit dem Fahrrad zum A-Stadter Bahnhof fahr. Das sind sieben
- 6 Kilometer. //mhm// Und die fahr ich denn halt mitm Fahrrad hin, fahr dann mitm Zug. Das ist
- 7 total entspannt. Kein/ (.) Total schön. Und das Stück da in/ von C-Stadt kann ich dann laufen.
- 8 (.) Das ist nicht weit. Das sind zehn Minuten. (.) Und das gleiche denn zurück. ((Auslassung))
- 9 Und so ist das denn meine Freizeit, dass ich sage, ich gönn mir das, ich fahr mit dem Fahrrad
- 10 denn //mhm// bei Wind und Wetter denn da los. (I21: 1523-1537)

Wie alle Vertreter\*innen dieses Typus betont sie, dass sie kaum Freizeit habe. Doch darüber hinaus sticht etwas Zweites ins Auge, das ebenfalls alle teilen: Die Freizeitaktivität, die sie anführt, ist etwas, das sie allein tut. Herr Huber geht vor allem mit dem Hund spazieren oder in die eigene Sauna, Herr Steinhauer spielt Computerspiele oder ‚fällt in ein Loch‘ und Herr Steiger kümmert sich vor allem um den Garten und das eigene Grundstück. Lediglich Frau Michels trifft beim Yoga auf andere – die sie allerdings, auch hier ganz „Führungskraft“ und in der

Rolle wiederum allein, vor allem anleitet. Die Freizeitaktivitäten werden hauptsächlich in Bezug auf ihren regenerativen Aspekt besprochen – man erholt sich hier vom Stress auf der Arbeit oder des Familienalltags – und nicht mit Bezug auf Gemeinschaftserlebnisse, wie die Stammtische oder Sportvereine der Vertreter\*innen der gemeinschaftszentrierten Lebensführung, oder auf ihren Inhalt, wie die künstlerischen Hobbies und das religiöse Engagement von Herrn Röseler als einem Vertreter der am Berufsstolz orientierten Lebensführung. In diesem Sinne wird die Freizeit als Statussuspension auch rationalisierend auf die Statusarbeit bezogen: Man erholt sich, um im Anschluss wieder leistungsfähig zu sein.<sup>38</sup>

#### **„Zweite Welten“ der Statusarbeit: Herr Huber in der Wildnis**

Die erwähnten Freizeitgestaltungen der Vertreter\*innen der investiven Statusarbeit im engeren Sinne werden auch von ihnen selbst in einer Weise wahrgenommen, die dem entspricht, was wir im theoretischen Modell als Suspension von der Statusarbeit fassen: Sie dienen der Erholung von den tagtäglichen Mühen des Statusstrebens und werden in diesem Licht evaluiert – auch negativ, wenn Herr Steinhauer zum Beispiel konstatiert, dass er seine Freizeit anders gestalten müsse, wenn er noch länger leben wolle, dass aber gerade die Anstrengungen der Arbeit hintertrieben, dass er für diese Neuorientierung die nötige Kraft aufbringen könne. Frau Michels praktiziert demgegenüber Yoga in einer Weise, die selbst wieder der Logik der investiven Statusarbeit entspricht: Sie qualifiziert sich fort, um als Yoga-Lehrerin arbeiten zu können, bemüht sich, immer auf dem neuesten Stand zu bleiben, und nutzt diese Qualifikation dann ja auch zur Festigung ihrer Führungsautorität im Betrieb.

Neben diesen beiden Formen der Integration von Freizeit in die Lebensführung investiver Statusarbeit – Suspension im Sinne einer ‚Pause‘ und Orientierungskontinuität im Sinne der instrumentellen Nutzbarmachung als Kapital – zeigt sich vor allem im Fall von Herrn Huber noch eine dritte Variante, die wir in Anlehnung an ein Konzept Robert Pfallers (2012) als „zweite Welt“ bezeichnen möchten.

Herr Huber berichtet in sehr detaillierter und lebhafter Weise von Reisen, die er gemeinsam mit seinem Vater seit dessen geheilter Krebserkrankung nach Nordamerika unternommen habe. Anders als die ‚Pausen‘

<sup>38</sup> Dass die Statussuspension der investiven Statusarbeiter\*innen zumindest in den Zukunftswünschen nicht rein instrumentell gedacht ist, zeigt die Vignette zu Herrn Hubers „Zweiten Welten“.



der investiven Statusarbeit sonst werden diese Reisen also nicht einfach elaborationslos erwähnt und damit an den Rand der Selbstpräsentation verbannt – was sich auch darin dokumentiert, dass Herr Huber dieses Thema früh im Interview von sich aus aufwirft. Genauso wenig dokumentiert die Form und der Inhalt des Erzählten aber einfach eine Kontinuität der Handlungsorientierung mit seiner sonstigen erwerbszentrierten Lebensführung. Ganz im Gegenteil:

*Da stehst du dann als kleiner deutscher Hans Bündel und dann kommt irgend so ein durchgeknallter Typ mit einem Revolver an der Seite, mit einem Hut auf, mit einem fetten Jeep, stellt/ fährt vor und da denke ich „Vater, jetzt werden wir überfallen.“ //lacht// Und dann sagt der, „Nee, warte mal ab.“ Und da kommt der dann und fängt an „Hi guys, where you from?“ Und dann denke ich mir „Okay, jetzt gleich.“ Und dann fragt er ob alles okay ist, „Habt ihr genug Sprit im Tank, habt ihr noch Wasser, ist alles okay?“ Ob wir was brauchen, denk ich ja //lacht// (Unv.) Und mein Vater war schon ein paar Mal dort und sagt „Nee, die sind hier alle so“ //mhm// und dann hab ich mir gedacht „Ach, das gibt es doch nicht.“ (I37: 440–448).*

Als zentrales Moment des Erlebens der Campingreisen durch die „*Wildnis am Arsch der Welt*“ stellt sich heraus, dass sie Herrn Hubers alltäglichen Erfahrungen fast schon diametral entgegenstehen – zunächst, wie in dieser Episode erläutert, indem das freundlich-interessierte Entgegenkommen seine misstrauische und hier, in Anbetracht des Revolvers, auch ängstliche Erwartungshaltung gegenüber anderen irritiert, was er, durch den Mund seines Vaters, sofort zu einem alternativen Gesellschaftserleben verallgemeinert: „*die sind hier alle so*“. Im weiteren Verlauf wird dieses Bild noch weiter elaboriert:

*Die sind wirklich, da will dir wirklich kein Mensch irgendwie was Böses, keiner fragt nach Geld. Genau, war mal Auto kaputt. Da friemeln die drei Stunden, ne //mhm// die wollen kein Geld/ dort/ mit dem Geld/ Nein, die wollen kein Geld von uns. ((Auslassung)) das ist nicht wie bei uns, dass alles nur noch materiell ist, da geht es wirklich, Tank muss voll sein, nachts vielleicht einen warmen Arsch und was zu Essen. Und dann sind die zufrieden. (I37: 467–476).*

Was also das Erleben dieser anderen Welt ausmacht, ist die Abwesenheit genau der instrumentell-ökonomischen Interaktionsformen, die für Herrn Hubers alltägliches Erleben sonst prägend sind. Damit werden die Reisen nach Nordamerika zu einer Metapher dafür, wie Herr Huber ‚eigentlich‘

ist – wie er ja auch sonst gelegentlich andeutet, dass ihm zum Beispiel die absichernd-formalen Umgangsformen der Geschäftswelt ‚nicht liegen‘. Bezeichnenderweise erklärt er auch, dass diese Reisen bedeuten, dass seine Frau ihm „*Freigang*“ (I37: 426) gebe, und drückt damit metaphorisch aus, dass er sein alltägliches Leben demgegenüber in gewisser Weise als ‚Gefängnis‘ erlebt. Da diese Schilderungen nicht im Kontext der Legitimation von Verhalten abgerufen werden, kann man überdies davon ausgehen, dass dieses Bild davon, wer man ‚eigentlich‘ ist, nicht nur der Auseinandersetzung mit einer unterstellten Attribuierung geschuldet ist, er also nicht einfach nur gegenüber dem Interviewenden als ‚so einer‘ – der nur aufs Geld achtet – gelten will. Er artikuliert vielmehr ein tatsächliches eigenes Unbehagen darüber, dass seine sonst handlungsleitende Orientierung des Statusstrebens zumindest partiell im umfassenderen biographischen Orientierungsrahmen innere Konflikte erzeugt.

Konsequenterweise setzt sich Herr Huber im Interview dann auch mit der Möglichkeit auseinander, auszuwandern. Er evaluiert Beschäftigungs- und Erwerbchancen sowie Immobilien- und Lebenshaltungskosten und kommt zu dem positiven Schluss, dass es durchaus eine Möglichkeit wäre – bricht diesen Gedanken jedoch mit Verweis auf seine Frau, die das nicht wolle, wieder ab und schließt zunächst resigniert mit der starken, aber vor dem Hintergrund unserer Rekonstruktion durchaus treffenden Feststellung: „*nicht in diesem Leben*“ (I37: 483–484). Auch wenn er diese Festlegung schlussendlich wieder etwas relativiert und erklärt, in Frage käme das Auswandern „*Vielleicht später, wenn wir gesund bleiben. Kommt drauf an. //mhm// Mal gucken*“ (I37: 525–526), so bleibt die Perspektive als Handlungshorizont nur virtuell, und im restlichen Interview finden sich keine Anzeichen, dass Planungen in diese Richtung irgendeine Rolle spielten.

Da sich in diesen Schilderungen also weder ein positiver Horizont der biographischen Orientierung dokumentiert, noch sie in Bezug auf die berufsbiographische Orientierung einfach als ‚Pause‘ gefasst werden können, nimmt ‚Nordamerika‘ in den Schilderungen Herrn Hubers eben die Rolle einer „zweiten Welt“ ein – als einer Art innerer Suspension von der Statusarbeit, wodurch eine gewisse Distanz zwischen dem Selbstbild und den alltäglich handlungswirksamen Orientierungen gehalten wird.

### 4.3.3 „so richtig (...) wie's sein soll“: Das virtuelle Publikum der Statusarbeit

Im Unterschied zu den beiden anderen Modi der Lebensführung ist bei den investiven Statusarbeiter\*innen auf den ersten Blick nicht ersichtlich, ob sie ein Publikum adressieren – und wenn ja: welches – oder woher sie sonst soziale Anerkennung schöpfen. Das Verhältnis zu ihrem sozialen Umfeld ist eher instrumentell, und wenn den Mitmenschen nicht einfach mit offener Geringschätzung begegnet wird, so werden ihnen häufig zumindest unlautere Motive unterstellt. Dies betrifft sowohl das berufliche Umfeld wie private Lebensbereiche. Demgegenüber sind die Statusbemühungen der anderen beiden Lebensführungsmodi gerade durch ihre Bindung an spezifische, relativ symmetrische Anerkennungsformen gekennzeichnet. Es gibt immer ein Publikum, dem – im Fall der Lebensführung des Berufsstolzes zumindest vorübergehend, im Fall der gemeinschaftszentrierten Lebensführung dauerhaft – die Kompetenz zuerkannt wird, zu beurteilen, was man und ‚dass man es‘ geschafft habe. Symmetrisch müssen diese Anerkennungsformen insofern sein, dass zumindest in Bezug auf die Identitätsbestätigung dem Gegenüber Aufrichtigkeit zugeschrieben wird<sup>39</sup> und man ihn als mindestens ebenbürtig in dem Sinne anerkennt, dass er die Identität überhaupt kompetent bestätigen kann.

Im Falle der Lebensführung des Berufsstolzes ist dies die anerkennende Identitätsbestätigung als ‚exzellente\*r Meister\*in‘ in einem bestimmten, gegenüber anderen gesellschaftlichen Bereichen ausdifferenzierten und intern kompetitiven Feld der beruflichen Praxis durch das kundige Fachpublikum. Im Falle der gemeinschaftszentrierten Lebensführung gilt die Anerkennung dem respektierten Mitglied in den betreffenden funktional diffusen Gemeinschaften. Die Vertreter\*innen der investiven Statusarbeit pflegen aber weder im Beruf noch in der Freizeit Beziehungen, die eine vergleichbare, symmetrische Form der Anerkennung zu ermöglichen scheinen. Von dieser Auffälligkeit ausgehend stoßen wir vor allem auf zwei Konstellationen, in denen Anerkennungsbeziehungen auch in den Berichten der Vertreter\*innen der investiven Statusarbeit als Modus der Lebensführung ins Auge stechen:

- Die eine kann die Beziehung zur eigenen Herkunftsfamilie sein, besonders zum Vater. Im Falle von Herr Huber ist der Vater – unter anderem in der oben zitierten Episode – der einzige, der ihm in einer Krisensituation Mut zuspricht,

---

<sup>39</sup> Auch deswegen hatte ja Herr Schulz Reserven gegen die Auseinandersetzung mit Gymnasialschüler\*innen, die ihn „auscheckten“.

seine Fähigkeiten sowie sein Durchhaltevermögen positiv hervorhebt. Der Vater sieht außerdem, anders als die Mutter, dass Herrn Hubers Entscheidung, ein Handwerk zu erlernen, nicht bedeutet, dass er weniger ‚weit‘ gekommen sei als seine studierte Schwester. Herr Steinhauer berichtet zwar nicht von vergleichbaren Gesprächen mit seinem Vater, hebt aber das gute Verhältnis gerade im Vergleich zur Mutter hervor, zieht die Berufssoldatenlaufbahn des Vaters als positiven Gegenhorizont auch zur eigenen Karriere heran – wieder anders als die Mutter, die nichts aus sich gemacht habe – und stellt den Vater als ‚harten Kerl‘ und ‚ehrlichen Typ‘ auch allgemeiner als positiven Gegenhorizont dar. Frau Schröder vergleicht ihre Karriereleistung ebenfalls mit der ihres Vaters, der es wie sie durch Aufstieg zum „*Sesselpupser*“<sup>40</sup> gebracht habe. Und selbst Frau Michels, die sich wegen ihrer Missbrauchserfahrung stark von ihrem Stiefvater abgrenzt, misst ihren Karriereverlauf explizit an seinem. Allerdings finden sich ähnliche Auseinandersetzungen mit der Herkunftsfamilie und besonders die implizite Orientierung an oder Abgrenzung von ihren Erwartungen und ihrem Lebensstandard auch bei den Vertreter\*innen der anderen Typen, so dass die Vermutung naheliegt, dass die Prominenz dieser Bezugsgruppe in den Berichten der investiven Statusarbeiter\*innen auch dem Umstand geschuldet ist, dass bei ihnen keine andere Gruppen um die thematische Aufmerksamkeit konkurrieren.

- Die zweite Anerkennungskonstellation ist als Indiz noch aufschlussreicher: In der biographisch außergewöhnlichen Situation des Interviews selbst scheinen die Vertreter\*innen der investiven Statusarbeit im engeren Sinne performativ besonders darauf zu drängen, vom Interviewer als Publikum ihrer Lebensgeschichte als erfolgreich anerkannt zu werden: So bekundet Herr Steinhauer ja bereits in der Eingangspassage seinen „*Stolz*“ auf die eigene „*Karriere*“ – wie auch Frau Schröder und Frau Michels – und lädt wohl aus ähnlichen Gründen zum Interview in sein Werksleiterbüro. Herr Huber stellt nicht nur mit Blick auf den erreichten Lebensstandard und Familienstand ebenfalls bereits in der Eingangspassage konkludierend heraus, das sei alles „*so richtig (...) wie's sein soll*“, und erlaubt im Anschluss an das Interview dem Interviewer einen Blick auf die verschiedenen Autos in seiner Garage. Auch Herr Steiger führt den Interviewer in einer Pause zum Rauchen in den Garten seines Hauses, dessen Größe er dabei mit sichtlichem Stolz hervorhebt. Derart offensiv hatte kein\*e

---

<sup>40</sup> Die Ambivalenz des Ausdrucks dokumentiert das durchaus spannungsgeladene Verhältnis ihrer Karriere zu der ihres Mannes, der, wie große Teile ihres sozialen Umfelds, als Arbeiter eben ‚richtig‘ arbeitet und nicht nur ‚rumsitzt‘.

Vertreter\*in der anderen beiden Lebensführungsmodi das eigene Vermögen und die erreichte Karrierestufe uns gegenüber ausgestellt.<sup>41</sup>

Allerdings hatten wir in den Interviews mit Herrn Röseler und Herrn Nikolaidis durchaus etwas Vergleichbares beobachtet: Wir hatten rekonstruiert, dass deren Drang, sich den Interviewern gegenüber als ‚exzellente‘ Musiker beziehungsweise Wissenschaftler zu präsentieren, in engem Zusammenhang damit steht, dass sie biographisch als einschneidende Missachtung erlebt hatten, dass gerade dieses Element ihrer Identitätsbehauptung vom relevanten Publikum letzten Endes nicht bestätigt wurde.<sup>42</sup> Verweist also das Drängen auf die Anerkennung des eigenen Erfolgs durch den Interviewer darauf, dass die Vertreter\*innen der investiven Statusarbeit im engeren Sinne mit einem ähnlichen Anerkennungskonflikt ringen?

In der Tat finden sich in den Interviews mit Vertreter\*innen der investiven Statusarbeit zahlreiche Hinweise auf frühere Erfahrungen der Missachtung in Bezug auf ihren sozioökonomischen Status: Herr Huber ringt immer wieder damit, dass er als einziger in der Familie keinen Hochschulabschluss vorweisen kann und dass seine „Oberstudienrätinschwester“ (I37: 739), die sich in seinen Augen „doof studiert“ (I37: 360) hat, ihn trotz seines höheren Lebensstandards – wenn auch mit einem Augenzwinkern – als „scheiß Handwerker“ sehen würde (I37: 739), dem eigentlich dieser höhere Lebensstandard nicht zustehen würde. Er erzählt auch davon, wie er mit „schicken Autos“ und feinerer Kleidung die Nähe zu Menschen gesucht habe, die „ein bisschen mehr Geld“ und „noch ein bisschen was erreicht“ haben, deren Anerkennung er aber als so prekär erlebt, dass er es aufgegeben habe, zu diesen „Spacken“ im „Jackettchen“ weiter Kontakt zu pflegen (I37: 750–753).

Frau Schröder berichtet von ihrer ersten Ausbildung, in der sie als „Püps“ mit ihren „verkackten Abschlüssen“ (I21: 332) vor Augen geführt bekommen habe, dass sie den Anforderungen nicht genüge. Herr Steinhauer merkt zu seiner Schulzeit an, er habe sich wegen seines ärmeren Elternhauses vor seinen Mitschüler\*innen geschämt, und führt sein Scheitern in der Abiturprüfung auch darauf zurück, dass er – wohl auch aufgrund dieser Scham – kaum in der Schule gewesen sei. Im Anschluss schildert er in einer besonders prägnanten Episode, wie ihn eine Lehrerin während seines Studiums, also nach seiner bereits abgeschlossenen Berufsausbildung, bei einem Ferienjob ‚ertappt‘:

<sup>41</sup> Was selbstverständlich nicht bedeutet, dass in diesen Interviews gar keine Statusdemonstration stattgefunden hätte (Abschn. 5.1).

<sup>42</sup> Dass dieses Element im Interview mit Frau Renner fehlte, macht deutlich, dass es sich dabei nicht um ein definierendes Merkmal der am Berufsstolz orientierten Lebensführung handelt.

- 1 *Ich weiß noch, ich hab zwischendurch auch gejobbt an der Tankstelle während des Studiums.*  
 2 *//mhm// Ich weiß noch ein/ eines Abends kam meine Mathelehrerin rein, die guckt/ guckte,*  
 3 *erkannte mich und man sah ihr an: "Ach du je, guck mal, jetzt ist er Tankwart geworden"*  
 4 *((lacht)) //((lacht)) ja// ja? Die würde ich heute gern nochmal treffen, mich kurz mit ihr*  
 5 *unterhalten, aber ja, komm, egal, was solls, ne? //ja// Ich hab zwar mal darüber nachgedacht,*  
 6 *mal zu so einem Klassentreffen hinzugehen, aber (.) was soll das bringen? //mhm// Ne? Und*  
 7 *gar kein Kontakt mehr. Null. Ne? (I30: 770-776)*

Der mitleidige Blick, den Herr Steinhauer seiner Lehrerin zuschreibt, bekommt seine einschneidende Bedeutung dadurch, dass er die erfahrene Missachtung der Schulzeit zusammenfasst. Die Schilderung der Episode stammt aus einer Passage, in der Herr Steinhauer seine Schulzeit schildert, ist also ein Vorgriff, durch den dieser Zusammenhang noch einmal unterstrichen wird. Herr Steinhauer macht hier explizit, was bei vielen der angeführten Missachtungsepisoden mitschwingt: Er würde der Lehrerin und ebenso seinen ehemaligen Mitschüler\*innen auch heute noch gern zeigen, dass sie sich damals geirrt haben und er es entgegen der ihnen von ihm unterstellten Erwartung durchaus ‚zu etwas gebracht‘ hat. Dennoch schreckt er davor erkennbar zurück – der Kontakt bleibt abgebrochen und die Gesprächssituation virtuell. Die Menschen, von denen die Missachtung ausgegangen ist, stellen sich so in der Rekonstruktion oft nicht nur als wichtige metaphorische Verdichtungen von Gegenhorizonten heraus, in denen sich die eigene Statusorientierung dokumentiert; diese Menschen sind zudem zu zentralen Bestandteilen des virtuellen Publikums geworden, vor dem der eigene Erfolg innerlich gemessen wird und an dessen Stelle sich die Interviewer unversehens gerückt finden – wozu sie sicherlich auch deswegen prädestiniert sind, weil sie, dem Interviewtypus geschuldet, gewissermaßen selbst ein virtuelles Publikum bilden, indem sie keine eindeutigen wertenden Rückmeldungen geben, sondern lediglich immer weiter fragen. In der Gesamtschau der Fälle zeigt sich, dass zwar der beschriebene Statusshock nicht bei allen rekonstruierbar ist, wohl aber die zentrale Rolle der Anerkennungsbeziehung zu einem solchen virtuellen Publikum.

Es ist sehr plausibel, eine Verbindung zwischen diesem virtuellen Publikum des eigenen Erfolgs und zwei Auffälligkeiten der Interviews mit den Vertreter\*innen der investiven Statusarbeit anzunehmen. Zum einen ist es die in der Interpretation der beiden Eingangspassagen bereits angedeutete Schablonenhaftigkeit, mit der das Erreichte unter unterstellte gesellschaftliche Stereotype subsumiert wird: „*geheiratet (.) zwei Kinder, Haus, Hund //mhm// so richtig nach/ wie's sein soll*“ (I37: 45–46); „*Ja, möchte ich schon auch mit einem gewissen Stolz behaupten, dass ich da eine Karriere gemacht habe, ((Auslassung)) bin jetzt seit dreizehn Jahren verheiratet, habe eine Tochter (4), Eigentumswohnung*“ (I30: 62–68). Zum anderen ist auffällig, dass die Akkumulation ökonomischen Kapitals im Zentrum der berufsbiographischen Orientierung steht. Die Abwesenheit eines

konkreten Publikums der Statusdemonstration, das die eigenen Identitätsdarstellungen bewerten und bestätigen kann, zwingt dazu, sich in Deutung und Handeln an abstrakteren Maßstäben auszurichten. Auf der Ebene der Deutung und Selbstpräsentation im Interview geschieht dies durch die Orientierung an stereotypen Bildern, die gewissermaßen einen als allgemeingültig vorausgesetzten Standard des Wünschenswerten abbilden: Man lebt eben, „*wie's sein soll*“. Im erwerbsbiographischen Handeln zeigt sich eine analoge Strategie in der Orientierung am abstraktesten und allgemeinsten Anerkennungsmedium, das über die verschiedenen gesellschaftlichen Sphären hinweg zwar nicht gleichermaßen, aber eben durchgängig, verrechnet wird – Geld (Schimank 2009). Denn wie Herr Huber im virtuellen Dialog mit den Akademiker\*innen seiner Familie erklären kann: „*ein guter Handwerker verdient auf jeden Fall so viel wie ein Arzt im Krankenhaus*“ (I37: 235/236).

Auch die eingangs bemerkte ‚Uferlosigkeit‘ des Statusstrebens der investiven Statusarbeit im engeren Sinne lässt sich in diesem Licht betrachten: Die ‚Sättigungspunkte‘ des Statusstrebens der gemeinschaftszentrierten Lebensführung werden ja durch die kurze ‚Feedbackschleife‘ der anerkennenden Identitätsbestätigung in den Gemeinschaften, in die man eingebettet ist, ausgehandelt. Die ‚Uferlosigkeit‘ des Statusstrebens der Lebensführung des Berufsstolzes bildet demgegenüber in gewissem Sinne ein vermittelndes Bindeglied. Auch sie kennt keine klaren ‚Sättigungspunkte‘ des Statusstrebens, verweist darin aber auf die Qualität der ebenfalls über ‚kurze Feedbackschleifen‘ gesuchten anerkennenden Identitätsbestätigung als ‚Meister\*in‘, was eine ständige Verschiebung des relevanten Publikums ‚nach oben‘ zur Folge hat. Das uferlose Statusstreben der investiven Statusarbeiter\*innen teilt allerdings mit den erstgenannten, dass es auf die Bestätigung ausgerichtet scheint, es ‚geschafft‘ zu haben, wobei diese Bestätigung aber durch das virtuelle Publikum nie erteilt werden kann.

#### **4.3.4 Soziogenese investiver Statusarbeit: Statuschock, positive Rückkopplungsschleife und doppelte Freiheit**

Der Typus der investiven Statusarbeit im engeren Sinne ist damit in seiner Bin nenlogik für unsere Zwecke hinreichend nachvollzogen. Da dieser Typus im Zentrum der Studie steht, sollen nun abschließend noch einmal etwas ausführlicher unsere Überlegungen zur Soziogenese dieser Orientierung systematisiert werden. Gerade die Kontrastierung mit den beiden anderen Typen stellt ja heraus, dass der ‚Sachzwang‘ des „stahlharten Gehäuses“ keine hinreichende Bedingung dafür ist, dass seine Insassen sich den ‚Geist‘ der investiven Statusarbeit

auch als biographisches Orientierungsmuster zu eigen machen. Es gibt auch andere an das „stahlharte Gehäuse“ angepasste Modi der Lebensführung. Damit steht die Frage im Raum, wie es zur investiven Statusarbeit als biographischem Orientierungsmuster kommt.

Eine rein kausalgenetische Erklärung (Bohnsack 2010) aus der Kapitalausstattung am Beginn der Bildungs- und Berufslaufbahn scheint als Erklärung dafür aus zwei Gründen unbefriedigend. Zum einen ist es ja gerade ein Merkmal des Typus, dass unter seinem habitualisierten Blick Ressourcen sich in Kapital verwandeln, also Bildungsabschlüsse und soziale Beziehungen in viel stärkerem Maße als bei den anderen Typen instrumentell und damit investiv als Mittel zur Erzielung von Profiten betrachtet werden. Pierre Bourdieus (1979) dialektische Unterscheidung von objektivistischer und subjektivistischer Perspektive aufgreifend könnte man formulieren: Auch wenn der objektivierende Blick der Sozialwissenschaftlerin zum Beispiel die Bildungsabschlüsse von Herrn Nikolaidis oder Frau Renner in dem Sinne als kulturelles Kapital erfassen kann, dass sie ja den beiden in der Tat den Zugang zu besser bezahlten Positionen und anderen gesellschaftlichen Kreisen ebnen können, bleibt dennoch festzuhalten, dass beide subjektiv ihre Bildungsabschlüsse gerade nicht in diesem Licht betrachten, sondern vielmehr sich nach ihrem Gebrauchswert, also der Frage nach den konkret dadurch möglich werdenden beruflichen Tätigkeiten und der damit verbundenen feldspezifischen Anerkennung, zu richten scheinen. Zum anderen lässt sich bei der Einordnung der jeweiligen Elternhäuser nach Kapitalausstattung kein klares Muster rekonstruieren, das den Zusammenhang zwischen spezifischen Kapitalausstattungen der Herkunftsfamilie und der Zugehörigkeit zu unseren drei Typen stützen würde: In allen dreien finden sich Eltern mit und ohne akademische Abschlüsse, Arbeiter\*innen und Handwerker\*innen, sowie Menschen mit höherem und niedrigerem Einkommen und Zugezogene wie Alteingesessene im Heimatort.

Dennoch lassen sich im Zusammenspiel von Bildung, Einkommen und sozialen Beziehungen im biographischen Verlauf Konstellationen identifizieren, von denen wir plausiblerweise annehmen können, dass sie die Entstehung der biographischen Orientierung der investiven Statusarbeit im engeren Sinne begünstigen und im Verlauf stützen. Obwohl sie sich nur heuristisch voneinander trennen lassen und einander gewissermaßen gegenseitig hervortreiben, lassen sich analytisch drei solche Konstellationen unterscheiden:

- Die Erfahrung eines *Statusschocks* als spezifisches Merkmal der gelebten Erfahrung einiger Vertreter\*innen der investiven Statusarbeit ist uns in der Auswertung bereits früh aufgefallen und klingt als Erfahrung des Missachtetwerdens bereits im vorangegangenen Abschnitt an. Herrn Steinhauers verfehlte



Abiturprüfung zusammen mit dem erlebten Spott als Kind aus ärmerem Elternhaus, Frau Schröders Erfahrung, nach dem Realschulabschluss nicht für eine Berufslaufbahn qualifiziert zu sein, die der ihres Vaters vergleichbar gewesen wäre, aber auch Herrn Hubers doppelte Erfahrung, zum einen am Arbeitsplatz als angestellter Handwerker als austauschbar behandelt zu werden und sich zum anderen nach dem Scheitern seiner ersten Ehe verschuldet und ausgesperrt zu finden: In allen drei Fällen sind die Befragten damit konfrontiert, sich in einer schlechteren ökonomischen Statusposition wiederzufinden, als sie erwartet hätten, und in allen drei Fällen erleben sie diese Deklassierung vor allem als Zumutung. Darauf reagieren sie mit Anstrengungen, sich aus dieser Situation ‚herauszuarbeiten‘, indem sie sich auf die Verbesserung ihres ökonomischen Status konzentrieren – und anders als die Vertreter\*innen der gemeinschaftszentrierten Lebensführung können sie sich dabei nicht auf soziale Netze verlassen, in denen sich die Gelegenheiten dazu ergeben, sondern müssen sich diese Gelegenheiten, meist gerade gegen das soziale Nahumfeld, aktiv planend schaffen. Obwohl eine solche Krisenerfahrung den Ausgangspunkt eines Statusstrebens bilden kann, dürfte sie kaum allein in der Lage sein, dieses auf Dauer zu tragen: Sollten solche Bemühungen über längere Zeit nicht von Erfolg gekrönt sein, würde sehr wahrscheinlich ein Orientierungswechsel hin zu einem fatalistischen Sich-einrichten vorgenommen.<sup>43</sup> Zudem zeigt die Rekonstruktion der Lebensgeschichten auch, dass ein solch eindeutiger Statusschock nicht bei allen investiven Statusarbeiter\*innen vorgekommen ist.

- Es tritt dann auch immer mindestens ein weiterer Faktor hinzu, der im theoretischen Modell (Abschn. 2.2) vermutet wurde und in den angesprochenen empirischen Fällen investiver Statusarbeit bereits mehrfach anklang: Die Bemühungen, sich aus der Situation herauszuarbeiten, münden in eine *positive Rückkopplungsschleife*. Frau Schröder steigt, nachdem sie eine andere Ausbildung absolviert und dann noch einmal den Arbeitgeber gewechselt hat, innerhalb ihres Betriebs recht schnell auf; Herr Huber kann seine Schulden

---

<sup>43</sup> So lässt sich zum Beispiel die Geschichte von Herrn Winkler interpretieren, der zunächst, das Hobby seines Vaters zum Beruf machend, eine Handwerkerlehre absolviert, dann aber, mit der eintönigen und harten Arbeit konfrontiert, sich doch zu einem Studium entschließt, das er aber nicht in eine anschließende Karriere umsetzen kann, so dass es weder in eine am Berufsstolz orientierte noch in eine Lebensführung der investiven Statusarbeit mündet, sondern eben im Versuch endet, eine Stelle zu finden, die ihn nicht zu sehr in Beschlag nimmt und zugleich einen gewissen Lebensstandard sichern kann. Allgemein lässt sich die Lebensführung der im Teilkapitel 4.4.2 besprochenen Fälle aus den Unterschichten so verstehen.

abbezahlen, nachdem er den Arbeitgeber wechselt, mehr arbeitet und nebenbei noch selbstständig tätig ist, und nimmt diesen ‚Schwung‘ dann in der Folge auch weiter mit; und Frau Brilla gelingt es, durch einen, in einer bildlich beschriebenen Szene des Interviews auf einem „*großen Blatt Papier*“ (I29: 543) entwickelten ‚Zehnjahresplan‘, eine Karriere einzuleiten, in deren Verlauf sich ihre Zusatzqualifikationen, die sie neben der Arbeit gezielt zu diesem Zweck erwirbt, in besser bezahlte Stellen umsetzen lassen. Bei Frau Brilla scheint es überdies, als ob die Unzufriedenheit mit ihrer vorangegangenen Stelle durch den Eintritt in die positive Rückkopplungsschleife erst retrospektiv mitkonstituiert worden sei: Erst das erfolgreich an der Abendschule absolvierte Abitur vermittelt ihr das Gefühl, dass sie sich mehr erarbeiten könne, und animiert sie zu ihrem ‚Zehnjahresplan‘.

- Diese positive Rückkopplungsschleife der investiven Statusarbeit setzt aber die Unterbrechung einer anderen Rückkopplungsschleife nicht außer Kraft: Obwohl der ökonomisch verstandene Status sich gegenüber der Ausgangssituation oft stark verbessert, bleibt das Resultat für die Befragten offenbar dauerhaft unbefriedigend, so dass keine\*r vor Erreichen des Ruhestands es in seinem Statusstreben ‚gut sein‘ lassen kann. Das Zusammenwirken von Statuschock und positiver Rückkopplungsschleife wird so gewissermaßen auf Dauer gestellt und bildet eine Konstellation, die wir, in Anlehnung an Karl Marx’ (1867, 741) ironisierende Rede vom „doppelt freien Lohnarbeiter“, als *doppelte Freiheit* fassen: Einerseits sind die investiven Statusarbeiter\*innen frei, ihre ökonomischen, kulturellen und sozialen Ressourcen vor allem im Hinblick auf ihre ökonomische Position instrumentell, also als Kapital, zu investieren, da kein in ihren Augen relevantes Gegenüber dieses Verhalten negativ sanktionieren würde. Andererseits läuft diese Freiheit gewissermaßen ‚ins Leere‘, weil sie auch frei von einem konkreten Publikum sind, das ihnen – wie die Fachkolleg\*innen der am Berufsstolz orientierten Lebensführung oder das soziale Nahumfeld der gemeinschaftszentrierten Lebensführung – auf für die Betroffenen glaubhafte und vor allem dauerhafte Art und Weise ihren für die Identitätsbehauptung zentralen Erfolg bestätigen könnte.<sup>44</sup>

---

<sup>44</sup> Die Betonung der Virtualität des Publikums der Statusdemonstration soll dabei nicht suggerieren, dass es in den biographischen Erzählungen gar keine rekonstruierbaren konkreten Anerkennungskonstellationen gäbe. Die Väter erwähnten wir ja bereits, darüber hinaus finden sich auch Berichte von der Freude über die Anerkennung durch Vorgesetzte oder Genugtuung über den Neid der Konkurrierenden. Anders als bei den Vertreter\*innen der anderen beiden Typen sind diese Konstellationen aber nur vereinzelt und für kurze Zeiträume auszumachen.

Alle Befragten, die wir der investiven Statusarbeit zuordnen, sind in der Privatwirtschaft tätig. Anders als zum Beispiel in der Wissenschaft wird hier zum einen das eigene Erfolgsstreben nicht durch institutionalisierte Anerkennungsformen anders kanalisiert und das ökonomisch-instrumentelle Verhältnis zu den eigenen Ressourcen im Gegenzug weitgehend tabuisiert. Ein solches Berufsfeld passt – wie ja auch einer unserer Fälle zeigt – besser zur Lebensführung des Berufsstolzes. Zum anderen sind in der Privatwirtschaft, anders als in formalisierten Karrierelaufbahnen wie etwa im öffentlichen Dienst, einmal erreichte berufliche Positionen weniger gesichert, weshalb auch keine Entlastung von investiv-planendem Handeln stattfindet. Eine solche Entlastung macht das instrumentelle Verhältnis zu den eigenen Ressourcen ein Stück weit überflüssig, was eine gemeinschaftszentrierte Lebensführung ermöglicht. Allerdings reicht die Verortung in solchen Berufsfeldern als Erklärung des Lebensführungsmodus keinesfalls hin. Es finden sich ja etwa auch selbstständige Handwerksmeister unter den Vertreter\*innen der gemeinschaftszentrierten Lebensführung. Erst im Zusammenspiel mit der Freiheit von einem konkreten Publikum der Identitätsbestätigung im sozialen Nahumfeld scheint die spezifische Dynamik der investiven Statusarbeit als einem dauerhaften Modus der Lebensführung zu entstehen.

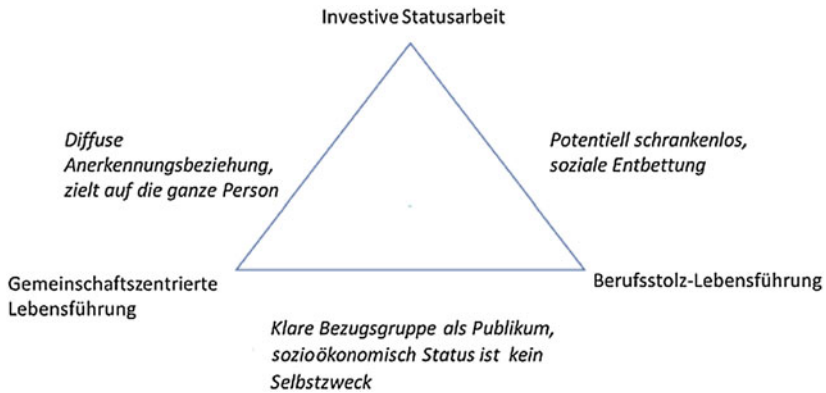
---

## **4.4 Die Dämonologie der Mittelschichten**

Bevor wir uns im nächsten Kapitel die von allen drei Lebensführungsmodi eingesetzten Praktiken investiver Statusarbeit genauer anschauen, wollen wir in einem Zwischenfazit die bisherigen Ergebnisse der empirischen Untersuchung resümieren. Dazu wird zunächst noch einmal die innere Logik der empirisch gewonnenen Typologie von Lebensführungsmodi rekapituliert, bevor das allen drei Typen gemeinsame Mittelschichtsspezifische durch eine – hier nur cursorisch mögliche – Abgrenzung von der Lebensführung der Ober- und Unterschichten herausgestellt und das Erklärungspotential, aber auch die Grenzen der Erkenntnisse dieses Kapitels für das Verständnis der Mittelschichtenlebensführung im umfassenderen Sinne skizziert werden.

### **4.4.1 Das Dreieck der Lebensführungsmodi**

Die Darstellung der Typologie hatte bisher die Form eines Weges hin zur investiven Statusarbeit als dem Zentrum unseres Interesses, so dass der Eindruck entstehen könnte, die gemeinschaftszentrierte Lebensführung sei gewissermaßen



**Abb. 4.2** Typologie der biographischen Orientierungsmuster. (Quelle: Eigene Darstellung)

am weitesten von investiver Statusarbeit entfernt und die Lebensführung des Berufsstolzes eine Art ‚Brückentypus‘ dazwischen. Allerdings ist dies allein der Form der Darstellung geschuldet und liegt nicht in der Logik der Typologie selbst begründet. Wie sich im systematischen Vergleich der inneren Logik der drei Typen von biographischen Orientierungsmustern der deutschen Mittelschichten zeigt, ergeben diese vielmehr ein Dreieck (siehe Abb. 4.2) – wobei immer je zwei Typen Merkmale teilen, die dem jeweils dritten Typus fehlen. Die entscheidende Vergleichsdimension hierbei ist die Art der Anerkennung, die jeder der Typen anstrebt.

Dominantes Element des positiven Horizonts des biographischen Orientierungsrahmens der *gemeinschaftszentrierten Lebensführung* ist das Ziel, akzeptiertes Mitglied der erlebten Gemeinschaften des sozialen Nahumfelds zu werden. Der ökonomische Status, für dessen Erhalt oder Steigerung Praktiken investiver Statusarbeit erforderlich sind, ist dafür eine Ermöglichungsbedingung, aber kein eigenständiges Ziel. So muss Herr Wisch genug verdienen, um als Alleinverdiener für seine Familie sorgen und den Erhalt des elterlichen Hauses als Eigenheim finanzieren zu können; immer mehr verdienen zu wollen kommt ihm nicht in den Sinn.

Daraus ergibt sich, dass sich das Streben nach aner kennender Identitätsbestätigung über die verschiedenen Lebensbereiche hinweg entfaltet und die Berufsbiographie in diesem Sinne auch eine relativ randständige Rolle spielen kann – sofern nicht die Berufsrolle selbst an die Gemeinschaftsorientierung anzuschließen erlaubt, indem man etwa wie Herr Schulz als Lehrer ‚seinen‘

Schülern helfen kann und von ihnen im Umkehrschluss als Autorität bestätigt wird. Ebenso wichtig für die Identität oder sogar wichtiger dafür als der Beruf sind zum Beispiel die „*schönen Truppen*“, in denen man die Freizeit verbringt, oder die Sportvereine, denen man ‚die Treue hält‘. Fremd ist den Vertreter\*innen dieser Orientierung uferloses Statusstreben zum einen, weil über den ‚Sättigungspunkt‘ des anerkannten Lebensstandards hinaus keine Anerkennungszugewinne zu erwarten wären, die eventuelle Mühen rechtfertigen würden – aber auch, wie im ‚Ikarus‘-Sinnbild angedeutet, weil dieses Streben von der Gemeinschaft als Loyalitätsverletzung wahrgenommen und sanktioniert werden könnte.

Die enge Bindung an das soziale Nahumfeld und die Zentrierung auf die anerkennende Identitätsbestätigung der Gemeinschaften begrenzt das berufsbiographische Statusstreben aber nicht nur dergestalt, dass es in seiner relativen Bedeutung eingeschränkt und nach oben gewissermaßen ‚gedeckt‘ wird, sondern prägt auch den modus operandi dieses Strebens selbst: Statt als geplante oder als geplant präsentierte Karrieren stellt sich die Erwerbsbiographie eher als ein Tasten und Umorientieren dar, dessen Ziele jenseits der Garantie eines ‚angemessenen‘<sup>45</sup> Lebensstandards vage bleiben oder auch wiederholt revidiert werden. Auch diese Besonderheit gegenüber den anderen beiden Modi der Lebensführung steht in Beziehung zur Gemeinschaftszentrierung. Zum einen reduziert die enge Bindung an das soziale Nahumfeld die Freiheitsgrade der Planung, indem zahlreiche Möglichkeiten, die höhere räumliche und soziale Mobilität voraussetzen würden, unattraktiver oder nicht ‚machbar‘ erscheinen. Zum anderen erlaubt aber das im Vergleich zu den anderen beiden Typen dichte Netzwerk der Beziehungen, in denen man sich bewegt, dass man sich in relativ starkem Maße darauf verlassen kann, dass sich Möglichkeiten auch ungeplant ergeben. Und zuletzt bildet in diesen Fällen die enge Ausrichtung an der Anerkennung durch die Gemeinschaft eine ‚kurze Rückkopplungsschleife‘, in der immer wieder evaluiert wird, ob die eigenen Handlungen und die damit verbundene Identitätsbehauptung revidiert werden müssen – wobei dafür im Gegenzug auch schnell und sicher zurückgemeldet wird, ob man es ‚geschafft‘ hat.

Die gemeinschaftszentrierte Lebensführung teilt also mit der Lebensführung des Berufsstolzes, dass sich ihr spezifisches Streben nach einer anerkennenden Identitätsbestätigung an ein konkretes Publikum richtet – eben an die jeweils relevanten Gemeinschaften. Anders als bei der Lebensführung des Berufsstolzes ist aber der inhaltliche Gehalt der entsprechenden Identitätsbehauptung funktional diffus und umfasst potentiell die gesamte Person. Es geht nicht nur darum, in einer klaren Rollenbeziehung – etwa als Lehrerin – bestätigt zu werden, sondern

---

<sup>45</sup> Die juristische Sprache nennt dies für Beamte: „standesgemäß“.

es geht darum, dass man in Gänze als besonderes Mitglied der Gemeinschaft akzeptiert wird, also wie Frau Reuter mit Pastor und Bürgermeister am Stammtisch sitzt, wobei das Lehrer-Sein die Eintrittskarte in diese ‚gute Gesellschaft‘ ist, an der man dann aber als ‚ganzer Mensch‘ teilhat.

Das zentrale Element des positiven Orientierungsrahmens der *Lebensführung des Berufsstolzes* ist demgegenüber das Streben nach der anerkennenden Identitätsbestätigung als ‚exzellente\*r‘ Praktiker\*in der bestimmenden Praxis eines spezialisierten Berufsfelds – in unseren Fällen als sehr gute Kunsthandwerkerin, als hervorragender Wissenschaftler oder Musiker. Damit geht eine im Vergleich zur gemeinschaftszentrierten Lebensführung starke Fokussierung auf die Berufsbiographie einher, die zudem die Gestalt einer möglichst gradlinigen und aus der Eigenlogik der Orientierung heraus prinzipiell unbegrenzten Karriere annimmt – die sich natürlich faktisch trotzdem an den vorgefundenen Chancen brechen kann und das in mindestens zwei unserer drei Fälle ja auch tut. Mit der investiven Statusarbeit teilt diese biographische Orientierung die gegenüber der gemeinschaftszentrierten Lebensführung auffällige ‚soziale Entbettung‘ im Sinne einer Herauslösung aus dem unmittelbaren Nahumfeld des Herkunftsmilieus, worauf auch keine ‚Rückbettung‘ in eine ähnliche Gemeinschaft folgt. Das Publikum der auf anerkennende Identitätsbestätigung zielenden Identitätsbehauptung sind eben die anderen Praktiker\*innen im beruflichen Feld und nicht etwa die Nachbar\*innen in der neuen Heimatstadt. Dabei kann diese Entbettung sowohl mit Push-Faktoren – Erfahrungen der Missachtung im sozialen Nahumfeld, die dazu führen, Anerkennung an anderer Stelle zu suchen – als auch mit Pull-Faktoren verbunden sein: Wer Karriere machen will, verlässt dazu nolens volens die Herkunftsgemeinschaft.

Das potentiell grenzenlose Statusstreben der Berufsstolzen lässt sich aus dieser Art der Publikumsbeziehung plausibilisieren. Zunächst bedeutet das Herauslösen aus dem unmittelbaren Nahumfeld des Herkunftsmilieus die Abwesenheit einer Gemeinschaft, die, wie im ‚Ikarus‘-Sinnbild der gemeinschaftszentrierten Lebensführung, übermäßigen Ehrgeiz negativ sanktionieren würde. Des Weiteren treibt die Dynamik der gesuchten Anerkennung den Ehrgeiz geradezu hervor, da das Herausragen immer über das Erreichte hinausweist: Exzellenzstreben sucht die Anerkennung der Statushöheren; hat man diese jedoch erreicht, wird das nächsthöhere Ziel anvisiert.

Wie bei der gemeinschaftszentrierten Lebensführung und anders als bei der investiven Statusarbeit wird aber der ökonomische Status, so er nicht hinter das zurückfällt, was für einen ‚angemessenen‘ Lebensstandard ausreicht, nicht um seiner selbst willen angestrebt, was im Feld auch negativ sanktioniert werden würde. Ein einträgliches oder sogar hohes Einkommen gilt vielmehr als Medium

der Anerkennung im Feld: Der gut bezahlte Musiker fühlt sich wie ein „Rockstar“ (siehe Abschn. 4.2.2) – aber eben, weil ihm dies als Anerkennung echter musikalischer Leistung zukommt und gerade nicht, weil er dem ‚Kommerz‘ erlegen ist.

Die *investive Statusarbeit* ist die einzige biographische Orientierung in unserer Typologie, bei der die ökonomische Statusverbesserung das dominierende Element des positiven Horizonts des Orientierungsrahmens darstellt: Es geht darum, langfristige Aufstiegspläne zu verfolgen und dabei zugleich ständig seine „Fühler“ auszustrecken, um darüber hinausgehende Verbesserungsmöglichkeiten des eigenen ökonomischen Status zu sondieren. Damit einher geht, wie bei der Lebensführung des Berufsstolzes, eine starke Fokussierung auf die Berufsbiographie gegenüber anderen Lebensbereichen, ein prinzipiell uferloses Statusstreben und die Herauslösung aus dem unmittelbaren sozialen Nahumfeld. Diese Herauslösung ist auf mehrfache Weise mit dem Aufstiegsstreben verknüpft. In einigen Fällen war es so, dass Erfahrungen der Missachtung oder Statusdegradierung im sozialen Nahumfeld das eigene Statusstreben auch soziogenetisch ausgelöst hatten. Doch auch, wo solche Erfahrungen nicht vorkamen, erforderte es spätestens die sich entfaltende Lebensführung, räumliche und soziale Mobilität in Kauf zu nehmen, die das soziale Nahumfeld ‚auf Distanz‘ bringt.

Das zugrundeliegende Streben nach anerkennender Identitätsbestätigung ist anders als bei der Orientierung auf Berufsstolz und wie im Falle der gemeinschaftszentrierten Lebensführung dem Gehalt nach diffus im Sinne einer Identitätsbehauptung der gesamten Person – nicht nur in der Berufsrolle, deren konkreter Gehalt eher gleichgültig zu sein scheint – als ‚erfolgreich‘. Anders als bei der gemeinschaftszentrierten und der am Berufsstolz orientierten Lebensführung ist diese Identitätsbehauptung allerdings nicht an eine konkret bestimmbare und vor allem ‚anwesende‘ Bezugsgruppe, sondern an ein ‚virtuelles‘ Publikum gerichtet. Der sozialen ‚Entbettung‘ entspricht also nicht, wie bei der Lebensführung des Berufsstolzes, der Eintritt in eine neue Anerkennungskonstellation. Die ‚Uferlosigkeit‘ des Statusstrebens, die investive Statusarbeiter\*innen mit der Lebensführung des Berufsstolzes teilen, entspringt hier nicht aus der Dynamik einer konkreten Anerkennungsbeziehung, sondern der nicht beseitigbaren Unsicherheit darüber, ob das Erreichte wirklich bedeutet, es ‚geschafft‘ zu haben, ob wirklich alles ist, „*wie’s sein soll*“ (siehe Abschn. 4.3.3), und richtet sich wohl auch deshalb auf ökonomisches Kapital als gesellschaftlich allgemeinstes Anerkennungsmedium Geld, von dem man bekanntlich ‚nie genug haben‘ kann (Tab. 4.4).

**Tab. 4.4** Die Typen der Mittelschichtenlebensführung. (Quelle: Eigene Darstellung)

	Gemeinschaftszentrierte Lebensführung	Lebensführung des Berufsstolzes	Investive Statusarbeit im engeren Sinne
Orientierung an ökonomischer Statusverbesserung	Als Ermöglichungsbedingung sozialer Teilhabe	Als Ermöglichungsbedingung eines bestimmten Lebensstandards und als Medium der Anerkennung	Als Zentrum der biographischen Orientierung
Verlauf der beruflichen ‚Karriere‘	Suchend und tastend bis zu ökonomischem ‚Sättigungspunkt‘	Möglichst geplant-linear, prinzipiell uferlos	Möglichst geplant-linear, prinzipiell uferlos
Beziehung zum sozialen Nahumfeld	Ungebrochen, Zentrum der biographischen Orientierung	Herauslösung aus Herkunftsmilieu, enge Orientierung an beruflichem Umfeld	Herauslösung aus Herkunftsmilieu, instrumentell-distanziertes Verhältnis zum Nahumfeld
Stellenwert der Erwerbsbiographie	Randständig, es sei denn, im Beruf lässt sich die allgemeinere biographische Orientierung enaktieren	Zentrum der Lebensführung in Deutung und Praxis	Zentrum der Lebensführung in Deutung und Praxis
Gehalt der beruflichen Tätigkeit	Indifferent, es sei denn, im Beruf lässt sich die allgemeinere biographische Orientierung enaktieren	Zentrum der biographischen Orientierung	Indifferent, jenseits von ökonomisch relevanten Aufstiegen
Identitätsbehauptung als	Als ganze Person anerkanntes Mitglied der Gemeinschaft	Meister*in in der beruflichen Praxis	Als ganze Person erfolgreich



### 4.4.2 Unter- und Oberschichtenlebensführung im Kontrast

Alle drei Typen der Mittelschichtenlebensführung haben gemeinsam, dass sie nach sozialem Status im Sinne der fortlaufenden Bestätigung einer als ‚besonders‘ präsentierten Identität streben. Der investive Statusarbeiter, bzw. die investive Statusarbeiterin will besonders erfolgreich in Sachen Berufskarriere und Einkommen sein und dafür Anerkennung finden. Der Berufsstolze will als jemand gewürdigt werden, der es in seinem Beruf zu einer besonderen fachlichen Meisterschaft gebracht hat. Und auch der Gemeinschaftszentrierte will nicht einfach ‚irgendein‘ Mitglied seiner Gemeinschaft sein, sondern von den anderen Mitgliedern als besondere Persönlichkeit geachtet werden.

Unter unseren Interviewpartner\*innen, die weniger als 100 % des Medians des Nettoäquivalenzeinkommens zur Verfügung hatten, also ökonomisch in der unteren Mittelschicht zu lokalisieren sind, finden sich einige, deren Lebensführung keines dieser drei in sich konsistenten Orientierungsmuster aufweist. Zugleich fällt uns in der Gesamtschau der Fälle auf, dass die drei Typen sich als biographische Orientierung innerhalb der Mittelschichten auszuschließen scheinen. Unter unseren Interviewpartner\*innen, deren Nettoäquivalenzeinkommen oberhalb von 100 % des Medians liegt, gibt es zwei ‚Mischfälle‘ in dem Sinne, dass die Lebensführung sich an zwei der drei Orientierungen ausrichtet, ohne dass eine davon dominant und die andere untergeordnet ist. Diese beiden Fälle stammen aus sehr wohlhabenden, vermutlich den Oberschichten zuzuordnenden Elternhäusern.

Der Kern der Mittelschichten, dessen Angehörige sich einem der drei Lebensführungstypen zuordnen lassen, könnte sich also – so ein tentativer Schluss von beiden Arten abweichender Fälle – von den Rändern nach ‚unten‘ und nach ‚oben‘ abgrenzen:

- nach ‚unten‘ dadurch, dass alle drei Lebensführungstypen ein dauerhaftes Streben nach sozialem Status im Sinne der jeweiligen ‚Besonderheit‘ darstellen;
- und nach ‚oben‘ dadurch, dass die Lebensführungstypen einander als Richtungen des Anerkennungsstrebens gegenseitig ausschließen.

Wenn man die an beiden Rändern angesiedelten erwähnten Fälle gewissermaßen als Näherungen der Unter- und Oberschichtenlebensführung nimmt, lässt sich, kurz gesagt, vermuten: Im Unterschied zu Mittelschichtenangehörigen können oder wollen Unterschichtenangehörige nicht nach ‚Besonderheit‘ streben, und Oberschichtenangehörige können sich auch in mehr als einer der drei Richtungen ‚besondern‘. Diese zugegebenermaßen noch sehr abstrakte Vermutung wird

etwas greifbarer, wenn wir nun einen kurzen Blick auf die gerade erwähnten einschlägigen Fälle werfen – wobei wir hier nicht daran interessiert sind, die Lebensführungen der Unter- und Oberschichten aus ‚eigenem Recht‘ zu thematisieren, sondern sie lediglich als Kontrastfolien benutzen, um die Spezifik der Mittelschichtenlebensführung noch genauer herauszuarbeiten.<sup>46</sup>

### *Kampf um Konsolidierung*

Die Vertreter\*innen des Typus, den wir als Kampf um Konsolidierung bezeichnen und tentativ den Unterschichten zuordnen, zeichnen sich in ihrer biographischen Darstellung im Vergleich zur Lebensführung der Mittelschichten schon auf den ersten Blick durch eine Besonderheit aus: Es steht zwar die Ausbildungs- und Erwerbsbiographie im Mittelpunkt der Darstellung; doch diese dokumentiert weder – wie bei der Lebensführung des Berufsstolzes – die Orientierung an einem bestimmten Gehalt der Tätigkeit, noch wird eine Aufstiegserzählung verfertigt, wie es investive Statusarbeiter\*innen tun. Und auch ein klarer Gemeinschaftsbezug, wie in der gemeinschaftszentrierten Lebensführung, lässt sich über die Biographie hinweg nicht ausmachen.

Damit ist zunächst einmal festgehalten, dass sich keines der bestimmenden Merkmale der drei Mittelschichtstypen vorfindet. Worum es stattdessen in der Lebensführung dieser Fälle geht, lässt sich durch die Betrachtung zweier davon genauer darlegen. Der erste Fall, Frau Uhlig, ist Mitte fünfzig, arbeitet als Servicekraft in einem größeren Unterhaltungsbetrieb und lebt mit ihrem Partner zusammen in einem Bungalow in einem Dorf im Einzugsgebiet einer mittleren westdeutschen Großstadt. Ursprünglich ist sie in der Verwaltung eines größeren Betriebs in der damaligen DDR angestellt, gibt diesen Posten nach der Grenzöffnung jedoch auf, um mit ihrem damaligen Mann und ihren drei Kindern in Westdeutschland ein neues Leben anzufangen. In dem gemeinsam gekauften Haus bleibt sie zunächst mit den Kindern zu Hause, während ihr Mann als Handwerker arbeitet. Dieser verlässt sie jedoch nach kurzer Zeit und siedelt mit seiner neuen Partnerin in die Schweiz um, von wo er sich weigert, Unterhalt zu zahlen, so dass Frau Uhlig als alleinerziehende Mutter dreier Kinder in einem hypotheckenbelasteten Haus und ohne feste Berufsanstellung zurückbleibt. Frau Uhlig nimmt in der Folge verschiedene Jobs an, die sich mit der Kinderbetreuung und der verkehrsgünstigen Lage ihres Wohnorts vereinbaren lassen: sie

---

<sup>46</sup> Die hier vorgenommenen Kategorisierungen der Unter- und Oberschichten ergeben sich, in anderen Worten, nur durch das Bezugsproblem der Abgrenzung von der Mittelschichtenlebensführung. Eine systematische Untersuchung beider Schichten dürfte auch für sie jeweils mehrere vorfindliche Lebensführungstypen zu Tage fördern.

trägt Zeitungen aus, arbeitet als Tagesmutter und schließlich eben an der Kasse eines Unterhaltungsbetriebes.

Herr Park – der zweite Fall – ist Anfang 40, arbeitet als Hilfskraft in der Gastronomie und lebt gemeinsam mit seiner Partnerin und ihrem gemeinsamen Kleinkind als informeller Untermieter in einer Wohnung in der Innenstadt einer großen Großstadt. Er ist in dieser Großstadt aufgewachsen, hat dort sein Abitur gemacht und ein sozialwissenschaftliches Studium begonnen, muss dieses aber abbrechen, als der Vater sich mit einem kleinen Geschäft, das Herr Park wegen der mangelnden Deutschkenntnisse des Vaters formal angemeldet hat, hoch verschuldet. Im Anschluss arbeitet Herr Park mit seinem Vater gemeinsam die Schulden des Geschäfts ab und hält sich seitdem mit verschiedenen Jobs, vor allem in der Gastronomie, ‚über Wasser‘.

Beide teilen also das Erleben eines starken biographischen Einschnitts, der eine vorherige Statusorientierung durchkreuzt. Im Fall von Frau Uhlig gibt es zu Zeiten der DDR eine Gemeinschaftsorientierung, die sie dann hinter der Orientierung an investiver Statusarbeit, die ihr Mann nach der Wende an den Tag legt, zurücktreten lässt. Im Falle von Herrn Park, den der Einschnitt gegen Ende des Jugendmatoriums trifft, durchkreuzt der Einschnitt ein noch unbestimmtes Changieren zwischen einer am Berufsstolz orientierten und einer gemeinschaftszentrierten Lebensführung. Nach den Einschnitten der Trennung bzw. der Verschuldung, die beide durchaus Parallelen zu den ‚Statusschocks‘ der investiven Statusarbeit aufweisen, fehlen sowohl Frau Uhlig als auch Herrn Park die Ressourcen, um sich aus der Situation planvoll ‚herauszuarbeiten‘, so dass eine ‚positive Rückkopplungsschleife‘ aus Investitionspraxis und Aufstieg nicht zustande kommt. Vielmehr beginnen beide, unter ständigem Druck zu improvisieren.

Als Zielhorizont ist dabei nur rekonstruierbar, „*irgendwo auf d(ie) sichere Seite*“ (I35: 77) – so die Worte von Frau Uhlig – zu kommen und damit überhaupt erst wieder Spielraum für längerfristige Perspektiven zu gewinnen. Bei Frau Uhlig gelingt dies schließlich in Ansätzen durch eine Form der proletarischen kollektiven Statusarbeit: Sie beteiligt sich an der Gründung eines Betriebsrats, der feste Verträge in dem Unterhaltungsbetrieb durchsetzt, so dass ihr immer noch knappes Einkommen zumindest mittelfristig sicher ist – auch wenn selbst für verhältnismäßig geringe ungeplante Ausgaben weiterhin die Mittel zu fehlen scheinen. Dem Interviewer bietet sie etwa Instant-Kaffee an und merkt entschuldigend an, ihre Kaffeemaschine sei seit zwei Monaten kaputt. Herr Park erklärt, dass er plane, sich als Angestellter in einer Justizvollzugsanstalt zu bewerben, um so ein sichereres Einkommen zu erlangen, das es ihm ermöglichen soll, seinem Kind ein finanziell stabileres Elternhaus zu bieten. Er hat allerdings die dafür

nötige Einbürgerung noch nicht beantragt. Ein über die Sicherung des Gegebenen hinausreichendes Ziel im Sinne eines eigenen Statusprojekts verfolgen beide nicht.

In beiden Fällen ist offensichtlich, dass die hervorgehobene Rolle der Erwerbstätigkeit sich vor allem daraus erklären lässt, dass diese in der Tat ihr zentrales biographisches Problem betrifft: nämlich den Kampf um Konsolidierung der eigenen Statusposition, deren weitere Erosion ständig droht. Insofern kann die zugrundeliegende biographische Orientierung durchaus analog zu Bourdieus „Geschmack für das Notwendige“ verstanden werden, den er der Arbeiter\*innenklasse zuordnet (Bourdieu 1979, 585–601). Ökonomische Überlegungen sind dabei ständiger Begleiter, werden aber nicht wie bei der investiven Statusarbeit als Sinnbild der geglückten Lebensführung ethisch aufgeladen. Das soziale Nahumfeld als materielles und psychisches Unterstützungsnetzwerk ist ebenfalls kaum zu unterschätzen, auch wenn seine dauerhafte Pflege nicht immer gelingt. Beide Fälle berichten von verschiedenen Enttäuschungen und Distanzierungen, von Menschen, die sie ‚im Stich gelassen‘ hätten oder mit denen sie keine Interessen mehr teilen konnten. Eine dauerhafte Gemeinschaftszentrierung kommt so ebenfalls nicht zustande.

Zusammengefasst lässt sich festhalten, dass unterhalb einer bestimmten Ressourcenausstattung offenbar ein Statusstreben im Sinne eines dauerhaften, habitualisierten Zielens auf anerkennende Identitätsbestätigung als ‚besonders‘ nicht möglich ist. Damit sind die drei mittelschichtsspezifischen biographischen Orientierungen nach ‚unten‘ abgrenzt. Dabei sollte allerdings festgehalten werden, dass beide vorgestellten Fälle mit einem Nettoäquivalenzeinkommen von 1000–1500 € und ihren Bildungsabschlüssen – Berufsausbildung im Fall von Frau Uhlig, Abitur im Fall von Herrn Park – durchaus noch zur unteren Mittelschicht gehören. Eine mittlere Kapitalausstattung im Sinne unseres theoretischen Modells, die zu investiver Statusarbeit wie auch zur gemeinschaftszentrierten und berufsstolzorientierten Lebensführung befähigt, ist also heutzutage wohl höher anzusetzen, als gängige Definitionen der Mittelschichten nahelegen.

#### *Statusarbeit unter gesicherten Bedingungen*

Die zwei Fälle, die wir als Statusarbeit unter gesicherten Bedingungen einordnen und tentativ in die Nähe der Oberschichtenlebensführung rücken, stellen sich uns zunächst als irritierende Ausnahmen dar. Ihre Lebensgeschichten sind auf der einen Seite von klaren beruflichen Aufstiegskarrieren gekennzeichnet, denen auch eine biographische Orientierung an einer kontinuierlichen und uferlosen ökonomischen Statusverbesserung unterliegt, womit sie als investive Statusarbeiter\*innen gelten könnten. Auf der anderen Seite dokumentierten sich in ihren

Lebensgeschichten aber auch Orientierungen an Berufsstolz und Gemeinschaftszugehörigkeit, die allerdings weder im Konflikt mit der Orientierung an investiver Statusarbeit stehen, noch dieser dauerhaft über- oder untergeordnet werden. Insofern sperren diese beiden Fälle sich gegen eine klare Einordnung in der Typologie der biographischen Orientierungen der Mittelschichten – anders als bei denjenigen, deren Lebensführung sich als Kampf um Konsolidierung charakterisieren lässt, jedoch nicht deshalb, weil sich kein dauerhaftes konsistentes Statusstreben vorfindet, sondern weil das sehr wohl vorhandene Statusstreben die klare Trennung der Typen transzendiert. Beide Fälle umfassen im Rahmen durchaus konsistenter Statusorientierungen mehr als einen Typ.

Dies lässt sich anhand einer kurzen Skizze der beiden Fälle verdeutlichen. Herr Martin – der erste Fall – ist Ende dreißig und wohnt mit seiner Partnerin und einem kleinen Kind in einer westdeutschen Großstadt. Er wächst als Kind im europäischen Ausland auf, wohin seine Eltern berufsbedingt gezogen sind, absolviert sein Abitur aber schließlich in Deutschland. In dieser Zeit fällt er die Entscheidung, in der Filmindustrie arbeiten zu wollen, da dieser Beruf ihm aufregend und an seine allgemeinen Interessen anschlussfähig erscheint. Nach dem Zivildienst, den er strategisch so wählt, dass er ihn geographisch in die Nähe eines Zentrums der deutschen Filmbranche führt, beginnt er, über Praktika und Fortbildungen Kontakte zu knüpfen, und gründet, zunächst gemeinsam mit einem Partner, eine Firma für Filmtechnik und später, als „zweites Standbein“ (I38: 1441), noch eine Firma für filmische Spezialeffekte. Ökonomische ‚Durststrecken‘ überbrückt er mit kleineren Jobs in Messebau und Werbung oder indem er sich Geld von seiner schon früher gutverdienenden Partnerin leiht, vor allem aber in dem auch dem Interviewer gegenüber bekundeten Wissen, sich stets von seinen wohlhabenden Eltern auffangen lassen zu können. Inzwischen ist er mit seiner ökonomischen Situation nach eigenem Bekunden einigermaßen zufrieden, auch wenn er beim Ausfüllen unseres Fragebogens lange überlegt, was er eigentlich verdient; er wünscht sich aber einen weiteren Aufstieg, durch den er, wie er sagt, erst beurteilen könne, ob er sich bisher genug angestrengt habe. Außer an ökonomischen Zahlen bewertet er seine Tätigkeit aber immer auch unter Gesichtspunkten einer Orientierung am Berufsstolz. Seine ursprüngliche Entscheidung, nicht zu studieren, sondern den ‚ausgefallenen‘ Weg der Karriere beim Film zu wählen, ist dabei aber der einzige Punkt, an dem sich argumentieren ließe, dass die Orientierung am ökonomischen Erfolg der am Berufsstolz untergeordnet worden wäre. Im weiteren Verlauf sind beide Orientierungen gleichberechtigt und gleichgerichtet handlungsleitend.

Der zweite Fall, Herr Mey, ist Anfang dreißig und lebt mit seiner Partnerin in einer Großstadt in Süddeutschland.<sup>47</sup> In seiner Kindheit und Jugend zieht die Familie wegen der Tätigkeit des Vaters als Unternehmensberater mehrfach um, wobei Herr Mey in der Rückwendung konstatiert, dass er mit seiner „*gutbürgerlichen*“ (I41: 414) Familie meist zu den Wohlhabendsten in seinem Lebensumfeld gehört. Er besucht schließlich ein angesehenes Gymnasium in einer Kleinstadt im ‚Speckgürtel‘ einer westdeutschen Großstadt, ist Schülersprecher und Mitglied der Jugendorganisation einer bürgerlichen Partei und absolviert nach dem Wehrdienst ein von den Eltern finanziertes Studium der Wirtschaftswissenschaften an einer exklusiven, kostenpflichtigen Privatuniversität. In der Folge arbeitet er als Unternehmensberater, wobei ihm Kontakte aus dem Studium und berufliche Kontakte den Weg zu besser bezahlten Stellen bahnen. Er ist zum Zeitpunkt des Interviews Beschäftigter bei einer der größten Wirtschaftsprüfungsgesellschaften der Welt und skizziert für die Zukunft den Plan eines weiteren Aufstiegs im selben Feld, wobei er als Ziel formuliert, Partner in einer Beratungsfirma zu werden oder in die Führungsetage eines großen Unternehmens aufzurücken.

Auffällig ist die Selbstverständlichkeit dieses stetigen und klaren ökonomischen Aufstiegs im doppelten Sinne: Auch wenn Herr Mey durchaus Leistung als Legitimation von Erfolg anführt, dokumentieren seine Ausführungen zur beruflichen Laufbahn doch fast schon eine erlebte Selbstläufigkeit, die im Kontrast zu den bekundeten Mühen der investiven Statusarbeiter\*innen steht. Außerdem wirkt der beschrittene Weg weniger selbst aktiv geplant als vielmehr auf einem teilweise impliziten Rezeptwissen beruhend, das sich nicht zuletzt aus den beruflichen Erfahrungen des Vaters speisen dürfte. Auch löst die Karriere Herrn Mey nicht aus seinem sozialen Nahumfeld, sondern scheint mitunter, im Gegenteil, gerade durch die Orientierung an Teilhabe an dieser erlebten Gemeinschaft motiviert: So verknüpft er seine Karriereambitionen auch mit den von ihm positiv konnotierten Erwartungen des Elternhauses und begründet sein Streben nach Wohlstand mit dem Wunsch nach einem Lebensstandard, der ihm unter anderem die Teilhabe an den gemeinsamen Aktivitäten des Freundeskreises ermöglicht. All diese letztgenannten Aspekte hatten wir in den übrigen Fällen als wesentlich mit der biographischen Orientierung der gemeinschaftszentrierten Lebensführung verbunden vorgefunden.

In beiden Fällen dokumentiert sich in der Lebensgeschichte also eine dauerhafte nicht-konfliktvolle Synthese aus mindestens zwei der biographischen

---

<sup>47</sup> Da dieser Fall von uns aus einer anderen Studie herangezogen wird, in der das Einkommen nicht erfragt wurde, können wir nur schätzen, dass – wie an seiner Verortung in Abb. 4.1 ersichtlich – Herrn Meys monatliches Nettoäquivalenzeinkommen über 4500 € liegt.

Orientierungsmuster, die ansonsten nur getrennt oder konfligierend aufgetreten waren – im Fall von Herrn Martin die Synthese von Berufsstolz und investiver Statusarbeit, im Fall von Herrn Mey die Synthese von gemeinschaftszentrierter Lebensführung und investiver Statusarbeit. Dass beide Befragte aus Elternhäusern stammen, die sehr viel wohlhabender sind als die unserer anderen Befragten, und sie sich auch selbst in ‚betuchteren‘ Kreisen bewegen,<sup>48</sup> könnte diese Besonderheit auf verschiedenen, vermutlich zusammenlaufenden Wegen begünstigt haben: Der im Umfeld als normal – oder wie Herr Mey es immer wieder formuliert: „klassisch“ (I41: 352, 416, 419) – erlebte ökonomische Erfolg dürfte zum Beispiel dazu beitragen, dass das Streben nach ökonomischem Erfolg weniger schnell als illegitim sanktioniert wird. Der „gewisse Standard“, nach dem auch alle Vertreter\*innen der drei Lebensführungstypen der Mittelschichten streben, liegt einfach sehr viel höher. Riskantere Entscheidungen, wie das Streben nach einer Karriere im Film, die Berufsstolz und ökonomischen Erfolg gleichermaßen möglich machen, aber eben keine große Sicherheit verbürgen können, sind vor dem Hintergrund einer über die Herkunftsfamilie garantierten ökonomischen Sicherheit und eines höheren Startkapitals weniger ‚waghalsig‘. Auch mag die größere ökonomische Sicherheit dazu beitragen, dass Fragen des ökonomischen Erfolgs weniger existentiell erlebt und deshalb ‚sportlich‘ genommen werden. Bei Vertreter\*innen der Lebensführung des Berufsstolzes hatten wir ja gesehen, dass ökonomischer Erfolg durchaus auch als Anerkennung beruflicher Meisterschaft erlebt werden kann; und auch Vertreter\*innen der gemeinschaftszentrierten Lebensführung hatten ihn ja stellenweise als positives Attribut einer besonderen Rolle in der Gemeinschaft präsentiert. Allerdings war diese Gleichausrichtung von ökonomischer Statusorientierung mit anderen biographischen Orientierungen von kurzer Dauer, weil zum Beispiel die Sorge um den eigenen ökonomischen Status oder darum, ob das Streben nach ökonomischem Status die Legitimität der Identitätsbehauptung unterminieren könnte, dazu zwang, eine der beiden Orientierungen als vorrangige zu behandeln.

Dass also gerade die beiden Fälle, in denen die Statusarbeit unter – im Vergleich zu allen anderen Fällen unseres Samples – komfortablen Bedingungen stattfindet, das Entweder/Oder der drei Typen transzendieren, legt den vorsichtigen Schluss nahe, dass die vorfindliche Differenzierung der Lebensführungsmodi der Mittelschichten auch dem vor allem ökonomischen Druck geschuldet ist, sich ‚zu entscheiden‘. Die mittelschichtsspezifische Situation, dass man etwas

---

<sup>48</sup> Zwar verfügt Herr Martin, auch weil er sich noch an einem verhältnismäßig frühen Punkt seiner Berufslaufbahn befindet, über ein Individualeinkommen, das durchaus noch im Rahmen der Mittelschichten verbleibt; allerdings verdient seine Partnerin seinem Bekunden nach mehr, so dass das Haushaltseinkommen bereits höher liegen dürfte.

verlieren, aber auch etwas gewinnen kann, spitzt sich also dergestalt zu: Man kann nur gewinnen, wenn man alles auf eine der drei Karten – investive Statusarbeit, Berufsstolz, Gemeinschaft – setzt. Hier zu lange oder gar auf Dauer unentschieden zu bleiben, setzt ökonomische Ressourcen voraus, die Einkommen und Vermögen der Mittelschichten übersteigen.

Die Betrachtung des Kampfes um Konsolidierung untermauert die Annahme des theoretischen Modells, dass eine gewisse ökonomische Ressourcenausstattung im Sinne einer „Schwelle der Berechenbarkeit“ (Bourdieu 2000, 92) nötig ist, um die Zukunft als Möglichkeitsraum der Verbesserung des eigenen Status zu entwerfen, und legt die Vermutung nahe, dass diese Schwelle etwa bei 100 % des Nettoäquivalenzeinkommens verläuft, also am Übergang von unterer Mittelschicht und mittlerer Mittelschicht. Der Blick auf Statusarbeit unter gesicherten Bedingungen nuanciert eine im theoretischen Idealtypus angedachte Variante investiver Statusarbeit noch etwas weiter. Es scheint, als ob in der oberen Mittelschicht und in den Oberschichten unter Bedingungen ökonomischer Sicherheit zwar auch investive Statusarbeit als Modus der Lebensführung gelebt wird – aber eben anders als ansonsten in den Mittelschichten. Das Statusstreben vollzieht sich vor dem Hintergrund größerer Statussicherheit; und das ermöglicht, mehr zu wagen.

#### **4.4.3 Dämonen, die des Lebens Fäden halten**

Webers Überlegungen zur Lebensführung im okzidentalischen Kapitalismus münden bekanntlich in einer Krisendiagnose: Die protestantische Ethik, die in der heroischen Phase der Etablierung des Geistes des Kapitalismus ihren Gläubigen die Kraft gegeben habe, sich in einer feindlichen Umwelt zu behaupten, sei im Moment ihrer hegemonialen Durchsetzung als sittlich-sinnhafte Orientierung abgestorben. Die methodisch kontrollierte Lebensführung lebe als „stahlhartes Gehäuse“ (Weber 1905, 201) fort, zwingt sich den Subjekten also auf, ohne dass diese sie sich noch sinnhaft zu eigen machen könnten. In dieser unangenehmen Situation gelte es nun für jeden einzelnen, so seine blumig-pathetische Formulierung, den „Dämon“ zu finden, der „seines Lebens Fäden hält“ und ihm in der „Forderung des Tages“ zu gehorchen (Weber 1919, 511).

Die biographischen Orientierungen, die in diesem Kapitel rekonstruiert wurden, sind Formen des Umgangs mit genau diesem Problem. Die Befragten finden sich nicht orientierungslos in der sinnlosen „Nacht“ (Weber 1919, 511), sondern entwickeln, im Durchleben vielfältiger sozialer Anerkennungs- und Missachtungskonstellationen, ein implizites Wissen davon, was es heißt, ein ethisch



gehaltvolles, erfolgreiches Leben zu führen. Insofern könnte man unsere Typologie auch als ‚Dämonologie der Mittelschichten‘ fassen: als Systematisierung der verschiedenen Weisen, in denen Mittelschichtenangehörige die „Forderungen des Tages“ als ethische Herausforderungen begreifen und bearbeiten. Dass es diese unterschiedlichen Dämonen gibt, ist keine Frage eines letzten Endes für die Praktiken der Statusarbeit konsequenzenlosen, luftigen kulturellen ‚Überbaus‘ – sondern prägt, wie das Kapitel gezeigt hat, ganz manifest unterschiedliche biographische Gestalten. Für die Beobachterin ganz ähnliche Irritationen werden von den Vertreter\*innen unterschiedlicher Modi der Lebensführung völlig anders wahrgenommen und verarbeitet. Für Modi der Lebensführung gilt damit, was Rahel Jaeggi (2014, 243–247) für den eng verwandten Begriff der Lebensformen konstatiert: Objektiv widerfahren mag Menschen alles Mögliche – von Meteoriteneinschlägen über Arbeitslosigkeit bis zu Beziehungskrisen: Zum Problem und damit zum Gegenstand der Bearbeitung für Lebensführungsmodi werden diese Widerfähnisse aber dennoch so, wie sie sinnhaft an Lebensführungsmodi anschließbar sind.

Es ist instruktiv, sich dies am Beispiel der Covid-19-Pandemie gedankenexperimentell vor Augen zu führen: Wie erleben und verarbeiten Gemeinschaftszentrierte, Berufsstolze und investive Statusarbeiter\*innen wohl den gesellschaftlichen Ausnahmezustand?<sup>49</sup> Wer seine Biographie zentral am Berufsstolz ausrichtet, der mag Trost und vor allem Ansporn in der Tatsache finden, dass Isaac Newton seine wichtigsten wissenschaftlichen Durchbrüche in einer Pestquarantäne erzielt (Stillich 2020) – oder aber, sofern er etwa Künstler ist, ein Virus verfluchen, das ihm das Ausleben seiner beruflichen Meisterschaft verunmöglicht. Gemeinschaftszentrierte werden dem Lockdown und dem Imperativ zur sozialen Isolation vermutlich wenig Positives abgewinnen können – und, abhängig von den normativen Erwartungen ihres sozialen Nahumfelds, entweder versuchen, ‚verantwortungsvolle‘ alternative Wege zu finden, ihre sozialen Beziehungen zu pflegen, oder die Maßnahmen zu umgehen. Wo investive Statusarbeit den normativen Kern der Lebensführung ausmacht, da ist entsprechend die drohende Entwertung von Ressourcen die größte Herausforderung – und der bei diesem Modus der Lebensführung besonders ausgeprägte Einzelkämpfer\*innenethos mag überdies zu entsprechend großem Unmut über die kollektiv verbindlichen Regelungen der Infektionsvermeidung führen oder diese Regelungen auch als ‚sportliche Herausforderungen‘ nehmen.<sup>50</sup>

---

<sup>49</sup> In einem Folgeprojekt werden wir dieser Frage empirisch nachgehen.

<sup>50</sup> Es ist, auch wenn belastbare Erhebungen fehlen, zumindest auffällig, dass viele der in der Presse anekdotisch porträtierten Aktivist\*innen der Demonstrationen gegen die Corona-Maßnahmen der Bundesregierung in Berufen arbeiten, die wir tendenziell der investiven

Allerdings deutet dieses Beispiel auch auf eine in den Darlegungen dieses Kapitels von uns noch nicht systematisch betrachtete Seite von Lebensführung hin: Die sozialen und materiellen Bedingungen des biographischen Handelns stecken diesem – das illustrieren die Rekonstruktionen unserer Fälle bereits jetzt – mitunter sehr enge Grenzen. Berufsstolze, deren Kinder wegen des Lockdowns zu Hause betreut werden müssen oder deren Erwerbstätigkeit in Gefahr ist, werden zum Beispiel nicht die Wissenschaft oder Kunst revolutionieren, sondern zunächst versuchen, den Spagat zwischen Care- und Statusarbeit zu bewältigen. Und investive Statusarbeiter\*innen, deren ökonomische Spielräume durch Unsicherheit und Rezession zumindest vorübergehend fast verschwinden, mögen sich auf eine Art und Weise auf ihre Mitmenschen zurückgeworfen finden, die ihnen sonst fern läge: Sei es, indem sie in Partnerschaft und Familie enger eingebunden werden, indem sie – vielleicht aus Angst vor Ansteckung, Sorge um Angehörige oder weil sie auf Hilfe angewiesen sind – doch kollektive Formen der Problembearbeitung für sich entdecken, oder, andersherum, weil ihr Unmut über die kollektive Krisenbearbeitung sie unversehens selbst in die Arme eines Kollektivs führt, das diesen Unmut als Protest aufgreift und artikuliert.

Doch auch im ganz alltäglichen Leben prägt die subjektive Orientierung zwar das Erleben und die Bearbeitung von Irritationen – es wäre aber fatal, zu ignorieren, dass sie sich eben auch an ihnen bricht und transformiert. Es ist ein zweites wichtiges Ergebnis der Untersuchung, dass Praktiken der investiven Statusarbeit, also die Sorge um die Mehrung oder zumindest Sicherung der eigenen Ressourcen, sich bei allen Befragten ausmachen lassen, da eine bestimmte Ressourcenausstattung auch für diejenigen Mittelschichtenangehörigen, bei denen sie nicht eigenständige Zielgröße des biographischen Handelns ist, eine Ermöglichungsbedingung für die Umsetzung anderer biographischer Projekte darstellt. Das folgende Kapitel fokussiert genau dieses Problemfeld: Es systematisiert verschiedene Arenen und Praktiken der Statusarbeit und fragt anschließend, wie die in diesem Kapitel rekonstruierten Typen biographischer Orientierung den Grad und die Art prägen, in der sich ihre Vertreter\*innen diese Praktiken in den verschiedenen Arenen zu eigen machen.

---

Statusarbeit im engeren Sinne zugeordnet haben, vor allem als selbstständige Unternehmer\*innen.

## Literatur

- Alle, Katrin und Vera Kallfaß-de Frênes. 2016. „Nachbarschaft und Nachbarschaftlichkeit.“ In *Altern und Versorgung im nachbarschaftlichen Netz eines Wohnquartiers*, Sigrid Kallfaß, Hrsg., 11–40. Wiesbaden: Springer VS.
- Bernhard, Thomas. 1988. *Der Untergeher*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Bohnsack, Ralf. 2010. *Rekonstruktive Sozialforschung*. Opladen, Farmington Hills: Barbara Budrich.
- Bourdieu, Pierre. 1979 (1994). *Die feinen Unterschiede. Zur Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Bourdieu, Pierre. 1990. „Die biographische Illusion.“ *BIOS* 3: 75–81.
- Bourdieu, Pierre. 2000. *Die zwei Gesichter der Arbeit: Interdependenzen von Zeit- und Wirtschaftsstrukturen am Beispiel einer Ethnologie der algerischen Übergangsgesellschaft*. Konstanz: Universitätsverlag Konstanz.
- Brandom, Robert B. 2015. *Wiedererinnerter Idealismus*. Berlin: Suhrkamp.
- Dresing, Thorsten und Thorsten Pehl. 2013. *Praxisbuch Interview, Transkription & Analyse. Anleitungen und Regelsysteme für qualitativ Forschende*. (5. Aufl.) Marburg: Dresing & Pehl.
- Durkheim, Émile. 1912 (2014). *Die elementaren Formen des religiösen Lebens*. 3. Auflage. Berlin: Verlag der Weltreligionen.
- Franzmann, Manuel. 2017. *Säkularisierter Glaube: Fallrekonstruktionen zur fortgeschrittenen Säkularisierung des Subjekts*. Weinheim und Basel: Beltz Juventa.
- Gould, Stephen Jay und Richard Charles Lewontin. 1979. „The Spandrels of San Marco and the Panglossian Paradigm: A Critique of the Adaptationist Programme.“ *Proceedings of the National Academy of Sciences. Series B, Biological Sciences* 205(1161): 581–598.
- Jaeggi, Rahel. 2014. *Kritik von Lebensformen*. Berlin: Suhrkamp.
- MacIntyre, Alasdair . 1981. *After Virtue*. Paris: University of Notre Dame Press.
- MacIntyre, Alasdair. 2006. *Der Verlust der Tugend: Zur moralischen Krise der Gegenwart*. Frankfurt a. M. und New York: Campus.
- Marx, Karl. 1867 (1972). *Das Kapital. Bd. I*. Frankfurt am Main: Verlag Marxistische Blätter.
- Nachtwey, Oliver. 2016. *Die Abstiegs-gesellschaft: über das Aufbegehren in der regressiven Moderne*. Berlin: Suhrkamp.
- Oevermann, Ulrich. 2016. „„Krise und Routine“ als analytisches Paradigma in den Sozialwissenschaften.“ In *Die Methodenschule der objektiven Hermeneutik*, Roland Becker-Lenz, Andreas Franzmann, Axel Jansen und Matthias Jung, Hrsg., 43–114. Wiesbaden: Springer VS.
- Talcott Parsons. 1951. *The Social System*. New York: The Free Press.
- Pfaller, Robert. 2012. *Zweite Welten und andere Lebenselixiere*. Frankfurt a. M.: S. Fischer.
- Schimank, Uwe. 1988. „Biographie als Autopoiesis – Eine systemtheoretische Rekonstruktion von Individualität.“ In *Vom Ende des Individuums zur Individualität ohne Ende*, Hanns-Georg Brose und Bruno Hildenbrand, Hrsg., 55–72. Opladen: Leske und Budrich.
- Schimank, Uwe. 2009. „Die Moderne: Eine funktional differenzierte kapitalistische Gesellschaft.“ *Berliner Journal für Soziologie* 19 (3): 327–351.
- Schimank, Uwe. 2015. „Lebensplanung!?! Biografische Entscheidungspraktiken irritierter Mittelschichten.“ *Berliner Journal für Soziologie* 25(1–2): 7–31.

- Schimank, Uwe. 2019. „Coping: Entscheiden, wenn das kaum noch möglich ist.“ *Leviathan* 47(2): 192–214.
- Stichweh, Rudolf. 1988. „Inklusion in Funktionssysteme der modernen Gesellschaft.“ In *Differenzierung und Verselbständigung. Zur Entwicklung gesellschaftlicher Teilsysteme*, Renate Mayntz, Bernd Rosewitz, Uwe Schimank und Rudolf Stichweh, Hrsg., 261–294. Frankfurt am Main: Campus.
- Stillich, Sven. 2020. „Erfindungen zu Hause: Wo wurde eigentlich der Kaffeefilter erfunden?“ *Die Zeit*, 21.04.2020 (<https://www.zeit.de/zeit-wissen/2020/03/erfindungen-zuhause-isolation-innovation-wissenschaft>).
- Taylor, Charles. 2007. *A Secular Age*. Cambridge: Harvard University Press.
- Tönnies, Ferdinand. 1887 (1963). *Gemeinschaft und Gesellschaft*. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
- Voswinkel, Stephan. 2018. „Der statusorientierte Mensch als Homo oeconomicus der Soziologie.“ *WestEnd*: 119–128.
- Weber, Max. 1905 (1975). „Die protestantische Ethik und der Geist des Kapitalismus.“ In *Die protestantische Ethik I*, Max Weber, 27–277. Hamburg: Siebenstern.
- Weber, Max. 1919 (1967). *Wissenschaft als Beruf*. Berlin: Duncker und Humblot.
- Weltweiser. 2018. *Weltweiser-Studie. Schüleraustausch, High School, Auslandsjahr*. Bonn: Weltweiser. Der unabhängige Bildungsberatungsdienst und Verlag.
- Wohlrab-Sahr, Monika. 1992. „Institutionalisierung oder Individualisierung des Lebenslauf? Anmerkungen zu einer festgefahrenen Debatte.“ *BIOS* 5 (1): 1–19.

**Open Access** Dieses Kapitel wird unter der Creative Commons Namensnennung 4.0 International Lizenz (<http://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.de>) veröffentlicht, welche die Nutzung, Vervielfältigung, Bearbeitung, Verbreitung und Wiedergabe in jeglichem Medium und Format erlaubt, sofern Sie den/die ursprünglichen Autor(en) und die Quelle ordnungsgemäß nennen, einen Link zur Creative Commons Lizenz beifügen und angeben, ob Änderungen vorgenommen wurden.

Die in diesem Kapitel enthaltenen Bilder und sonstiges Drittmaterial unterliegen ebenfalls der genannten Creative Commons Lizenz, sofern sich aus der Abbildungslegende nichts anderes ergibt. Sofern das betreffende Material nicht unter der genannten Creative Commons Lizenz steht und die betreffende Handlung nicht nach gesetzlichen Vorschriften erlaubt ist, ist für die oben aufgeführten Weiterverwendungen des Materials die Einwilligung des jeweiligen Rechteinhabers einzuholen.





## Praktiken investiver Statusarbeit

# 5

In Kap. 4 wurde gezeigt, dass entgegen der Annahme unseres theoretischen Modells investive Statusarbeit nicht das einzige typische<sup>1</sup> biographische Orientierungsmuster von Mittelschichtenangehörigen ist. Neben ihr haben wir mit der Orientierung am Berufsstolz und der Gemeinschaftsorientierung zwei weitere Modi der Lebensführung gefunden. In diesem Kapitel wenden wir uns nun den Praktiken der Lebensführung zu. Wie wird ein bestimmter Lebensführungsmodus tagtäglich und im Lebensverlauf in den verschiedenen Lebensbereichen vollzogen? Dafür geben die biographischen Orientierungen einen Rahmen ab; sie bestimmen aber nicht allein, welcher Praktiken sich jemand bedient. Das zentrale Ergebnis, das der Blick auf die Praktiken schnell zeigt, lässt sich bereits vorab so zusammenfassen: Ob jemand investive\*r Statusarbeiter\*in ist oder ein am Berufsstolz oder an Gemeinschaft orientiertes Leben führt – *alle setzen Praktiken investiver Statusarbeit ein*. Sämtliche Interviews sind von Schilderungen durchzogen, in denen es darum geht, durch bestimmte Aktivitäten den eigenen beruflichen Status zu sichern oder weiter zu verbessern. Während also die investive Statusarbeit im engeren Sinne, als biographische Orientierung, nur bei einem Teil unserer Fälle vorliegt, bildet die investive Statusarbeit im weiteren Sinne, also als Ressourceneinsatz zur Statussicherung und -verbesserung, die geteilte sozioökonomische Basis der drei Lebensführungsmodi. Um Praktiken investiver Statusarbeit kommen Mittelschichtenangehörige – unabhängig von ihrer biographischen Orientierung – offenbar nicht herum.

Da das so ist, können wir im ersten Schritt die Praktiken unabhängig von den sie rahmenden biographischen Orientierungen nach ‚Investitionsarenen‘ sortieren

---

<sup>1</sup> Das Modell sieht durchaus vor, dass es Mittelschichtenangehörige gibt, die einem anderen biographischen Orientierungsmuster wie etwa Hedonismus folgen. Doch das sollten seltene Ausnahmen von der Regel sein.

(Abschn. 5.1). Ökonomisches und kulturelles Kapital wird vor allem in bildungs- und erwerbsbezogenen Aktivitäten sowie in Finanzmarktaktivitäten investiert und reinvestiert. Dies ist unmittelbare und primär auf die eigene Person bezogene Statusarbeit. Eingebettet ist diese in soziale Beziehungen, die auf verschiedene Weisen unterstützend wirken und auch als soziales Kapital aufgebaut und vermehrt werden können. In der Elternrolle kann man weiterhin intergenerationale Statusarbeit leisten, also die eigenen Kinder auf investive Statusarbeit hin ausrichten und bei dieser unterstützen. Schließlich wird nach reflexiver Statusarbeit als Gestaltung der Bedingungen zukünftiger eigener Statusarbeit gefragt. Im Anschluss an diese Kategorisierung der Arenen werden die unterschiedlichen biographischen Planungsmodi, die den Praktiken zugrunde liegen, genauer betrachtet (Abschn. 5.2). Sie reichen von ambitionierter und erfolgreicher langfristiger Planung über einen Inkrementalismus, der von einer unbekümmerten Zuversicht getragen wird, und einem ‚Bounded Planning‘ bis hin zu abwehrender Planungsresignation. Im Anschluss werden Begrenzungen investiver Statusarbeit in der Sach-, der Zeit- und der Sozialdimension aufgezeigt (Abschn. 5.3). Schließlich wird der Frage nachgegangen, was in den Augen der Befragten ‚gute Statusarbeit‘ ausmacht, welchen ethischen Kriterien die eingesetzten Praktiken also genügen müssen, und was umgekehrt als unethisch gilt (Abschn. 5.4). Hier spielt ‚Leistung‘ als Bewertungskriterium eine zentrale Rolle und wir identifizieren mit der ‚symbolischen‘ oder legitimatorischen Statusarbeit eine weitere, im theoretischen Modell nicht explizit herausgearbeitete Art von Praktiken.

Bei der legitimatorischen Statusarbeit ist die Verbindung zur zunächst ausgeklammerten biographischen Orientierung augenfällig: Es wird sich zeigen, dass die Lebensführungen von Mittelschichtenangehörigen auf einer handlungspraktischen Ebene über ein Set an Praktiken beschrieben werden können, die sich bis zu einem gewissen Punkt auch ohne den Blick auf die jeweiligen biographischen Orientierungen nachvollziehen lassen. Aber natürlich stellen diese nicht bloß einen ‚Überbau‘ des ‚schönen Geredes‘ dar, gegenüber dem sich das praktische Tun beliebig verselbstständigen kann. Auch wenn Praktiken investiver Statusarbeit in allen drei gefundenen biographischen Orientierungsmustern eine Rolle spielen, ist der Stellenwert dieser Praktiken doch ein jeweils anderer. Investive Statusarbeiter\*innen ‚bekennen‘ sich zu diesen Praktiken und sind offen darauf aus, immer weitere Statusverbesserungen für sich zu realisieren; mit bloßer Statussicherung geben sie sich, außer unter sehr ungünstigen Umständen, nicht zufrieden. In der am Berufsstolz orientierten und bis zu einem ‚Sättigungspunkt‘ auch in der gemeinschaftszentrierten Lebensführung stellen durch Praktiken investiver Statusarbeit erreichte Statusverbesserungen willkommene Nebenfolgen eines biographisch anders ausgerichteten Strebens dar; und

für beide Modi der Lebensführung ist Statussicherung eine notwendige Ermöglichungsbedingung. Während also für investive Statusarbeiter\*innen, wie Steffen Mau et al. (2019) ausführen, Statussicherung als ein ausgebreitetes, resigniertes Aufstiegsstreben verstanden werden kann, sieht das bei den anderen beiden Lebensführungsmodi anders aus. So weisen einige Befragte angebotene Beförderungen zurück; andere grenzen sich explizit von dem Erfolgsstreben anderer ab; wieder andere schwärmen gerade von denjenigen Lebensphasen, in denen sie mit wenig Geld improvisieren mussten. Kurz: Der subjektive Sinngehalt und damit der praktische Stellenwert der investiven Statusarbeit müssen auch aus der rahmenden biographischen Orientierung heraus verstanden werden.

---

## 5.1 Praktiken der investiven Statusarbeit

Im Interviewmaterial lässt sich über ausnahmslos alle Fälle hinweg eine große Spannweite von Praktiken finden, die darauf zielen, den sozioökonomischen Status zu verbessern und damit investive Statusarbeit im weiteren Sinne sind. Im Zentrum der folgenden Ausführungen stehen Investitionsaktivitäten, die sich explizit oder implizit in den erhobenen Interviews zeigen. Die Statusdarstellungen, die im theoretischen Modell angedacht sind, können dabei kaum eine Rolle spielen, denn sie werden über den gewählten methodischen Zugang wenig sichtbar. So schildern Interviewpartner\*innen, meist beiläufig, dass sie sich Autos und Eigenheime kaufen, Motorrad fahren, in den Urlaub fliegen, Bio-Lebensmittel essen, in ihrer Freizeit in Restaurants, Theater und Museen gehen, Tanzkurse und Erlebnisparks besuchen. Sie servieren fair gehandelten Tee, lassen uns in wohl ausgestatteten Wohnzimmern mit langen Bücherwänden Platz nehmen; schauen „*lieber Arte als RTL2*“ (I29: 1277). Sie tragen Schmuck, haben Tätowierungen, gehen zu Fußmassagen, Frisör\*innen und Kosmetiker\*innen. Diese zumeist sehr beiläufigen Bemerkungen zeigen an, dass andere methodische Zugänge genutzt werden müssen, um nachvollziehen zu können, ob und wie die Interviewpartner\*innen solche Statusdarstellungen strategisch einsetzen, um sie als Kapital zu investieren und ihre Kapitalausstattung zu mehren.

Im Folgenden wird zunächst anhand von Bildungsanstrengungen gezeigt, dass diese eine zentrale Rolle für die Statusarbeit spielen, aber je nach biographischer Rahmung sehr unterschiedliche Bedeutung in der Lebensführung annehmen – ein Befund, der auch für die anderen Investitionspraktiken gilt, aber an diesem Beispiel gut pars pro toto ausbuchstabiert werden kann. Im Anschluss daran wird auf Investitionen in der Erwerbssphäre und auf dem Finanzmarkt eingegangen. Darauf folgend wird ein Blick auf die Pflege sozialer Beziehungen als Unterstützung

investiver Statusarbeit und als Arena eigener Praktiken der Statusarbeit geworfen. Anschließend wird das weite Feld der intergenerationalen Statusarbeit thematisiert, welche sich in den Interviews als einer der Themenbereiche herausstellt, in denen am explizitesten über Statusaspirationen gesprochen wurde. Im Anschluss daran wird noch kurz reflexive Statusarbeit betrachtet.

### 5.1.1 Bildung – eine polykontexturale Investitionsarena

Bildung stellt eine zentrale Aktivität der Statusarbeit dar. Unsere Interviewpartner\*innen studieren an Fachhochschulen und Universitäten, sie absolvieren – teils mehrere – Berufsausbildungen, sie besuchen Abendgymnasien und Kurse an Volkshochschulen, sie promovieren. Sie durchlaufen eine „*bestialische Ausbildung*“ (I05) und entscheiden sich statt für „*pillepalle*“ für „*vernünftige*“ Ausbildungen (I21); sie finanzieren sich zweite Studiengänge mit mehreren Nebenjobs und investieren „*im fünfstelligen Bereich*“ in Fortbildungsmaßnahmen (I06).

Bildung wird im gesellschaftlichen Common Sense als einer der zentralen Aufstiegswege betrachtet. In der Allensbach-Umfrage zur „Generation Mitte“ aus dem Jahr 2018 belegen „gute Schulbildung“ (85 % Zustimmung) und „gute Berufsausbildung“ (76 % Zustimmung) zwei der ersten drei Plätze als Antwort auf die Frage: „Was entscheidet Ihrer Ansicht nach heutzutage vor allem über die Erfolgs- und Zukunftschancen junger Menschen?“ (Köcher 2018). Bildung stellt auch innerhalb unseres Samples insofern die am häufigsten vorzufindende Aufstiegsstrategie dar, als dass zunächst jeder Besuch einer Bildungsinstitution, der über die Schulpflicht hinausgeht, als eine Praxis zu bewerten ist, die jene Bildungsressourcen mehrt, die als kulturelles Kapitel eingesetzt werden und somit die Lebenschancen verbessern können. Bei näherer Betrachtung werden allerdings sehr unterschiedliche Motive mit Bildungsanstrengungen verbunden. Deshalb soll am Beispiel der Bildung ein Sachverhalt vorgeführt werden, der sich auch bei jeder der weiteren geschilderten Investitionsaktivitäten finden ließe: Bildungsanstrengungen nehmen stark variierende sinnhafte Bedeutungen im Rahmen der unterschiedlichen Lebensführungsmodi ein: Personen mit investiver Statusarbeit als biographischem Orientierungsmuster zeigen ein sehr viel stärker ökonomisch-instrumentelles Verhältnis zu Bildung als Personen, die sich biographisch an Berufsstolz oder an Gemeinschaften orientieren.

Ein Fallbeispiel, in dem Bildung klar mit einem sozioökonomischen Statusaufstieg verbunden ist, stellt das Interview mit Frau Brilla dar, die wir schon



kurz in Abschn. 4.3 als investive Statusarbeiterin vorgestellt hatten. Sie absolviert nach der mittleren Reife eine Ausbildung zur Rechtsanwaltsgehilfin. Nach mehrjähriger Anstellung in diesem Bereich in verschiedenen Firmen beschließt Frau Brilla – inspiriert von ihrem damaligen Partner, der Akademiker war – ein Abendgymnasium zu besuchen. Sie erzählt, sie habe zu sich selbst gesagt:

- 1 *Dann geh doch irgendwie/ guck mal, wie du das machen kannst. Und dann hab*
- 2 *ich von dieser (.) Möglichkeit des Abendgymnasiums //ja// erfahren, und wichtig*
- 3 *war für mich eben, dass ich mein Sta/ meinen Lebensstandard nicht äh*
- 4 *reduzieren muss, //mhm// dass ich das abends machen kann. (I29: 590-593)*

Bereits bei der Entscheidung für die Form der Weiterbildung spielt der gleichzeitige Erhalt des Lebensstandards eine wichtige Rolle. Frau Brilla absolviert das Gymnasium erfolgreich und erzählt, dass das für sie eine „*Offenbarung*“ und eine „*Initialzündung*“ gewesen sei und ihr einen „*enormen Schub*“ gegeben habe und dass sie „*mit dem Abitur in der Tasche gedacht habe, vielleicht kann ich jetzt im Job Karriere machen.*“ (I29: 559) Als naheliegendste Option erschien ihr zunächst ein BWL-Studium:

- 1 *Betriebswirtschaft hätte/ hab ich gewusst, das ist der Markt der Zukunft, das sollte man*
- 2 *eigentlich studieren, //mhm// ähm aber ich muss dann sagen, ich wohnte schon in dieser*
- 3 *Wohnung und hab als Sekretärin, (.) wie ich fand, ganz ordentlich verdient, ich konnte mir was*
- 4 *(.) erlauben und (.) die Alternative wäre ja gewesen, meinen Lebensstandard sehr*
- 5 *RUNTERzuschrauben, mir möglicherweise 'ne andere Wohnung zu suchen, und das konnte*
- 6 *ich mir nicht vorstellen. (I29: 529-534)*

Frau Brilla richtet sich in ihrer Entscheidung zum einen deutlich daran aus, was sie als den „*Markt der Zukunft*“ (1) betrachtet, und zielt damit klar auf eine ökonomische Verwertbarkeit des Studiums. Sie entscheidet sich nur gegen diese Option, weil sie wiederum ihren Lebensstandard nicht senken will, denn das würde bedeuten, dass sie ihre Haupterwerbstätigkeit aufgeben müsste.

- 1 *Dann hab ich mir einfach überlegt: Okay, dann (.) soll es kein Studium sein, äh dann versuch*
- 2 *ich halt das, was ich schon in Händen habe, mein handwerkliches Rüstzeug, auszubauen,*
- 3 *und ähm (.) mich da weiterzubilden und ähm das/ mir war klar das muss/ ich muss eine*
- 4 *Sprache überdurchschnittlich gut können, was naheliegender Weise Englisch sein sollte.*
- 5 *Dann war/ zu dem Zeitpunkt fing das mit der Digitalisierung gerade an, also äh (.) da sagte*
- 6 *man nur noch nicht Digitalisierung, da war gerade das Thema ähm, Word und Excel //mhm//*
- 7 *zu beherrschen. Ähm (.) da wusst' ich, da muss ich (.) fitter werden, und das andere war, dass*
- 8 *ich mir überlegt habe, ich muss mir betriebswirtschaftliche Kenntnisse aneignen. Und dann*
- 9 *hab ich mich hingesetzt und wirklich (.) auf einem großen (.) Blatt Papier das entworfen, was*
- 10 *ich dann die nächsten zehn Jahre tun würde. (I29: 534-544)*

Diese Passage weist auf einen hohen Reflexionsgrad des Entscheidens hin. Das Kriterium für die Entscheidungsfindung besteht darin, sich ein „*handwerkliches Rüstzeug*“ (2) zu erarbeiten, wobei die folgende Elaboration konkretisiert, dass es darum ging, die zukünftige Arbeitsmarktentwicklung abzuschätzen und sich durch entsprechende Weiterbildungen eine günstige Ausgangsposition und eine hohe Employability zu erarbeiten. Frau Brilla beschreibt daraufhin, wie sie in den folgenden Jahren abends nach ihrer Erwerbstätigkeit verschiedene Fortbildungen absolvierte und im Anschluss in der Tat einen gehobenen Verwaltungsposten im Unternehmen annimmt.

Dieser Fall stellt ein besonders eindrückliches Beispiel dafür dar, wie Bildungsabschlüsse für ihren Tauschwert absolviert werden. Auch im Fall von Herrn Steinhauer, der das Studium mit einer ähnlich gelagerten Motivation absolviert, wird es explizit seinem erwarteten Nutzen nach gegen andere Bildungsoptionen abgewogen:

- 1 *Aufgrund der Leistungen in der Ausbildung hatte ich damals ein/ im Prinzip einen Gutschein*
- 2 *für die Meisterschule. //mhm// Ähm, nicht für's Studium, ja? Ich hab aber gesagt, ich fang erst*
- 3 *das Studium an. Warum nicht? Es läuft gut, meine Noten. Warum soll ich es nicht versuchen?*
- 4 *//ja// Wenn das nicht klappt, können wir immer noch überlegen, ob wir Meister oder Techniker*
- 5 *machen. (I30: 972-976)*

Auch in diesem Fall wird das Studium als Investition gedeutet, die einen möglichst hohen Ertrag in möglichst kurzer Zeit sichern soll: „*Ich hab mich schon aufs Studieren konzentriert, //mhm// ja? Deswegen auch Mindeststudienzeit.*“ (I30: 942).

Im Kontrast dazu stehen Fälle, in denen das Studium nicht von seinem vorweggenommenen Ende her gedacht, sondern als eigene biographische Phase des Ausprobierens und der Selbst- und Milieuerkundung beschrieben wird. So berichtet der Interviewpartner Herr Engelbrecht, er habe bei der Studienwahl im Anschluss an seinen Wehrdienst eine „*große Ratlosigkeit*“ verspürt und sei „*planlos*“ gewesen. Bereits die Aufnahme des Studiums steht also nicht so sehr unter einem investiven Vorzeichen, sondern scheint eher der Erwartung eines Normallebenslaufes zu folgen. Er ‚entscheidet‘ sich schließlich für Wirtschaftswissenschaften, ohne diese ‚Wahl‘ allerdings zu begründen. Bald stellt er jedoch fest, dass der Lehrstoff ihn „*ÜBERHAUPT nicht interessiert*“ (I07: 547), und er habe „*halt irgendwann gesagt, also nee, also das ist irgendwie füllt mich das hier nicht aus*“ (I07: 549); schließlich habe er „*gemerkt, dass das ähm nicht meine Klientel ist, die Kommilitonen und das Fach*“ (I07: 31). Daraufhin wechselte er zum Studienfach Germanistik, wo er sich „*von den Kommilitonen deutlich*

*wohler gefühlt [habe] als bei den ähm Wirtschaftswissenschaften.*“ (I07: 576) In diesen Passagen wird erkennbar, dass die Bewertungskriterien in starkem Kontrast zu den Fallbeispielen stehen, in denen Bildungsanstrengungen um ihres Ertrages Willen auf sich genommen wurden. Es geht Herrn Engelbrecht darum, vom Inhalt des Studiums ‚ausgefüllt‘ zu werden und seine „Klientel“ zu finden beziehungsweise herauszufinden, welches seine „Klientel“ ist. Darin zeigt er deutlich Parallelen zu Herrn Wisch, der nach Lehre, Wehrdienst und Fach-Abitur „zwangsläufig studiert“ habe.<sup>2</sup> Auch seine Beschreibungen und Erzählungen zu dieser Episode kreisen um die Universität als Ort der Gemeinschaft, in der er eine „ganz schöne Truppe“ gefunden habe, und darum, was diese „Gang“ an der Universität für ‚verrückte Geschichten‘ erlebt habe (I03: 304–321). In den Fallbeispielen der investiven Statusarbeit spielen die Fachhochschule oder das Abendgymnasium als Lebenswelt beziehungsweise als Milieu keine Rolle. Herr Engelbrecht und Herr Wisch hingegen rücken ihre „Suche nach habitueller Übereinstimmung“ (Bohnsack 1996) ins Zentrum ihrer Entscheidungen.

Alle hier besprochenen Fälle greifen auf die Investitionsstrategie Bildung zurück, sie deuten sie aber vor dem Hintergrund ihrer biographischen Orientierungen sehr unterschiedlich: als Zeit-, Kraft- und Finanzinvestition auf der einen Seite oder als Forum für die Identitäts- und Milieufindung auf der anderen Seite. Allerdings antwortet etwa auch Herr Nikolaidis, für den wir in Kap. 4 gezeigt haben, dass bildungsbezogener Berufsstolz die zentrale biographische Orientierung darstellt, auf die Frage, welche Rolle Beschäftigungssicherheit für seine Arbeit an der Universität gespielt habe: „*ja man investiert erst und bekommt dann irgendwann was zurück.*“ Trotz der intrinsischen Bildungsmotivation werden die Unsicherheiten, die mit der Beschäftigung an der Universität einhergehen also registriert und durch Hoffnung auf eine spätere Rendite – in Form einer statussichernden Professur – legitimiert. Es ist wichtig, diese Beobachtung festzuhalten, denn so wird ersichtlich, wie auch Personen, bei denen die investive Statusarbeit nicht im Zentrum der biographischen Orientierung steht, durchaus investive Statusarbeit in einem weiteren Sinne betreiben. Auch hier spielen Überlegungen zur Rentabilität eine Rolle. Diese Personen legen jedoch zum einen in der Deutung, Bewertung und Beschreibung der Investitionsepisoden andere Schwerpunkte. Zum anderen wird die investive Praxis in andere Begründungszusammenhänge eingebettet. Wie in Abschn. 4.3 zur investiven Statusarbeit als biographischer Orientierung dargestellt, nehmen Statusinvestitionen in diesen

---

<sup>2</sup> Herr Wisch führt das Studium allerdings nicht zu Ende. Die Betonung, dass er mangels besserer Alternativen „zwangsläufig studiert“ habe, scheint die aspirativen Elemente, die mit Aufnahme des Studiums verbunden sein mochten, angesichts deren Scheitern zu verdecken.

Fällen einen eigentümlichen Selbstzweckcharakter an, den sie bei den beiden anderen biographischen Orientierungsmustern nicht haben.

### 5.1.2 Erwerbsbezogene Statusarbeit

Grob der Sequenzierung eines ‚Normallebenslaufs‘ folgend, stoßen wir im zeitlichen Anschluss an die Schilderung von Bildungsanstrengungen bald auf die zweite zentrale Investitionsaktivität der Statusarbeit: die Erwerbstätigkeit.

Die Erwerbstätigkeit nimmt nicht nur bei jenen, die eine biographische Orientierung an investiver Statusarbeit zeigen, eine zentrale Stellung in der biographischen Erzählung und in der Lebensführung ein. Auch wenn etwa Personen mit Gemeinschaftsorientierungen der Erwerbstätigkeit vergleichsweise weniger Raum in der biographischen Erzählung einräumen, so ist die zentrale Bedeutung des Erwerbslebens doch unübersehbar. So lassen sich Interviews finden, in denen Sphären wie Freizeit, gesellschaftliches Engagement oder Freundeskreise in der Eingangserzählung keine Erwähnung finden und selbst die eigene Familie nur als Randnotiz erwähnt wird – es finden sich aber umgekehrt schlicht keine Interviews, in denen die Erwerbstätigkeit in ähnlicher Weise peripher abgehandelt wird. Dieser Umstand kann bereits als Hinweis darauf gelesen werden, dass Erwerbstätigkeit als eine zentrale Arena gesellschaftlicher Bewährung gesehen wird – auch wenn bestimmte Modi der Lebensführung anderen Arenen ebenfalls eine hohe Bedeutung beimessen. Weiterhin stellen Einnahmen aus der Erwerbstätigkeit – soweit sich das aus den Angaben der Interviewten rekonstruieren lässt – in allen Fällen die zentrale Einkommensquelle und damit die dominante Quelle des sozioökonomischen Status dar. Wie noch gezeigt werden wird, werden diese Einkommen zwar, wenn möglich, von Erbschaften, Renditen und Unterstützungszahlungen ergänzt. Im Sample der Mittelschichtenangehörigen findet sich aber niemand, der unter Verzicht auf die Einkommen aus seiner Erwerbstätigkeit seinen sozioökonomischen Status halten könnte.<sup>3</sup>

Der vorherrschende Modus des Bezugs auf die eigene Erwerbstätigkeit besteht dabei allerdings nicht darin, zu plausibilisieren, wie man das Geld verdient, das man zum Leben braucht, sondern eher darin, zu umreißen, wer man ist. Dass der Erwerbstätigkeit über die reine Einkommensfunktion hinaus Bedeutung zugemessen wird, zeigt sich unter anderem darin, dass ein deutlicher Unterschied

---

<sup>3</sup> Ausgeschlossen sind hier Personen, deren zentrale Einkommensquelle Renten- und Pensionszahlungen sind, die sich letztlich aber auch aus eigener vergangener Erwerbstätigkeit speisen, sowie Studierende. Auch in diesen Interviews steht Erwerbstätigkeit aus der Retro- oder der Prospektive aber im Zentrum der biographischen Erzählung.

zwischen Haupttätigkeit und Nebenjobs gemacht wurde. Über alle drei Orientierungen hinweg finden sich Passagen, in denen Interviewteilnehmer\*innen berichten, wie sie teils von Jugendtagen an Nebenjobs annehmen, die sie „*nur so zum Geld verdienen*“ (III: 34) ausüben. In frühen Lebensjahren werden diese Ferienjobs in der Regel noch direkt mit Konsumwünschen verbunden. So berichtet Herr Schulz über seine erste Erwerbstätigkeit:

- 1 *ich hab wie gesagt, mit fünf/ 15 das erste Mal mit Genehmigung angefangen zu arbeiten, in*
- 2 *den Herbstferien habe ich gearbeitet in denen bin ich dann 16 geworden //mhm// auf dem Bau,*
- 3 *weil ich unbedingt eine Spiegelreflexkamera haben wollte. (108: 327-330)*

In späteren Lebenslaufphasen dient das Jobben eher dazu, Ausbildungsphasen zu finanzieren, die sich nicht direkt rentieren. Frau Keller etwa ermöglicht sich das Absolvieren des Fachabiturs durch: „*drei, vier Jobs nebenbei, die ganze Zeit. //mhm// Ähm was echt mega anstrengend war.*“ (II8: 110) Die Beteuerung, „*nebenbei immer gejobbt*“ zu haben, scheint dabei auch als Ausweis der Selbstständigkeit zu dienen, indem untermauert wird, dass man nichts geschenkt bekommen habe. Dass diese Differenzierung in berufliche Haupttätigkeit und Nebentätigkeit über alle drei Orientierungen hinweg zu finden ist, ist in zweierlei Hinsicht aufschlussreich. Zum einen geraten Personen aller Orientierungen über ihren Lebensverlauf hinweg in Phasen, in denen es nötig ist, als ‚anspruchlos‘ verstandene Tätigkeiten auszuführen. Der ökonomische Spielraum der eigenen Statusgestaltung muss insofern teils selbst erarbeitet werden und ist nicht fraglos gegeben. Zum anderen wollen die Personen über alle drei Orientierungen hinweg verstanden wissen, dass es in ihrem Hauptberuf eben um mehr als nur um ein ‚bloßes Auskommen‘ geht. Selbst jene, die sich die investive Statusarbeit als Kern der biographischen Orientierung aneignen und für die wir im ersten Teil eine Indifferenz gegenüber dem Gehalt ihrer Tätigkeiten herausgearbeitet haben, trennen die Erzählung zu ihrer Haupterwerbstätigkeit deutlich von jenen Beschäftigungen ab, die sie nur übergangsweise oder nur nebenbei annehmen, um sich „*bisschen Grundstock*“ (I30: 931) für ihr berufliches Hauptprojekt zu erarbeiten.

Welche Bedeutung nimmt die Erwerbstätigkeit nun für die investive Statusarbeit ein? In einer sehr engen Perspektive ist der Verkauf der eigenen Arbeitskraft gerade keine Investition, denn Lohnarbeit wird ja erst nötig, da keine eigenen ökonomischen Ressourcen vorhanden sind, die mit ausreichender Rendite investiert werden könnten, um sich von der Notwendigkeit der Veräußerung der eigenen Arbeitskraft zu befreien. Nimmt man von dieser sehr engen Perspektive allerdings ein wenig Abstand, kann man durchaus formulieren, dass die

Erwerbstätigkeit für die Interviewten die Sphäre darstellt, in der sie kulturelles Kapital in ökonomisches Kapital konvertieren und letzteres damit mehr machen können, was strategische Abwägungen investiver Natur beinhaltet. Berufliche Erwerbspraxis kann einen Gebrauchswert haben – das wurde besonders bei jenen Personen deutlich, bei denen Berufsstolz im Zentrum der Lebensführung steht. Diese orientieren sich in ihrer beruflichen Praxis nicht vorderhand an dem erwirtschafteten Einkommen, sondern daran, ‚sehr gut‘ zu sein und darin von anerkannten Kolleg\*innen bestätigt zu werden. Für investive Statusarbeiter\*innen steht demgegenüber der Tauschwert im Vordergrund der beruflichen Praxis. Wie schon bezüglich Bildungsanstrengungen gezeigt, absolvieren investive Statusarbeiter\*innen Abschlüsse, um sie nachher in Form einer Erwerbstätigkeit zu monetarisieren. Die Erwerbstätigkeit stellt damit also im strengen Sinne erst den Ort dar, an dem kulturelles Kapital in Form von Bildungsabschlüssen eingesetzt werden kann, um ökonomisches Kapital in Form von Einkommen, Rentenansprüchen usw. zu mehr. Ohne eine ‚adäquate‘ Anstellung zahlt sich die Investition in Bildungsabschlüsse aus sozioökonomischer Perspektive nicht aus. Vor diesem Hintergrund erscheint die Suche nach einem Arbeitsplatz, in der zwischen Aspekten des Gebrauchswerts (wie ‚Qualität‘ der Arbeit oder das Betriebsklima) und des Tauschwertes (finanzielle Entlohnung, Pensionsansprüche) abgewogen wird, als Teil einer investiven Praxis. Gerade die Fälle des Akademikers Herr Nikolaidis und des Musikers Herr Röseler haben aber auch gezeigt, dass – egal wie stark der Gebrauchswert der beruflichen Tätigkeit als implizites Handlungsmotiv wirkt – der Tauschwertcharakter unter kapitalistischen Bedingungen ein unhintergebarer Bestandteil von Lohnarbeit ist. Insofern scheint es zumindest nicht überraschend, dass beide, die eine deutliche biographische Orientierung am Berufsstolz zeigen, an einem bestimmten Punkt ihrer Biographie auf Positionen wechseln, die sie vorrangig als ‚Brotberuf‘ verstehen.

Während diese Stellenwechsel also als ein Umschwenken auf eine stärkere Tauschwertorientierung in der Erwerbssphäre gelesen werden können, lassen sich auch andere Formen finden, in denen Wechsel der Arbeitsstelle als Statusarbeit verstanden werden können. Stellenwechsel können auf zwei unterschiedliche Weisen gerahmt werden. Einige Wechsel werden in einen Verlauf eingebettet, in dem die Interviewteilnehmer\*innen versuchen, einen ‚Mindeststandard‘ zu erreichen beziehungsweise einen erreichten ökonomischen Standard unter besseren Arbeitsbedingungen zu erhalten – und somit schließlich das ‚kleinste Übel‘ zu realisieren. Die Interviewten sprechen dann etwa davon, sie versuchten, Stellen zu verlassen, die „*monoton*“ (I30: 955), „*fürchterlich*“ (I30: 952), „*traumatisierend*“ (I18: 836), ein „*Knochenjob*“ (I18: 933), „*blöd*“ (I14: 718),

„*unangenehm*“ (I14: 712) waren oder deren Vergütung „*n Witz*“ (I21:724) gewesen sei. Andere Stellenwechsel werden hingegen als Ausweis einer „*Karriere*“ präsentiert, in der man sich „*durch verschiedene Firmen durchgearbeitet*“ (I30: 64–65) hat. Letztere Variante zeigt sich in jenen Lebensführungen, die an Berufsstolz und an investiver Statusarbeit orientiert sind.<sup>4</sup> In diesen beiden Modi der Lebensführung geht es gerade darum, nicht ‚nur‘ eine hinreichend entlohnte und sichere Stelle zu finden, sondern durch einen Aufstieg über das ‚Mittelmäßige‘ oder das ‚Notwendige‘ hinaus tätigkeitsbezogene Exzellenz oder ökonomischen Aufstieg realisieren zu können.

Eine andere Unterform der erwerbsbezogenen Statusarbeit stellt die Entscheidung dar, sich selbstständig zu machen. Selbstständigkeit wird in den Interviews zum einen unter dem Leitmotiv der Autonomie verhandelt. So berichtet etwa eine Ernährungsberaterin, die Selbstständigkeit habe es ihr ermöglicht, einerseits eine eigene Lebensführung zu etablieren, die unabhängig von dem als beengend erlebten bäuerlichen Milieu war, dem sie entstammte; andererseits habe sie so zeitlich flexibel sein können:

- 1 *Und dann war's ähm, war's gut, dass ich da so meins hatte. [...] Ich hatte jetzt keine feste*
- 2 *Anstellung. Ähm (.) terminlich hätte mich das, hätte mich das überfordert, äh wenn jetzt*
- 3 *Arbeitgeber gewesen wär, hät gesagt, so, morgens um acht und dann bis 14 Uhr. //ja// So*
- 4 *war ich frei mit meiner Terminierung. (I13: 157-160)*

Zum anderen wird Selbstständigkeit aber auch unter dem Leitmotiv des ökonomischen Erfolgs verhandelt. So erzählt der Handwerker Herr Steiger, dass er neben seiner Angestelltentätigkeit zusätzlich noch eine eigene Firma habe, um möglichst viel Geld zu verdienen. Er berichtet, dass er sich nach vielen Anstellungen nun selbstständig mache, denn

- 1 *beruflich gesehen mit all den ERFÄHRUNGEN, mit den all/ mit all dem Wissen, was man sich*
- 2 *angeeignet hat ähm (.) ist das die einzige Chance, sage ich mal um wirklich (..) an gewisse*
- 3 *Standards ranzukommen. (I06: 267-269)*

Während die Wechsel der Arbeitsstelle teils geradezu als spontane Aktionismen beschrieben werden, werden diejenigen Erzählungen und Beschreibungen, die

---

<sup>4</sup> Ein sinnlogischer Bezug ist hier insofern gegeben, als die Bereitschaft und die Orientierung daran, sich ständig nach einem ‚besseren‘ Arbeitsplatz umzusehen, in der besprochenen Form der Schrankenlosigkeit der Orientierung begründet liegt. Gleichwohl können diese Fälle freilich Rückschläge erfahren und ihre Statusarbeit auf einen Modus des ‚Erhaltens‘ umstellen.

von beruflicher Selbstständigkeit handeln, in der Regel in längere Zeitverläufe eingewoben. Das mag in erster Linie daran liegen, dass es sich hier um eine investive Praxis handelt, die ein höheres ökonomisches Startkapital erfordert. So spricht etwa Herr Martin prägnant davon, es habe *„nen paar Jahre gedauert und dann/das die ganze Maschinerie ins Laufen bringen.“* (I38: 1107).

Eine weitere Form der erwerbsbezogenen Statusarbeit besteht in unseren Fällen in organisationsinternen Aufstiegen innerhalb von Verwaltungen, Gesundheits- und Schulorganisationen oder Firmen. So berichtet der Verwaltungsangestellte Herr Molchau, er habe sich

- 1 hoch gedient über die Jahre, //mhm// ne? Also alle paar Jahre kam dann mal der Chef und hat
- 2 gesagt ‚so jetzt kriegst einen neuen Posten, der ist dann mal eine Vergütungsgruppe besser
- 3 besoldet‘ Jo, dann äh @(. )@ hab ich halt gewechselt. (I12: 596-599)

Während in dieser Darstellung der Aufstieg so präsentiert wird, dass er durch die institutionelle Struktur vorgezeichnet sei, berichtet im Kontrast dazu etwa die Arzthelferin Frau Schröder, dass sie *„erst mit kleineren Sachen angefangen“* (I21: 350) habe und im Anschluss stückweise mehr Verwaltungsaufgaben übernommen habe, um schließlich in einer Stelle zu arbeiten, für die sie keinen formalen Namen findet, und die sie in Abgrenzung zur körperlich anstrengenden Tätigkeit als Arzthelferin schlicht als *„Sesselpupser-Job“* bezeichnet: *„Und ähm (.) durch diese unterschiedlichen Tätigkeiten ist dann mein Gehalt denn halt auch immer höher geworden [Auslassung] aber die Stelle hat sich immer wieder //ja// verändert, erweitert“* (I21: 1381, 1397–1409). Der organisationsinterne Aufstieg verläuft hier also nicht so sehr im Sinne einer ‚vorgezeichneten Laufbahn‘, sondern die Interviewte schafft sich durch verschiedene Fortbildungen und Aufgabenübernahmen eine ‚eigene Stelle‘, für die sie dann auch eine idiosynkratische Bezeichnung verwendet. Die Art des organisationsinternen Aufstiegs scheint sich zum einen nach der Beschaffenheit der Organisation zu richten, zum zweiten aber auch nach der Art der biographischen Orientierung – während die Arzthelferin Frau Schröder ihren Aufstieg als einen Kampf gegen Widrigkeiten erlebt, wird der gemeinschaftsorientierte Herr Molchau von der Zuversicht getragen, er werde der vorgezeichneten Laufbahn entsprechend aufsteigen können.

Eine letzte, eher randständige Form der erwerbsbezogenen Statusarbeit besteht in Kriminalität. So berichtet etwa eine Befragte, dass sie in ihrer Jugend Drogen verkauft habe. Sie präsentiert dies zwar eher als Ausweis ihres inzwischen abgelegten ‚schlechten Umgangs‘ und verantwortungslosen Lebensstils – der Verkauf von Drogen bietet aber auch eine erwerbsbezogene Chance des sozioökonomischen



Statusaufstieges.<sup>5</sup> In einem anderen Fall schildert ein Befragter eine Auseinandersetzung mit der „*Steuerfahndung*“ wegen des Vorwurfs der Steuerhinterziehung. Der Befragte beteuert zwar auch im Interview: „*eigentlich habe ich ja auch nichts gemacht, ne?*“, gibt aber an, dass er auf Empfehlung seines Steuerberaters und seines Anwalts schließlich eine Selbstanzeige vornimmt und die resultierende Zahlung ihn „*mal ein paar Jahre zurückgeworfen*“ (I37: 1372) habe. Vor dem Hintergrund dieser etwas unklaren Darstellung ist zumindest zu vermerken, dass Steuerhinterziehung eine Form der kriminellen Statusarbeit darstellen kann.

Erwerbstätigkeit, Wechsel der Arbeitsstelle, Selbstständigkeit und organisati-  
onsinterne Aufstiege stellen Praktiken dar, mit denen die Mittelschichtenangehörigen ihren Status verbessern können. Neben diesen eng an die Erwerbssphäre gebundenen Praktiken, lassen sich aber auch noch eine Reihe anderer Arenen der Statusarbeit ausmachen.

### 5.1.3 Finanzinvestitionen

Eine weitere Form der Statusarbeit besteht in Finanzinvestitionen, in denen die Investition ökonomischen Kapitals etwa in Aktien direkt zu dessen Mehrung führen soll. In den Interviews tauchen solche direkten Investitionspraktiken nur in wenigen Fällen in der Stehgreiferzählung beziehungsweise im Rahmen der immanenten Nachfragen auf – nämlich dort, wo sie ökonomisch möglich sowie auf Mehrung des Kapitals ausgerichtet sind und funktionieren. In der Mehrzahl der Fälle jedoch wurde der Themenkomplex der Vermögensbildung und Altersvorsorge erst im exmanenten Nachfrageteil thematisch und dort eher als Problem denn als Chance verhandelt.

Entscheidend für den Stellenwert und die Bewertung von Finanzinvestitionen ist das verfügbare ökonomische Kapital. Im theoretischen Modell ist festgehalten, dass die Lebensführungen in den Mittelschichten von einer Grundspannung durchzogen seien, da es einerseits durch investive Praxis etwas zu gewinnen, andererseits aber eben auch etwas zu verlieren gibt. Der Blick auf die Praktiken der Finanzinvestition deutet an, dass sich diese Spannung hinsichtlich der Ressourcenausstattung in Form zweier unterschiedlicher Erfahrungswelten differenziert.

Unsere erste Erhebungswelle wurde von der Annahme geleitet, dass ein Einkommen von 100–150 % des Haushaltsäquivalenzeinkommens im Rahmen der Mittelschichten bereits auf ein hohes ökonomisches Kapital schließen lasse. In

---

<sup>5</sup> Aus Anonymisierungsgründen wird das betreffende Interview hier nicht kenntlich gemacht.

den entsprechenden Interviews wurde jedoch bald deutlich, dass in dieser Einkommensgruppe Ressourcen nur sehr begrenzt als Kapital verstanden und benutzt werden. In diesen Fällen enthalten die entsprechenden Passagen kaum Erläuterungen und Beschreibungen dazu, wie Finanzinvestitionen als Chance dafür gesehen wurden, den vorhandenen Kapitalstock auszubauen. Vielmehr dominieren hier Motive von Sorge, Unsicherheit und dem Versuch, einen als gefährdet verstandenen Lebensstandard zu erhalten. Obere Zielmarke scheint in dieser Ressourcengruppe eine Lebensführung wie die von Herrn Schulz darzustellen, der sich als verbeamteter Hausbesitzer zufrieden damit zeigt, dass er „*zumindest soweit abgesichert*“ sei, dass „*ich gut leben kann.*“ (I08: 1143) Erzählungen zum Stellenwert von Finanzinvestitionen in den Lebensführungen stehen hier also nicht so sehr unter dem Leitmotiv einer Mehrung des Vermögens. In dem Großteil dieser Gespräche geht es vielmehr um die Absicherung eines erreichten Lebensstandards auch für das Alter, und man zielt, wenn überhaupt, auf kleine Zinserträge. Die Befragten leisten etwa Zuzahlungen zu betrieblicher oder privater Altersvorsorge und geben an, sie hätten „*ziemlich traditionell das gemacht mit so Riesterreute und sowas, also die Geschichten*“ (I08: 1181).

Angesichts dieser Beobachtung werden in die zweite Erhebungswelle auch Personen aufgenommen, deren Haushaltsäquivalenzeinkommen über 150 % des Medians liegt, vereinzelt sogar über 200 %. Erst in dieser Gruppe – die Judith Niehues (2017, 5) als „*einkommensstarke oder obere Mitte (150 bis 250 % des Medianeinkommens)*“ bezeichnet – finden sich Fälle, in denen Motive an Bedeutung gewinnen, die nicht nur auf Sicherung zielen, sondern auf einen über die sichernde Funktion hinausgehenden Gewinn. Auch diese Finanzinvestitionen werden von den meisten Befragten als unsicheres und unüberschaubares Gebiet verstanden. Eine Ausnahme stellt Frau Brilla dar, die selbst beruflich in der Vermögensverwaltung tätig ist und mit Selbstsicherheit über ihre erfolgreichen Investitionen am Finanzmarkt spricht, da sie „*mit dieser Materie tagein tagaus beschäftigt ist, dann ähm (.) bleibt immer wieder was hängen.*“ (I29: 1306–1307) Im Kontrast dazu berichtet etwa Herr Huber von erfolglosen und frustrierenden Finanzmarktinvestitionsversuchen:

- 1 *also jeder guckt, dass er mit dem was er gespart hat (.) gut höchstmöglichen Erlös also da der*
- 2 *höchstmögliche Gewinn mit der wenigsten Arbeit einfahren kann ne //mhm// und da gibt es*
- 3 *halt konservative Sachen, die habe ich auch (.) die laufen halt mit / im Moment mit Null Komma*
- 4 *was weiß ich nicht mal in Prozent //mhm// und dann gibt es halt Sachen, die werden dir höher*
- 5 *versprochen und da habe ich dann auch gesagt "Mhm, gut komm wir probieren es." Aber es*
- 6 *war halt nichts, ne (I37: 585-590)*

Im Anschluss an diese Erfahrung habe er stattdessen in den Kauf eines Waldstücks investiert:

7 „Da sag ich "Schluss aus, Ende, weg, brauche ich nicht! Seht zu, dass ihr eure [A-Automarke/  
 8 eure Autofinanzierungen, eure [A-Mode-Label]-Anzüge woanders verdient, bei mir nicht mehr.  
 9 Ende." Das ist halt so, das andere Extrem, das ist jetzt für ein für alle Zeit gestorben. //mhm//  
 10 Will ich nichts mehr von wissen, ne. Wenn ich jetzt Geld bräuchte, sage ich hier einem  
 11 Holzmacherkumpel / sag ich hier "Hol dir mal drei Buchen raus, leg paar / Achthundert Euro  
 12 hin" //mhm// Das ist so //ja// ist auch da //ja// und das ist immer noch da, das kann ich meinen  
 13 Kindern vererben oder wenn ich sage, ich brauche in zehn oder fünfzehn Jahren mal Kohle,  
 14 dann kann ich es wieder verkaufen für Vierzig/Fünzigtausend //ja// weil das ist ja / der Wald  
 15 weiß ich nicht, ist ja auch / gibt es ja schon länger ne //ja// //mhm// deswegen so / so bin ich  
 16 da halt, denn wenn ich mich über was ärgere, dann ist auch egal was es kostet, ne //mhm//  
 17 Mmh. So ist das.“ (I37: 570-580)

Die Abkehr vom Finanzmarkt und die Investition in das Waldstück wird vom Interviewten einerseits mit der Hoffnung auf eine langfristige Anlagesicherheit verbunden („*kann ich meinen Kindern vererben*“ (12–13), „*gibt es ja schon länger*“ (15)). Andererseits deutet sich zu Beginn der Passage auch hier ein Misstrauen gegenüber Berater\*innen an, denen er vorwirft, sich an seinen Investitionen zu bereichern. Die Bewertung von Finanzmarktinvestitionen ist hier von dem Motiv der Abhängigkeit geprägt – und widerspricht damit dem Anspruch auf Autonomie, die gerade den investiven Statusarbeiter\*innen so wichtig ist. Am Ende der Passage deutet Herr Huber auch an, dass der Wechsel der Investition für ihn mit finanziellen Verlusten einhergegangen ist. Zumindest in der retrospektiven Rationalisierung deutet er diese jedoch als Kosten, die er bereit gewesen sei zu bezahlen, um das Gefühl zu bekommen, er sei in seiner Investitionspraxis nun nicht mehr auf die Beratung durch andere angewiesen. Hier deutet sich also ein Konflikt an: Gerade jene Personen, die durch eine intensiviertere investive Statusarbeit über Ressourcen verfügen, die sie in Form von Finanzmarktinvestitionen als Kapital einsetzen könnten, erfahren den Finanzmarkt als eine Investitionsarena, in der sie auf andere angewiesen sind und sich nicht ‚gegen eine feindliche Umwelt allein durchschlagen‘ können. Frau Brilla bildet dabei die ‚glückliche‘ Ausnahme, da sie qua beruflicher Beschäftigung zum einen Ressourcen besitzt, die sie als ökonomisches Kapital einsetzen kann, und sich zum anderen qua Professionalisierung die Kompetenz zuschreibt, selbst kundige Entscheidungen am Finanzmarkt zu treffen.

Was hier für Finanzmarktinvestitionen beobachtet werden kann, scheint auch für Finanzberatungen im weiteren Sinne zu gelten. Auf Nachfrage berichten viele Befragte, dass sie Finanzberatungen in Anspruch genommen haben. Auch hier prägen jedoch Enttäuschungen und schlechte Erfahrungen das Bild, und

die Erzählungen zu Beratungsgesprächen sind teils von Ärger und Misstrauen geprägt:<sup>6</sup>

1 *Riester kam wirklich äh, Verkäufer her, die wirklich äh, wirklich attraktive Frauen, die wirklich*  
 2 *auf Schreiben auf/ ne? Schreiben, schreiben, schreiben, ne? //mhm// Ich bin auch nicht*  
 3 *unbedingt glücklich mit der, mit der ganzen Geschichte. Der eine Vertrag läuft so schlecht,*  
 4 *dass ich weniger momentan in der Bilanz hab, als ich einzahle. //mhm// (..) Ne? Aber die*  
 5 *schreiben, schreiben. Und mein Vater hat immer gesagt, du musst was machen, du musst*  
 6 *was machen, du musst was machen. (.) Jetzt musst du noch machen und äh, ne? Deine,*  
 7 *deine Renten, selbstständig und so weiter. Ich hatte dann auch irgendwie n Handlungsdruck.*  
 8 *(..) Und äh, die Banken hatten auch/ die haben ja/ ne? Viel Vertrauensvorschuss bekommen,*  
 9 *//mhm// was die verspielt haben. //mhm// (..) Ja? Das ist ne Katastrophe. Also ich will da gar*  
 10 *kein einzelnes Kreditinstitut nennen, ich würd alle in einen Sack hauen. //mhm// A-Bank, alle,*  
 11 *B-Bank, alle. Ja? Ähm, böse. Was in den/ Was finanztechnisch und äh, seit 2000, seit diesen*  
 12 *Sachen, was da gelaufen ist, einfach nur böse. //mhm// (.) Sag ich mal. Auch was jetzt hier äh,*  
 13 *für meine Kinder oder, oder irgendwas. Wo ich gedacht hab, boah. Machste mündelsicher.*  
 14 *Machste wirklich/ Da passiert nichts. Und was ist? Selbst meine Kinder haben geweint.*  
 15 *//mhm// Und geweint, wenn, wenn jetzt hier/ (.) Die haben/ Da war systematischer Betrug da.*  
 16 *Würd ich sagen. (I05: 926-941)*

Die Motive von Vertrauensverlust und dem Gefühl von Ohnmacht werden hier besonders drastisch ausformuliert. In der Tat lassen sich aber in einer Reihe von Interviews sehr vergleichbare Formulierungen finden, in denen die Erfahrung geschildert wird, „*der Willkür der Großen nachher ausgesetzt*“ (I06) zu sein, sich „*irgendwie da übern Tisch ziehen zu lassen oder weiß der Geier was*“ (I34), beziehungsweise an jemanden zu geraten, „*der auch verkaufen wollte*“ (I40). Das Gefühl fehlenden Vertrauens scheint sich dabei gerade vor dem Handlungsdruck zu entfalten, der durch die Aussicht auf eine mangelnde staatliche Absicherung entsteht. Eine Reihe von Befragten berichtet davon, dass sie sich in Finanzfragen eher von Bekannten, Partner\*innen und Familienmitgliedern beraten lassen oder sich Vermögensberater\*innen über Freunde empfehlen lassen – in der Hoffnung, das sei ein Indikator für Vertrauenswürdigkeit.

Als vergleichsweise sicher und durchschaubar gilt dagegen der Erwerb von Immobilien. So berichtet etwa Herr Steinhauer, dass er auf Grund familialer Streitigkeiten kein Eigenheim besitze und stattdessen ein Ferienhaus gekauft habe:

<sup>6</sup> Dieses Bild zeichnen auch andere Studien zu Kleinanlegern auf dem Finanzmarkt (etwa Walter und Welbers 2017).

- 1 *Wir haben uns jetzt getröstet und haben, jetzt hört sich's wieder großkotzig an, aber (.) äh*
- 2 *haben uns ein Ferienhaus gegönnt, an der Nordsee //mhm// ja? Wobei, auch da haben wir*
- 3 *wenig von, weil wir haben es komplett abgegeben als Investmentobjekt, //mhm// ne? Also das*
- 4 *ist zur reinen Vermietung, //ja// (unv.) nicht zur Selbstnutzung, aber es gibt uns eben halt die*
- 5 *Möglichkeit, auch da nochmal zwei, dreimal im Jahr noch mal zwangs/ wir MÜSSEN hoch zur*
- 6 *Nordsee, ne? //ja// Wir müssen das heu/ Haus renovieren, wir müssen irgendwas tun, was in*
- 7 *der Regel damit eingeht, äh einhergeht, dass wir dann auch ein Wochenende halt da sind und*
- 8 *dann auch zwei Abende oder was haben, wo man mal ein bisschen Spazieren gehen kann*
- 9 *//mhm// oder was, ne? //ja// Das haben wir uns gegönnt (I30: 1488-1496)*

Die Beschreibung der Bewältigung des nicht erfüllten Wunsches nach dem Haus ist eigentümlich ambivalent: Auf der einen Seite argumentiert Herr Steinhauer, dass das entgangene Grillen im eigenen Garten durch die Spaziergänge an der Nordsee kompensiert wird, auf der anderen Seite ist das Ferienhaus eben vor allem „Investmentobjekt“ (3) und muss als solches gewartet werden, obwohl man „wenig von“ (3) hat. Die Vermutung liegt nahe, dass die auf der Oberfläche entschuldigende Formulierung, das klinge jetzt „großkotzig“ (1), auf den eigentlichen Orientierungsgehalt verweist, wonach das Grillen im eigenen Garten vor allem ein Statusausweis gewesen wäre, der nun durch den Besitz eines Ferienhauses ausgeglichen wird, das man praktischerweise selbst wieder im Sinne wirtschaftlicher Rationalität bewirtschaften kann.<sup>7</sup> Der Hauskauf wurde dabei über einen Kredit finanziert, dessen Abzahlung nun einen großen Posten ausmacht:

- 1 *Dann das alles eben halt in dieses Ferienhaus gepackt, //mhm// au/ in Immobilien investiert,*
- 2 *//ja// ja? Und über die Eigentumswohnung, Ferienhaus, das ist also unsere Altersvorsorge,*
- 3 *//mhm// ne? Ich versuche momentan, jeden Euro, der da im Jahr übrig bleibt, in die Tilgung*
- 4 *zu stecken, ja? (I30: 1812-1815)*

Bereits hier lässt sich eine Vermischung der Motive von Kapitalmehrung und Absicherung erkennen: Die Investition trägt nicht den Charakter, auf sicherer Basis eine weitere Mehrung zu erreichen, sondern unter gegenwärtigem Verzicht wird versucht, ein Kapital bereitzustellen, das mindestens der Absicherung,

<sup>7</sup> Darin zeigt sich eine interessante Parallele zur zuvor besprochenen Passage zum Kauf des Waldstückes. Auch dieser Befragte verbindet seine Investition mit einer Gebrauchswertseite: „Dann gehe ich da am Wochenende hin und setze mich in den Wald. Einfach so, da ist kein/da ist kein Handyempfang, //ja// das ist geil.“ Obwohl es sich bei beiden Fällen um investive Statusarbeiter handelt, die eine gewisse Indifferenz gegen den Gehalt ihrer Tätigkeit zeigen, scheinen sie ihre Finanzinvestitionen zumindest in der rationalisierenden Präsentation als ‚zu ihnen passend‘ auszuweisen. Von dieser Beobachtung aus könnte gefragt werden, ob die Identitätsarbeit bei investiven Statusarbeiter\*innen vielleicht nicht so sehr durch den Gehalt der beruflichen Tätigkeit bestimmt wird, sondern eher dadurch, wie man mit dem Vermögen umgeht, das man erwirtschaftet hat.

womöglich aber auch der Mehrung dienen soll. Bei unseren Befragten scheint diese Ambivalenz gerade für den Erwerb von Immobilien typisch. Es handelt sich um eine der häufiger zu beobachtenden Investitionsformen, wobei die erworbenen Immobilien in der Regel selbst bewohnt werden.<sup>8</sup> In der ‚eigenen Wohnung‘ oder dem ‚eigenen Haus‘ zu wohnen wird dabei als eine der sichereren Investitionsformen verstanden und ist gleichzeitig eine eigene Form der Statusdarstellung und der Selbstversicherung der Zugehörigkeit zur Mittelschicht. So formuliert etwa der Volkshochschuldozent Herr Nikolaidis:

- 1 Ansonsten (.) an Eigenvorsorge sehe ich eigentlich nur, was man machen kann ist, (..) eine
- 2 Immobilie zu erwerben (.) und (.) alles andere ist Quatsch. (.) Ja, ich kann meine
- 3 Rentenversicherung zahlen, ähm Immobilie erwerben und damit (.) mehr geht nicht. (111: 759-
- 4 762)

Der Erwerb von Wohneigentum wird dabei in der Regel über Kredite finanziert. Die Aufnahme von großen, langfristig angelegten Krediten gilt in den Interviews als legitime Investitionsstrategie. Solche Kredite können als Ausweis eines habitualisierten Planungs- und Investitionskalküls verstanden werden. Eine typische Aussage in dieser Hinsicht ist etwa die Bemerkung: „Äh ja äh die wichtigste Altersvorsorge ist/sind die vier Wände hier. (.) Die wird abbezahlt sein, spätestens wenn ich sechzig bin.“ (I03: 685–686). Einen entsprechenden Kredit zum Kauf einer Immobilie aufnehmen zu können, deutet dabei auf einen Planungshorizont hin, der es erlaubt, über die unmittelbare Notwendigkeit hinaus zu denken. So erzählt etwa Herr Schulz, dass Fragen langfristiger Planung und Investition sich ihm überhaupt erst eröffnet hätten, als er keine Zeitverträge mehr hatte: *„okay jetzt weiß ich, ich bin relativ abgesichert und kann dann überhaupt erst mal nachdenken, wie sieht meine Zukunft für die nächsten fünf oder zehn Jahre aus“* (I08: 1160–1161). Damit werden zum Immobilienkauf aufgenommene Kredite nicht in gleichem Maße als Ausweis ‚schwerer Zeiten‘ verstanden, wie das etwa bei kurzfristigen Dispo-Krediten der Fall ist, die eher als Strategie der Krisenbewältigung dargestellt werden denn als Teil einer planvollen investiven Lebensführung: *„Aber dann halt, ja, bin ich halt immer so hinterher. Das ist/äh (.) den Ausgaben hinterher gehinkt. Also den (.) äh, wenn ich dann gejobbt habe, gings darum, wieder mein Konto aufzufüllen, //mhm// dass es wieder auf Null kam.“* (I09: 793–795).

Dass immobilienbezogene Kredite ein Ausweis von Planungssicherheit und Investitionskalkül sind, zeigt sich u. a. auch in der Darstellung Herrn Bergers, der berichtet, seine Frau und er hätten aufgrund der finanziellen Planungssicherheit,

---

<sup>8</sup> Das entspricht auch den Darstellungen zur Investitionspraxis in den Mittelschichten bei Philipp Korom (2017).

über die sie als Beamte zu verfügen glaubten, einen Kredit für einen Hauskauf aufgenommen, der sie nun, nach ausbleibenden Lohnerhöhungen, in finanzielle Schwierigkeiten bringe:

- 1 *wenn denn Bekannte oder Freunde gesagt haben "Naja, sei mir mal jetzt nicht sauer, du bist*
- 2 *Beamter, (Tarifgruppe)- Besoldung, das ist jetzt nicht/ du nagst da nicht am Hungertuch". Da*
- 3 *hab ich auch immer gesagt "Nee, das ist ja/ das ist auch nicht wenig, aber wir ham uns*
- 4 *dementsprechend damals äh verschuldet sag ich mal, ham 'ne Rate aufgenommen, (.) mit*
- 5 *dem, mit dem Wissen oder mit der, mit der Erwartung eigentlich, das ja unser Gehalt*
- 6 *kontinuierlich aber auch ein bisschen steigt. Und das ist jetzt nicht eingetroffen, im Gegenteil.*
- 7 (I39: 1284-1290)

Die Aufnahme des Kredites ist hier also eher Ausweis der Erwartung einer planbaren Zukunft und eines nicht nur stabilen, sondern steigenden Erwerbseinkommens. Der Befragte deutet bereits an, dass diese Erwartung enttäuscht worden ist und seine Strategie der Altersvorsorge ihn nun in finanzielle Bedrängnisse führt. Es finden sich weitere Berichte darüber, dass Interviewteilnehmer\*innen in der Gegenwart Belastungen und Verzicht auf sich nehmen, um ihre Altersvorsorge zu sichern:

- 1 *Also ich leg mich für die Altersvorsorge sehr krumm. (..) Ma/ Also das (..) Geld reicht (.) knapp,*
- 2 *(..) weil ähm, (.) wir (..) seit zehn Jahren oder ich seit zehn Jahren aufgrund dieser Rentenlücke*
- 3 *als Musiker (.) ja, (.) sieht katastrophal aus. //mhm// Ja? Ich zahle ungefähr 1000 Euro im*
- 4 *Monat in die Altersvorsorge. In die private Altersvorsorge. Riester und Rürup. Und (.) alles,*
- 5 *was, was möglich ist an Betriebskassen und (..) Direktversicherung, sowas in die Richtung.*
- 6 //mhm// Also wir geben wirklich jeden Monat (.) spürbare 1000 Euro weg. (I05: 904-910)

Hier wird sehr deutlich, dass die Altersvorsorge eng an die Erfahrung von Verzicht hier und heute geknüpft ist – ein Motiv, das in einer ganzen Reihe der Interviews zu finden ist. Dass diese langfristige Planungsperspektive auf Kosten unmittelbarer Bedürfnisbefriedigung geht, zeigt sich etwa in der Wiedergabe einer Uneinigkeit darüber in der Paarbeziehung der Lehrerin Frau Traute und ihres Ehemannes:

- 1 *Und ich glaub (.) da ist er [ihr Ehemann, S.H.] einfach unglaublich vorsichtig. Und er ist da*
- 2 *derjenige, der immer sagt so: "Nee." //mhm// "Wir haben jetzt hier Steuerrückzahlung, das*
- 3 *geht alles in den Kredit." //@(.)@// Da denk ich "Mhmhhh. //lacht// Warum?" (lacht) //ja// Ist*
- 4 *irgendwie so (.) ja. //ja// Virtuell, was da verpufft. (I27: 1863-1866)*

Finanzinvestitionen werden hier nicht so sehr als Chance zu Verbesserung des eigenen Status empfunden, sondern als eine Zumutung gegenwärtigen Verzichts.

Bei allen Mittelschichtsangehörigen verinnerlicht scheint das im theoretischen Modell als Teil der Investitionspraktik postulierte „Deferred Gratification Pattern“ (Abschn. 2.2.3) also nicht zu sein.

Dort, wo ‚Sicherung‘ ein zentrales Motiv von Finanzinvestitionspraktiken darstellt, werden diese häufig vor dem Hintergrund eines enttäuschten Bezuges zu staatlichen Sicherungsangeboten verhandelt. Unter den älteren Interviewteilnehmer\*innen wird dabei der – teils verwehrt – Anspruch darauf formuliert, eine Absicherung durch die gesetzliche Rente zu erhalten:

- 1 *also ich finde Arbeit sollte etwas sein, wenn man denn st/ hart arbeitet und das tun*
- 2 *Krankenschwestern, das tun auch Lehrer, das tun keine/ macht eigentlich jeder, der nen Job*
- 3 *macht. Dann sollte man verdammt nochmal hinterher auch ein (.) ein Auskommen haben, mit*
- 4 *dem man leben kann. (I22: 1526-1529)*

Unter den jüngeren Interviewteilnehmer\*innen scheint diese Hoffnung teils resigniert relativiert zu werden. So berichtet etwa Herr Huber:

- 1 *das meiste des übrigbleibenden Geldes aus/ abzüglich der monatlichen laufenden Kosten*
- 2 *geht in die Altersvorsorge rein, weil ich das einfach so sehe, dass mit der Rente, d/ das gibt*
- 3 *es nicht mehr, ne? //mhm// Was auch immer kommen wird, aber viel wird es nicht sein für uns,*
- 4 *ne? (I30: 1801-1804)*

Wie gezeigt, verfügt Herr Huber über Ressourcen, mit denen er auf diese Resignation mit privaten Spar- und Investitionsplänen reagieren kann, die sogar auf Mehrung des Kapitals ausgerichtet sind. In Fällen, in denen keine Ressourcen für solche Praktiken vorhanden sind, zeigen sich Tendenzen des Fatalismus beziehungsweise des Ausblendens von Fragen der Altersvorsorge. So kann man etwa in einer rationalisierenden Bewegung die fundamentale Unsicherheit der Zukunft betonen und daraus ableiten, ohnehin lieber ‚im Jetzt zu leben‘:

- 1 *[W]enn man im, im Leben, sag ich mal, so sehr spart, dass das Leben dann nicht mehr so*
- 2 *schön ist, //mhm// @(. )@ //ja// dann äh/ Was bringt das, //ja// wenn man alles nur in die ferne*
- 3 *Zukunft schiebt. //ja// (..) Insofern, ich lebe jetzt. @(. )@ (I09: 1220-1223)*

Oder jemand anders:

- 1 *[[I]ch denk, das ist eh scheißegal. Also das ist/ Wenn man sieht, was/ Ich möchte nicht wissen,*
- 2 *was ich später an Rente kriege. (.) Und denn äh (.) nee. Dann leb ich lieber jetzt. Man weiß*
- 3 *auch nicht, ob man die Rente erreicht. Also ich (.) hau das Geld lieber jetzt raus (I21: 1593-*
- 4 *1596)*



Im Hinblick auf Finanzinvestitionen lässt sich also festhalten, dass ohnehin nur jene Personen über ausreichende ökonomische Ressourcen verfügen, um diese als Kapital einzusetzen, die in der oberen Mittelschicht verortet sind und ihre Lebensführung an investiver Statusarbeit orientieren. Die Personen mit anderen Orientierungen der Lebensführung verfügen im erhobenen Sample nicht über einen ausreichenden Grundstock an Kapital. In diesen Fällen stellt die Beschäftigung mit der Altersvorsorge meist das am weitesten in die Zukunft greifende Planungsfeld ihrer Lebensführung dar – richtet sich aber eher auf die Hoffnung, den Lebensstandard über private Absicherungen oder schlichtes Sparen halten zu können. Damit deutet sich eine Diskrepanz an: In der öffentlichen Diskussion wird das Feld der Finanzinvestitionen als Arena von Chancen verhandelt – etwa von Friedrich Merz (2019) mit seinem Plädoyer für eine „Kultur des Aktiensparens“; doch bis in die mittleren Mittelschichten hinein werden Finanzinvestitionen eher als eine Zumutung verstanden.

#### 5.1.4 **Paarbeziehungen und weitere Sozialbeziehungen**

In Kap. 2 wird bereits erwähnt, dass neben dem ökonomischen und dem kulturellen Kapital das soziale Kapital eine wichtige Rolle für die Statusarbeit spielen könnte. Ein zentrales Feld stellt hier die intergenerationale Statusarbeit dar, in der Eltern die investive Praxis der Kinder durch explizite und implizite Unterstützungsleistungen rahmen und einüben – dieser Bereich wird weiter unten gesondert behandelt. In den Interviews hat sich ferner gezeigt, dass Mittelschichtenangehörige die sozialen Beziehungen, die sie eingehen und in die sie eingebettet sind, nutzen können, um investive Praktiken zu rahmen, zu stützen und voranzutreiben. Im Unterschied zu Finanzinvestitionen ist dabei das Verhältnis zwischen Input und Output der Investition oftmals sehr viel vermittelter und verschlungener.

Um mit Unterstützungen durch Freund\*innen und Bekannte zu beginnen: Die ‚Privatsphäre‘, der Freundschaften und Bekanntschaften zugeordnet werden, wird in der Regel von der Erwerbssphäre, in der explizite investive Praxis stattfindet, abgegrenzt. Betrachtet man jedoch die Lebensführung im Zusammenhang, zeigt sich, dass Freundschaften und Bekanntschaften wichtige Funktionen für die investive Praxis einnehmen können. Dazu sind in einem weiten Sinne des psychosozialen Ausgleichs und der emotionalen Unterstützung zum Beispiel Gespräche, gemeinsame Hobbies und „*schöne Truppe[n]*“ (I03: 304) zu verstehen, im Rahmen derer Personen investive Praktiken zeitweise suspendieren, um sie so auf Dauer ausüben zu können.

Im Sinne eines Bridging-Sozialkapitals stellen Freundschaften und Bekanntschaften aber auch ein Netzwerk von „Weak Ties“ dar (Granovetter 1973), durch das jemand über Hörensagen an Erwerbspositionen oder Investmentempfehlungen gelangen kann. Ein Beispiel dafür stellt die bereits diskutierte Szene dar, in der der Hauptschullehrer Herr Schulz nach seinem Referendariat an eine Stelle gelangt: *„und hab dann von irgendjemand gehört, hier der kennt da jemanden, frag doch mal nach“* (I08: 707–708). In einem anderen Beispiel gründet Herr Martin zusammen mit einem Bekannten, den er über einen Freund kennengelernt hat, eine Firma:

1 *n Kumpel hat mir gesagt, dass sein Mitbewohner gerade sein Jurastudium abgebrochen hat*  
 2 *und dass der Geld bräuchte. //mhm// Ob ich ihn nicht mal mitnehmen könnte zum / als Helfer*  
 3 *beim / zum / zum Dreh. Und dann hab ich ihn tatsächlich mitgenommen zum Arbeiten nach*  
 4 *B-Land und auf der Fahrt hat er mir dann Videos gezeigt von so Drohnen. Es kamen da gerade*  
 5 *so diese Filmdrohnen und so und da hab ich's gesehen. (.) Ja ne Zeitlang hab ich dann da*  
 6 *drüber gesprochen und ich fand es total cool. [Auslassung] ja hab ich dann / hab ich halt mit*  
 7 *ihm gesprochen, da war er noch in B-Stadt. Und äh da haben wir gesagt: "Okay, dann nimmst*  
 8 *jeder Geld in die Hand." (.) Haben uns Geldgeb/ geber gesucht, die haben dann quasi*  
 9 *Startkapital gegeben. //mhm// Und dann haben wir die Firma gegründet. Zusammen, ne. (I38:*  
 10 *1334-1348)*

Während in diesen beiden Fällen private Netzwerke Gelegenheiten für die eigene Statusarbeit bieten, nutzen Personen in anderen Fällen berufliche Netzwerke. So berichtet ein Befragter, dass er dank eines bestehenden Netzwerkes eine berufliche Krise bearbeiten kann: *„Und ich hatte GAR nichts, ich stand plötzlich mit GAR nichts da. Ja (.) nun hatte ich ja auch ein Netzwerk und das hat mich zum Glück aufgefangen“* (I11: 348–350). Das Fehlen solcher beruflichen Netzwerke kann umgekehrt zu Statusproblemen führen. So erzählt Herr Martin, dass in der Filmbranche, in der er arbeitet, der berufliche Erfolg darauf beruhe, Zugang zu einem professionellen Netzwerk zu erlangen, über das man Aufträge bekommen kann:

1 *das heißt beim Film ist alles äh äh äh äh wird weiterempfohlen. [Auslassung] Und das ist das*  
 2 *Problem, wenn man dann irgendwo arbeitet und schlechte Arbeit macht, wird man von denen*  
 3 *nicht mehr gebucht. //mhm// Und dann spricht sich weiter, dass man nicht gut ist. (I38: 1606-*  
 4 *1616)*

Weiterhin finden sich aber auch Passagen, in denen die Interviewteilnehmer\*innen von direkten finanziellen Unterstützungen durch Freund\*innen und Bekannte berichten. So erzählt wiederum Herr Martin, dass seine Berufseinstiegsphase von finanziellen Schwierigkeiten geprägt und er in dieser Zeit auf

finanzielle und sachbezogene Unterstützung seiner Freund\*innen angewiesen gewesen sei:

- 1 *Und äh äh da hab ich dann bei nem Freund gewohnt, dann hatte ich erstmal dann keine Miete*
- 2 *bezahlt. Dann wurd das eine Zimmer frei, hat er dann/ er die Miete für mich bez/ übernommen,*
- 3 *weil dann (.) bis ich dann quasi meine (.) meine äh genug andere Jobs //ja// hatte, damit ich*
- 4 *mich über Wasser halten kann. //mhm// Und das hat auch nen paar Jahre gedauert und dann/*
- 5 *dass die ganze Maschinerie ins Laufen bringen. (I38: 1095-1099)*

In dieser Passage berichtet Herr Martin in einem sehr konkreten, engen Sinne davon, dass sein beruflicher Verlauf von Phasen gekennzeichnet sei, in denen er „die ganze Maschinerie“ noch nicht „ins Laufen“ gebracht habe – in der er also durch seine Erwerbstätigkeit nicht selbst für seinen Status sorgen kann. Die finanzielle Unterstützung durch seinen Freund ermöglicht es ihm, diese Situation als eine ‚Durststrecke‘ zu deuten und an seinem beruflichen Projekt festhalten zu können und nicht auf Jobs zurückgreifen zu müssen, durch die er unmittelbar Geld verdienen könnte.

Hier zeigt sich ein markanter Unterschied. In Interviews mit gemeinschaftszentrierten Gesprächspartner\*innen finden sich keine klaren Trennungen zwischen beruflichen und privaten Netzwerken. Akteure, die sich an Berufsstolz orientieren, scheinen hingegen stärker berufliche Netzwerke zu nutzen, die sich aus Personen zusammensetzen, die im gleichen beruflichen Feld tätig sind. Im Fall von investiven Statusarbeiter\*innen schließlich spielen Unterstützungsnetzwerke kaum eine Rolle, da viel Wert auf eine autonome Leistungsfähigkeit gelegt wird.<sup>9</sup>

Eine wichtige Sonderform dieser für Praktiken der Statusarbeit hilfreichen sozialen Beziehungen stellen *Paarbeziehungen* dar. Diese können auf sehr unterschiedliche Weisen als Teil der Statusarbeit einer Person fungieren. Eine erste Möglichkeit ist, dass der eigene Status über den Status des Partners oder der Partnerin definiert wird. So berichtet etwa Herr Nikolaidis über die Situation, in der er eine prestigeträchtige Stelle aufgeben muss, nach einer Anschlussbeschäftigung sucht und mit seiner Partnerin dafür in ein ländliches Gebiet zieht:

---

<sup>9</sup> Wie weiter unten im Abschn. 5.4 eingehender diskutiert wird, handelt es sich beim Beharren auf autonomer Leistungsfähigkeit allerdings zu einem nicht geringen Teil um legitimierende Selbstdarstellungen, die faktische Unterstützungsleistungen von Familie, Freund\*innen, Lehrer\*innen sowie institutionelle Unterstützungen, insbesondere wohl-  
fahrtsstaatliche Leistungen, ausblenden.

- 1 *Einwohnermeldeamt. (.) Ich bin ja nachgezogen hierhin und ich komme dahin ja ich möchte*
- 2 *mich anmelden. 'Sind Sie der Ehemann von der Frau C.?' (lacht) //(lacht)// 'ach so ja ich*
- 3 *komme auch zum Weihnachtsfest an der Burg ja. 'Ach so ja nee, kommen Sie mal, das ist ja*
- 4 *auch schön, ne? Auch ganz nett. Ja. (111: 109-112)*

Trotz der ironischen Distanzierung gegenüber dem Interviewer zeigt sich hier, dass der Befragte nicht nur vom festen Einkommen der Partnerin, sondern auch von deren Berufsprestige, über das sich Möglichkeiten des Aufbaus neuen sozialen Kapitals eröffnen, profitiert. Das Berufsprestige des/der Partner\*in kann in diesem Sinne ‚abfärben‘ und den eigenen Status erhöhen.

Der weitaus größere Teil der statusbezogenen Bedeutung von Paarbeziehungen richtet sich aber zum einen auf Formen der gemeinsamen Statusarbeit und zum anderen auf die Unterstützung der Statusarbeit des Partners oder der Partnerin. Explizit stellen Interviewpartner\*innen einen Bezug zwischen den eigenen Statusoptionen und -strategien einerseits und ihren Paarbeziehungen andererseits her, wo es um Beratung und direkte finanzielle Unterstützung geht, etwa wenn der Architekt Herr Winkler erzählt:

- 1 *Aber manchmal haben meine Geschwister mir was geliehen oder sogar meine damalige*
- 2 *Freundin. //mhm// Damit ich mir nen Computer kaufen konnte. ((lacht)) //ja// War auch n schön/*
- 3 *wichtiges Studienmittel nachher geworden. (109: 790-793)*

Herr Martin berichtet, er habe sich Geld von seiner Partnerin geliehen und gibt auch an, es später zurückbezahlt zu haben: „*Und am Anfang als wir nach C-Stadt gezogen sind, hat sie ja die Miete bezahlt. Und dann haben wir meine Miete quasi an/also die Schulden angeschrieben.*“ (I38: 1173–1175) In diesen beiden Fällen spielen Partner\*innen auch als Berater\*innen explizit eine wichtige Rolle. Herr Martin berichtet, dass seine Partnerin ihn dazu gedrängt hat, eine planvollere Lebensführung zu praktizieren:

- 1 *Meine (.) äh Freundin, die hat halt gesagt, so, jetzt, wär schon gut, wenn du mal Geld*
- 2 *verdienen würdest. //mhm// Die hat dann auch n bisschen an die Zukunft gedacht. Und da war*
- 3 *ich auch vielleicht so n bisschen unter Druck, dass ich da (..) mal was machen müsste. (I38:*
- 4 *854-857)*

Während in diesem Beispiel abstrakt von einem „*Druck*“ die Rede ist, berichtet er später konkret, dass seine Partnerin ihm geholfen und ihn darin angewiesen habe, wie eine Selbstständigkeit richtig anzugehen sei:

- 1 *Wir haben zusammen drüber gesprochen und (.) wir hatten mal gerechnet wie viel Geld das*  
 2 *eigentlich ist und wieviel da noch übrigbleibt, wenn man/ wenn man dafür arbeitet. Und haben*  
 3 *gesagt (.) es lohnt sich nicht da zu arbeiten und dann haben wir zusammen besprochen dann*  
 4 *(.) ss/ mm/ zusammen beschlossen, dass ich diese Jobs dann nicht mehr mache. //ja// //mhm//*  
 5 *Auch wenn's mir da schmerzlich gefallen ist, aber es hat einfach / also keinen Sinn gemacht. Aber*  
 6 *jetzt (.) der Gedanke jetzt Jobs nicht zu machen //ja// und das Geld nicht zu verdienen //ja//*  
 7 *ging dann nur mit ihr quasi als (.) Rückhalt. //mhm// Ne, also das hätte ich nicht alleine machen*  
 8 *können. //ja// Und äh / Ja, deswegen war's ne gemeinsame Entscheidung dann, dass sie*  
 9 *//mhm// sie hat sie ja mitgetragen, mit den Konsequenzen. //mhm// Ja. (I38: 1217-1225)*

In dieser Passage tritt die Freundin zum einen als Beraterin auf, die dazu rät, kurzfristige Gewinne zugunsten langfristiger Investitionen zurückzustellen, indem sie hilft, einen Plan aufzustellen und der ‚Verlockung‘ zu widerstehen, auf Kosten langfristigen Erfolges jene Jobs anzunehmen, die unmittelbar Einkommen versprechen. Darüber hinaus nimmt sie in der „gemeinsame[n] Entscheidung“ auch eine Rolle aktiver, ermöglichender Unterstützung ein: Die „Konsequenzen“ mitzutragen, bedeutet hier, dass die Partnerin mit ihrer Festanstellung eine sichere finanzielle und emotionale Basis bildet, auf deren Grundlage der Partner eine Risikoinvestition tätigen und die entsprechenden Durststrecken überbrücken kann: „Sie war fest angestellt und sie/sie ist quasi von uns beiden diejenige, die die Kontinuität //ja// hat //ja// und bringt und nen/nen planbares Leben //mhm// führt.“ (I38: 1180–1181) Wie in den theoretischen Vorüberlegungen in Abschn. 2.2.2 bereits angesprochen, kann das Paar hier als ein „Composite Actor“ verstanden werden, da die Lebensführungen und Investitionsstrategien aufeinander abgestimmt sind und einander gegenseitig voraussetzen.

Neben diesen expliziten Unterstützungsleistungen wird in den theoretischen Vorüberlegungen und in einer Reihe einschlägiger Forschungsarbeiten besonders der implizit bleibende ermöglichende Charakter betont, den über Partnerschaften verknüpfte Lebensführungen füreinander einnehmen (Solga und Wimbauer 2005; Treas und Drobnič 2010; Behnke 2012). Im Einklang mit diesen Forschungsarbeiten übernehmen auch in unserem Sample die Frauen – soweit sich das aus den Interviews rekonstruieren lässt – den größten Teil der Haus- und Sorgearbeiten. Auch hier ist in einem weiten Sinne zunächst an emotionale und psychosoziale Unterstützung zu denken, die auf der ‚Hinterbühne‘ der Reproduktion von Arbeitskraft durch Statussuspension dient (Abschn. 2.2.3). Dazu kommt die partnerschaftliche Arbeitsteilung, etwa in Gestalt der Entlastung investiver Statusarbeiter\*innen von Haus- und Sorgearbeiten, die der/die Partner\*in übernimmt. Dass die Übernahme von Hausarbeiten unterstützende Wirkung auf die eigenen Chancen für Statusarbeit hat, wird sehr selten expliziert, etwa wenn Herr Winkler über die Zeit berichtet, in der er seine Freundin kennenlernte:

- 1 *Die hat mich dann am Ende des Studiums noch äh (..) unterstützt und hat äh/ Beim*
- 2 *Architekturstudium ist es so, dass dann beim Modellbau noch Freunde kommen, die äh helfen,*
- 3 *n Modell zu bauen. //mhm// Äh und dann hat sie immer lecker zu essen gekocht für die Helfer*
- 4 *und für mich. (I09: 1016-1019)*

In der Regel werden Fragen der häuslichen Arbeitsteilung nicht in Bezug zu den Möglichkeiten des eigenen Statusstrebens gesetzt. In den Interviews, in denen die eigene Berufsbiographie eine zentrale Stellung einnimmt, werden Aspekte der Arbeitsteilung folglich zumeist erst im exmanenten Nachfrageteil thematisch und auch dort etwas unwirsch ‚unter ferner liefen‘ abgehandelt. Beispielhaft dafür steht eine Passage, in der der Facharbeiter Herr Wisch, dessen Ehefrau ihre eigene Erwerbstätigkeit für elf Jahre unterbricht, um für die gemeinsamen Kinder zu sorgen, darstellt, dass die Arbeitsteilung sich „*ingespielt*“ habe und der Ehefrau ‚*passe*‘:

- 1 *I: (7) Und Arbeitsteilung? Mit ihrer Frau, ist das ein Thema für Sie?*
- 2 *B: (.) So im Haushalt? (.) Joa (.) hat sich eben so eingespielt. Dadurch dass sie zu Hause war,*
- 3 *mache ich nicht ganz so viel sage ich mal. Ich räume die Spülmaschine ein und aus und bring*
- 4 *den Müll vielleicht raus, aber das saugen, bügeln, waschen, das macht sie alles. (..) Wäsche*
- 5 *runterbringen oder was weiß ich nicht äh ich helfe schon, das ist nicht so, dass ich dann hier*
- 6 *auf dem Sofa sitze und sage "es ist Feierabend, mach mal" das mache ich nicht. Aber es hat*
- 7 *sich eben eine gewisse Routine so eingespielt. Wenn ihr was nicht passt, dann sagt sie das*
- 8 *schon. (lacht) //(lacht)// (I03: 757-765)*

Die Betonung, die Arbeitsteilung habe sich „*ingespielt*“ (2), findet deutliche Parallelen in anderen Interviews, in denen zum Beispiel die Rede davon ist, jede\*r mache, wonach er oder sie einen „*Drang*“ verspüre und wozu man „*Lust*“ habe, und auf diese Weise würde sich die Arbeitsteilung ‚*einpendeln*‘. Darstellungen wie diese dienen der Versicherung, dass es ‚mit dem Haushalt schon seine Richtigkeit habe‘, auch wenn die gefundenen Arrangements noch stark einer traditionellen ‚Hausfrauenehe‘ ähneln, in der die Frau Arbeiten übernimmt, die explizit als ‚Unterstützung‘ des gemeinsamen Statusprojektes, aber eben nicht als eigenes Statusstreben gerahmt werden.<sup>10</sup>

Neben der traditionellen ‚Hausfrauenehe‘ finden sich gerade unter den jüngeren Befragten Zuverdienermodelle, in denen die Partnerin in geringem Maße erwerbstätig ist und im Rahmen dessen einen größeren Teil der Haus- und Sorgearbeit übernimmt. So erzählt etwa Frau Traute, wie sie als Lehrerin halbtags arbeitet und deshalb mehr Aufgaben in der Hausarbeit übernimmt:

<sup>10</sup> Genaueres zu diesen Rhetoriken eines ‚Sich-etwas-in-die-Tasche-lügens‘ findet sich schon in der empirischen Studie von Günter Burkart und Cornelia Koppetsch (1999).

- 1 *ich kümmerge mich um den Einkauf, weil ich auch Teilzeit arbeite. Das ist ja auch als Lehrerin*
- 2 *überhaupt kein Problem Teilzeit zu arbeiten. //mhm// Und jederzeit auf- und abzustocken. Und*
- 3 *ich will auch gar nicht so viel Zeit (.) so arbeiten. Also für mich (.) war das von vornerein klar,*
- 4 *er möchte gerne ganz arbeiten und ich wollte nicht ganz arbeiten. //mhm// Da haben wir nie*
- 5 *drüber diskutiert lange. //ja// Und deswegen habe ich/ Natürlich kümmer ich mich dann um*
- 6 *Einkauf (I27: 1664-1670)*

Die zitierten Passagen weisen darauf hin, dass es eine enge Verknüpfung zwischen den biographischen Entscheidungen in Paarbeziehungen geben kann. Das Zentrum der Statusarbeit ist hier nicht so sehr die eigene Biographie, sondern vielmehr der gemeinsame Haushalt.<sup>11</sup> Die Arbeitsteilung dieser gemeinsamen Statusarbeit ist dabei zum einen von ökonomischer Rationalität geprägt – nach der jene\*r der Partner\*innen einer Erwerbstätigkeit nachgeht, der/die bessere Verdienstaussichten hat. Zum anderen bestimmen tradierte Rollenmuster hier die gemeinsame Statusarbeit. Die hohe implizite Selbstverständlichkeit aufeinander bezogener und voneinander abhängiger, aber asymmetrischer Statuspraktiken innerhalb von Paarbeziehungen stellt insofern besonders für die Frauen die Perspektive einer ‚individuellen Lebensführung‘ in Frage. Gemeinsame, auf impliziten normativen Konzeptionen basierende Abstimmungspraktiken werden in den Interviews von beiden Seiten zumeist eher in Form der impliziten Routine als der expliziten statusorientierten Entscheidung diskutiert, wofür beispielhaft diese beiden Passagen stehen können:

- 1 *Und da haben wir auch jeder so unsere Arbeiten, die wir so machen, aber nicht, weil wir gesagt*
- 2 *haben: "Und du machst jetzt das und du machst jetzt das." Sondern das geht schon danach*
- 3 *was mache ich denn LIEBER, was mache ich denn ganz gerne. (I28: weiblich: 1406-1409)*

Und:

- 1 *Das braucht man fast nicht zu sagen. So. Also, wir brauchen uns nicht zu sagen, was wer*
- 2 *macht, //mhm// weil es irgendwie so Hand in Hand läuft. [Auslassung] was die Aufgaben im*
- 3 *Haushalt angehen, das teilen wir uns. Also ich vielleicht eher für die technischen Sachen,*
- 4 *wenn was zu reparieren ist. //ja// Und sie für die Wäsche. Wobei selbst Wäsche, das mach ich*
- 5 *auch mit. Auch Abwaschen. Oder jetzt Kinder ins Bett bringen. Oder sowas. Das geht alles*
- 6 *Hand in Hand. Das ist gut. (I09: männlich: 1270-1278)*

---

<sup>11</sup> Birgit Geissler und Mechthild Oechsle (1994) folgend kann insofern für die Frauen im Sample von einer „doppelten Lebensführung“ gesprochen werden, in der die persönliche Biographie zum einen Gegenstand einer eigenen erwerbszentrierten Statusarbeit ist, die Frauen zum anderen aber auch, viel stärker als die Männer, Rollen einnehmen, in denen sie durch die Übernahme der Haus- und Sorgearbeit einen komplementären Part für die erwerbszentrierte Statusarbeit des Partners übernehmen.

Im Kontrast zu den weiter oben erwähnten erwerbs- oder finanzbezogenen Investitionspraktiken, werden sowohl alltägliche Arbeitsteilung als auch erwerbsbiographische Unterbrechungen für Care-Arbeiten nicht als Arenen der Statusarbeit verstanden, sondern unter den Motiven der ‚Egalität‘ und der ‚persönlichen Präferenzen‘ präsentiert. Auffällig ist dabei, dass diese Arbeitsteilungen über alle drei Orientierungsmuster hinweg als stark sedimentierte, implizite und damit letztlich verdeckte Formen oder Voraussetzungen – bis hin zu Ermöglichungen – von Statusarbeit wirken.

Unter Bedingungen ausreichender Kapitalausstattung lässt sich die gleiche Beobachtung auch dort machen, wo Hausarbeiten an bezahlte Dienstleister\*innen übertragen werden. So berichtet Herr Martin: „*Wir sind beide keine großen (.) Putzer, deswegen haben wir ne Putzfrau.*“ (I38: 1749–1750) Auch hier werden die Chancen der eigenen Statusarbeit erweitert, indem Hausarbeiten externalisiert werden – diese Ermöglichung wird aber nicht reflexiv als Investitionsstrategie präsentiert. Am explizitesten als Investition wird diese Externalisierung in folgender Schilderung der Lehrerin Frau Traute ausgewiesen<sup>12</sup>:

- 1 *Und im Haushalt ähm ja wir haben uns jetzt / Putzfrau haben wir. @(. )@ Heute*
- 2 *Morgen/ @(. )@ //ja// Dafür / Da haben wir uns irgendwann ganz klar für entschieden,*
- 3 *da haben wir beide überhaupt keine Lust drauf. //mhm// Ähm und sind da GERNE*
- 4 *bereit Geld für inve/ zu investieren und lieber dann nen bisschen mehr zu arbeiten*
- 5 *//mhm// als den Kram, weil DAS in der Freizeit zu machen fanden wir beide irgendwie*
- 6 *(.) nicht schön. (I27: 1656-1661)*

Auch wenn hier von einer Investition gesprochen wird, deutet der argumentative Kontext darauf hin, dass diese nicht darauf zielt, sich zeitliche Ressourcen zu erkaufen, um durch ex- oder intensivierete Erwerbstätigkeit beim Statusstreben einen ‚Extraprofit‘ zu erwirtschaften. Das externalisierende Arrangement mag zwar faktisch so wirken, wird aber nicht so verstanden, sondern als Unterstützung bei der Statussuspension – mehr Zeit dafür, worauf man „Lust“ hat und was man „in der Freizeit machen“ will.

In einem anderen Interview berichtet Herr Steinhauer davon, wie er seine Mutter zur Pflege in einem osteuropäischen Pflegeheim untergebracht hat. Die Verhandlung dieser Entscheidung wird vordergründig auf der Ebene ihrer persönlichen Beziehung diskutiert, etwa indem Herr Steinhauer konkludiert: „*Sie lebt in ihrer Welt, ich lebe in meiner Welt (...) alles gut.*“ (I30: 420) Auch hier

---

<sup>12</sup> Die Bemerkung „heute Morgen“ in der folgenden Passage spielt darauf an, dass das Interview nicht wie geplant im Haus der Befragten stattfindet, da dort eine Putzfrau arbeitet, sondern im Haus eines Nachbarn.



wird nicht diskutiert, wie die Auslagerung der Pflegetätigkeit eine Intensivierung seiner individuellen Statusarbeit ermöglicht. Als funktionales Äquivalent zu bezahlten Dienstleistern in der Care-Arbeit können – insbesondere bei der Kinderbetreuung – auch die Großeltern eingesetzt werden, damit man zeitliche Freiräume gewinnt, um der eigenen Erwerbstätigkeit oder beruflichen Weiterbildung nachgehen zu können. So berichtet eine selbstständige Ernährungsberaterin:

- 1 *Das heißt also ich bin am Freitagabend äh mit meinen drei Kindern und Klimmbimm bei*
- 2 *meinen Eltern aufgeschlagen. Hab die Kinder alle da gelassen. //mhm// (.) Weiter mit'm Zug*
- 3 *nach äh äh S-Stadt. Und am Sonntag das ganze wieder (.) rutsch te/ zurück. Also wenn ich*
- 4 *meine Eltern nicht gehabt hätte, hätte ich das Ganze nicht machen können. (113: 1171-1175)*

Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass der Zusammenhang zwischen individueller Statusarbeit und sozialen Beziehungen weniger eindeutig und explizit ist, als der Bezug auf Statusstreben in Beschreibungen und Erzählungen, die die Erwerbssphäre und die Sphäre der Finanzinvestitionen betreffen.<sup>13</sup> Beratung, finanzielle Unterstützung und Hilfeleistungen haben in den biographischen Erzählungen eher ergänzenden Charakter: Freund\*innen, Bekannte und Familie sind dort ‚eingesprungen‘, wo man in der eigenen Statusarbeit auf Schwierigkeiten und Durststrecken trifft. Das ‚Zentrum‘ der Statusarbeit besteht aber in als individuell zurechenbar gedeuteten Praktiken.

Außerdem zeigt sich, dass sich der Bezug auf soziale Beziehungen je nach biographischer Orientierung stark unterscheidet. So spielen soziale Beziehungen sowohl in ihrem Gebrauchswertcharakter als auch in ihrem Tauschwertcharakter besonders in der Lebensführung gemeinschaftsorientierter Personen eine zentrale Rolle. Dort finden sich zum einen unumwundene Hinweise darauf, dass man über die Hilfe anderer weitergekommen sei. Mehr noch: In den entsprechenden Fällen ziehen die Befragten geradezu einen Stolz daraus, entsprechend ‚sozial eingebunden‘ zu sein. Dies dient dort als eine Praxis der Statusdarstellung. So scheint der Hinweis, einen „total netten Freundeskreis“ (119: 967–968) zu haben, ein Statusausweis ‚an sich‘ zu sein. Die entsprechenden Kreise zeigen dabei aber hohe Kontinuitäten; Loyalität spielt eine wichtige Rolle im Bezug zueinander.

In Fällen hingegen, in denen die Orientierung an Berufsstolz dominiert, dient der Bezug auf „Leute [...], die, [...] die auf der gleichen Welle sind“ (105), als Hinweis darauf, dass man ‚in gewissen Kreisen‘ Ansehen genießt und diese als Forum des weiteren Aufstiegs versteht. Die Logik des Sozialbezugs scheint hier

---

<sup>13</sup> Bereits in den theoretischen Vorüberlegungen wird vermutet, dass dem sozialen Kapital eher unterstützende Wirkung zukommt (Abschn. 2.2.2). Diese Vermutung kann empirisch in einigen Hinsichten konturiert werden.

dem Sprichwort zu folgen: ‚If you’re the smartest person in the room, you’re in the wrong room‘. Man ist zum Aufstieg zwar auf andere Personen angewiesen, lässt diese aber auf dem Weg hinter sich.

Investive Statusarbeiter\*innen schließlich fallen durch die Abwesenheit von persönlich als wichtig angesehenen sozialen Beziehungen jenseits der eigenen Familie auf. Bekanntschaften werden hier allenfalls für Hinweise darauf verwendet, einen Lebensstandard zu haben, in dem man gemeinsam mit anderen Sport treiben, Motorrad fahren, reisen, essen, usw. kann. Damit wird gezeigt, dass man sich Freundschaften – und die dazugehörigen Konsumpraktiken – leisten kann. Abseits dessen spielen soziale Beziehungen im Rahmen der stolzen Darstellung als ‚eine\*r, der/die sich allein durchschlagen kann‘ kaum eine Rolle. So berichtet etwa Herr Huber (durchaus kritisch), dass seine außerfamilialen Beziehungen teils durch starke Statusdarstellungen gekennzeichnet waren:

- 1 *Habe ich früher gemacht, da bist du dann abends/ hier bist du in die Stadt (.) und äh bist da*
- 2 *noch irgendwo in ne Bar und dorthin und hier mit nem Hemdchen und mit nem Jacketchen*
- 3 *und (.) eididei aber das ist nichts für mich. //mhm// Da habe ich mich auch schon mal bewegt*
- 4 *in dem Milieu, das kannst du vergessen. Das sind alles nur irgendwelche Spacken. //mhm//*
- 5 *Das ist äh, das sind alles Freunde, die hast du nur wenn du Geld hast. Und wenn es dir mal*
- 6 *schlecht geht, da kennen die dann nicht mehr. //ja// Deswegen habe ich mich dann auch schön*
- 7 *von denen zurückgezogen. //ja// Das macht keinen Sinn. (I37: 749-755)*

Im Fallkontext zeigt sich, dass der in einem Dorf lebende Handwerker in der „Stadt“ auch eine milieubezogene Fremdheitserfahrung gemacht hat – es ist allerdings auffällig, dass Herr Huber nicht berichtet, sich andere Freund\*innen gesucht zu haben, sondern: „*Sitze ich lieber im Wald. //ja// Ja //ja// ist so, weil ich habe den ganzen Tag mit so vielen Leuten zu tun und wenn ich dann mal meine Ruhe habe, ist jetzt wirklich mittlerweile nur noch (.) ruhig.*“ (I37: 775–777) Statusdarstellungen beschränken sich in diesen Fällen in der Regel allenfalls auf die eigene Kernfamilie beziehungsweise die Partnerschaft. So wurde bereits erwähnt, wie Herr Huber in der Eingangserzählung zu Protokoll gibt: „*geheiratet, zwei Kinder, Haus, Hund, so richtig nach/wie’s sein soll*“. Die Familie wird hier nicht nur als eine wirtschaftende Einheit aufgefasst, sondern zum einen als eine ‚anerkannte Lebensform‘ vorgestellt: Wenn man sie ‚vorweisen‘ kann, verschafft das Respektabilität. Zum anderen deutet sich an, dass man sich dieses ‚respektable Leben‘ auch finanziell leisten kann.

### 5.1.5 Intergenerationale Statusarbeit

Zu den engsten sozialen Beziehungen gehört neben der Partnerschaft auch die Elternschaft, in der intergenerationale als stellvertretende Statusarbeit betrieben wird – und von Mittelschichteltern auch normativ erwartet wird. Es geht um Praktiken, die die Statussicherung und möglichst den Statusaufstieg der Kinder befördern sollen. Bei der Arbeit am Status der eigenen Nachkommen handelt es sich aus der Perspektive der Eltern einerseits insofern nicht um eine je ‚individuelle‘ Statusarbeit, als dass die Förderung des Status der Kinder eher auf eine Form des ‚familialen Status‘ zu zielen scheint. Die Sicherstellung des Status der Kinder kann zum anderen aber auch als eine individuelle Statusarbeit konzipiert werden, wenn etwa die langfristige finanzielle Abhängigkeit der Kinder als mögliche faktische Gefährdung des eigenen Status verstanden wird oder der Statusabstieg der Kinder Zweifel an der eigenen ‚Statussolidität‘ aufzuwerfen droht, insofern er als Hinweis darauf gelesen werden könnte, dass der eigene Status ebenfalls nicht gesichert sein könnte (Birkelbach 2001).

Aus der Perspektive der Kinder entscheidet die elterliche intergenerationale Statusarbeit darüber, über welches Startkapital sie für die eigene investive Praxis verfügen. Das wird besonders offensichtlich im Fall von direkten Unterstützungszahlungen innerhalb der Familie. Diese Zahlungen werden in den Interviews als Unterstützungen der investiven Praxis der Kinder präsentiert. Es geht also in der intergenerationalen Statusarbeit gerade nicht darum, selbst ein so großes Vermögen anzuhäufen, dass die Kinder in einer Situation „sorgenfreien Reichtums“ (Groh-Samberg 2009) – wie Oberschichtenangehörige – keine eigene Statusarbeit mehr leisten müssten und ihr Auskommen nur mehr durch das Erbe ihrer Eltern finanzieren könnten.

Eine häufig zu findende Form der finanziellen Unterstützung ist die regelmäßige Zahlung von Geldbeträgen von Eltern an ihre Kinder in Ausbildungsphasen (Friedrich 2016). In einigen Fällen gehen die finanziellen Unterstützungen auch über die Ausbildungszeiträume hinaus. So berichtet etwa ein Architekt, dass er und seine Familie es sich nicht leisten können, eine Eigentumswohnung zu kaufen. Deshalb gibt sein Vater ihm einen Kredit, den er nur zurückzahlen muss, wenn er und seine Frau sich scheiden lassen:

- 1 Also/ (...) Wir haben sogar so nen kleinen Vertrag, Darlehensvertrag //ja// aufgesetzt, so
- 2 handschriftlich äh. Dass, dass wenn sich meine Frau und ich uns trennen, dann möchte er
- 3 das Geld wiederhaben. [Auslassung] Also insofern, ist, ist/ Es ist so, so auf der Kippe, obs
- 4 jetzt n Darlehen ist, was nie zurückgezahlt wird //mhmm// oder n, ne Schenkung. Das weiß ich
- 5 jetzt nicht. (I09: 1139-1146)

Hier wird in einer extremen Form deutlich, dass die regelmäßige Zahlung von Geldbeträgen als eine Gefährdung der Autonomie der eigenen Lebensführung verstanden werden kann. Dementsprechend finden sich teils Beteuerungen der Unabhängigkeit der eigenen beruflichen Entscheidung darüber, dass man von den Eltern im beruflichen Verlauf nicht unterstützt wird: „*Dadurch, dass ich äh seitdem ich aus/Zuhause ausgezogen bin kein Geld mehr von denen gekriegt habe //mhm// und ich selbstständig war, das/war das für die auch egal.*“ (I38: 964–966)<sup>14</sup> Wie weiter unten noch näher dargestellt werden wird, stellt sich das Beharren auf der Autonomie des eigenen Statusprojektes besonders ausgeprägt in Fällen dar, die einer Orientierung am Berufsstolz oder an investiver Statusarbeit zuzuordnen sind.

Um unterstützend zu wirken, müssen soziale und finanzielle Hilfsleistungen durch die Eltern nicht konkret stattfinden – es genügt, wenn sie als unaktualisierter Möglichkeitshorizont ein ‚Sicherheitsnetz‘ der eigenen Statusarbeit darstellen. Das zeigt sich, wenn Herr Martin, der sich ohne Berufsausbildung in der Filmbranche selbstständig macht und dabei lange Durststrecken erlebt, bemerkt, er habe „*immer gewusst äh wenn alle Stricke reißen, kann ich immer noch zu meinen Eltern ziehen.*“ (I38: 1714).

Neben diesen direkten Unterstützungsleistungen finden sich auch Beschreibungen von Situationen, in denen die Investition in den eigenen Status mit der Hoffnung verbunden wird, den Statusgewinn den Kindern ‚weitergeben‘ beziehungsweise ‚hinterlassen‘ zu können. So berichtet etwa Herr Steiger über seine Entscheidung zum Hauskauf:

- 1 *Ja also wir haben uns gesagt, wenn wir dieses [Haus, S.H.] ERWERBEN, dann ist es nicht äh*
- 2 *eine Sache, dass wir in ein, zwei Jahren fertig werden wollen, sondern das ist halt für uns eine*
- 3 *Lebensaufgabe. (.) Das Haus sowie der Garten auch. Also das heißt, wir möchten unseren*
- 4 *Kindern äh irgendwas (.) was hinterlassen, wo man so einen gewissen wow Effekt hat. (I06:*
- 5 *850-853)*

Die Hoffnung auf den „*wow Effekt*“ (4) trägt dabei eine doppelte Konnotation: Zum einen kann die Passage so gelesen werden, dass man die Kinder mit den eigenen Errungenschaften beeindrucken und sie damit zum Publikum der eigenen

---

<sup>14</sup> Es fällt auf, dass der Befragte in dieser Argumentation unterschlägt, dass er – wie er an späterer Stelle erzählt – von seinem Vater einen „*schicke[n] Audi*“ geschenkt bekommt, den er verkauft, womit er seine Schulden bezahlt und „*bisschen aus dem S/Sumpf raus[kommt]*“. Diese Beobachtung fügt sich in die weiter unten ausgeführte Vermutung, dass gerade jene Personen, die sich biographisch am sozioökonomischen Status orientieren, den Stellenwert individueller Leistung besonders stark – teils auch erkennbar kontrafaktisch – betonen und Wert darauf legen, „*keinem was schuldig*“ zu sein.

Statusdarstellung machen will. Zum anderen verfügen dann später die Kinder aber auch selbst über ein Statusobjekt, mit dem sie andere beeindrucken können, und der Staterfolg kann damit ‚vererbt‘ werden. Auch Herr Nikolaidis erwähnt diese Hoffnung darauf, den Kindern die Statusarbeit durch den eigenen Staterfolg zu erleichtern, bezieht sich aber auf Bildungsabschlüsse, die als kulturelles Kapital fungieren sollen:

- 1 Ähm (...) naja mein Kind wird es auf jeden Fall einfach haben. (lacht) //(lacht)// Einfach aus
- 2 dem Grund ähm, das ist wirklich eine ganz interessante Sache (.) das merkt man ja, also mit
- 3 zwei promovierten Eltern (...) reagiert (.) die Umwelt ganz anders. Und das ist schön. Super.
- 4 (.) Wenn es dafür wenigstens genutzt hat, ist das toll. //(lacht)// (lacht) Ja, nein ähm, ob das
- 5 Ärzte sind ähm Lehrer, werden kein Problem sein. (111: 702-705)

Die Investition in den eigenen Status strahlt hier – so zumindest die Erwartung – wie beim Halo-Effekt auf die eigenen Kinder aus.<sup>15</sup>

Neben diesen Praktiken direkter Weitergabe und Unterstützung finden sich auch solche Aktivitäten intergenerationaler Statusarbeit, in denen explizit oder implizit bestimmte Haltungen der Lebensführung und des Statusstrebens eingeübt werden sollen, die es den Kindern ermöglichen, ‚aus eigener Kraft‘ den Status der Eltern zu reproduzieren oder zu überflügeln. Man denke hier nur an die Passage zurück, in der Herr Schulz berichtet, er habe sich seine erste Kamera als 16-Jähriger durch die Arbeit auf einer Baustelle finanziert, weil der Vater ihm gesagt habe: „dann verdiene sie dir“. Der eigene hohe Status kann aus dieser Perspektive geradezu als Gefährdung des Statusstrebens der Kinder gelesen werden. So berichtet Herr Steinhauer, er und seine Frau hätten die Tochter auf eine teilverprivate, integrative Schule geschickt, damit sie

- 1 jetzt schon lernt, wie man sich auf/ (.) wie man sich durch's Leben (.) selber kämpft, ja? Ohne
- 2 dann eben halt ganz unten anfangen zu müssen. //ja// Und das ist auch die Gefahr, die ich
- 3 sehe, ne? Das wir zu s/ sie zu sehr verwöhnen, //mhm// äh dass sie nicht lernt/ also wir haben
- 4 schon mal solche kleinen Diskussionen gehabt, ne? Oh guck mal, trägt ja überhaupt keine
- 5 Markenjeans. Äh da bin ich dann mal so aus dem Dreieck gesprungen //mhm// [Auslassung]
- 6 Wir hoffen es klappt, und dass sie darüber hinaus dann eben halt auch (.) einen Weg
- 7 einschlägt, der sie selbstständig durch's Leben bringt, //mhm// ne? Ja? Nicht das sie darauf
- 8 ANGEWIESEN ist, dass sie eine gute Partie findet in irgendeiner Form, //mhm// sondern dass
- 9 sie SELBSTSTÄNDIG durch's Leben kommt, //ja// das wäre ganz wichtig. (130: 1678-1693)

<sup>15</sup> Im Kontext des Falles scheint es sich bei dieser Argumentation allerdings um eine Rationalisierung des Scheiterns des eigenen akademischen Statusprojektes zu handeln: Wenn der Befragte die Investition der Promotion schon nicht wie erhofft in Form einer akademischen Laufbahn verwerten kann, so sollen nun zumindest die Kinder davon profitieren können.

Für Herrn Steinhauer, der – wie an anderer Stelle ausgeführt – die Lebensführung als Kampf versteht, besteht die intergenerationale Statusarbeit einerseits darin, auch seine Kinder auf diesen Kampf vorzubereiten, indem er deren Selbstständigkeit fördert. Andererseits hält er aber auch ein spezifizierendes Konzept dafür bereit, wie die Ausbildung der Tochter aussehen sollte:

- 1 *Also meine Frau hat da sehr genaue Vorstellungen, dass die Tierärztin werden soll oder so*
- 2 *ein Krams. Ich äh (.) wünsche mir das natürlich auch, dass meine Tochter ähm (.) in die*
- 3 *akademischen Fußstapfen tritt, //mhm// ja? Natürlich, ne? //mhm// Weil es ist schon/ es ist*
- 4 *einfach so in der Gesellschaft. Es ist ein Unterschied, ähm komm/ fängt bei der Ausbildung*
- 5 *an, ja? Und (.) ich bin davon überzeugt, für Akademiker ist es einfacher, auch in irgendeiner*
- 6 *Form einen Job zu kriegen, auch dann ein ein/ einen guten Lebensstil, Lebensstandard zu*
- 7 *führen, als für jemand, der mit Ach und Krach durch die Hauptschule gegangen ist //mhm//*
- 8 *und dann zwei Ausbildungen abgebrochen hat, ja? Ähm (.) ich wünsche es mir für meine*
- 9 *Tochter, ja? (I30: 1645-1653)*

Die Passagen, in denen bezüglich der eigenen Kinder am explizitesten über intergenerationale Statusarbeit gesprochen wird, stammen – wie in der gerade zitierten Aussage – aus Interviews mit investiven Statusarbeiter\*innen. An anderer Stelle spricht Herr Steinhauer bedauernd darüber, dass er für die Zukunft seiner Kinder „noch keinen Masterplan entwickelt“ habe – der Planungsanspruch, der die eigene Lebensführung kennzeichnet, wird hier also ungebrochen auf die Kinder übertragen. Auch die in Abschn. 4.3 bereits behandelte Eingangspassage des Interviews mit Herrn Huber zeigt deutlich ein Statusmotiv mit Bezug auf seine Kinder:

- 1 *Ich denk halt immer ein bisschen weiter, einmal an die Kinder, wenn die Kinder mal größer*
- 2 *sind und erzählen mir dann "So Papa, ich will studieren gehen" //ja// dass ich dann sagen kann*
- 3 *"Gut, dann such dir die schönste Uni und wenn das WG-Zimmer dann fünfhundert Euro kostet,*
- 4 *dann kostet es halt 500 Euro" //mhm// So hab ich's halt ausgelegt ne //ja// dass ich für beide*
- 5 *Kinder dann quasi nie Nein sagen muss. (I37: 52-57)*

Die investive Statusarbeiterin Frau Schröder berichtet davon, dass sie ihren Sohn gezielt auf eine Schule „weiter außerhalb“ geschickt haben, in der Hoffnung, er könne so problemloser in den Abiturzweig wechseln, falls er das schaffen sollte:

- 1 *Und wir hatten halt immer so n bisschen die Hoffnung, dass er vielleicht noch n bisschen*
- 2 *motivierter ist und vielleicht irgendwann/ Weil er äh Realschulempfehlung hatte. Ähm dass er*
- 3 *vielleicht doch noch den Übersprung schafft //mhm// oder dort denn vielleicht eher zu sagen,*
- 4 *ich mach dann doch irgendwie Abi oder irgendwie //ja// sowas. (.) Weil er halt äh (.) wirklich*
- 5 *so (..) pffiffig ist, was sowas angeht. (I21: 242-246)*

Wie schon in der vorigen Passage zeigt sich auch hier eine Ambivalenz darin, ob das Statusmotiv als Wunsch des Kindes („*Papa, ich will studieren gehen*“) oder als eigene Aufforderung („*such dir die schönste Uni*“) präsentiert wird. Frau Schröder verhandelt diese Spannung explizit:

- 1 *Er durfte sich das selber aussuchen. Also die haben hier so Schnuppertag gemacht in den*
- 2 *Schulen. Und dann haben wir gesagt, kannst du dir aussuchen, in welche/ zu welcher Schule*
- 3 *du möchtest. Und er hat sich denn da auch (...) klar, sicherlich auch durch unsere Erzählungen,*
- 4 *was/ Kinder sind beeinflussbar, ob man will oder nicht. Und dadurch, dass wir halt die B-*
- 5 *Schule gut fanden, (...) von Erzählungen her, wir waren selber auch nicht da, ähm (...) hat er*
- 6 *sich dann da freiwillig für entschieden. (I21: 280-286)*

In der Passage flammt ein kurzer Zweifel auf, ob die Entscheidung des Kindes wirklich „freiwillig“ ist oder ob Kinder nicht so „beeinflussbar“ seien, dass sie dem Willen der Eltern keinen eigenen entgegensetzen könnten. Ein Konflikt zwischen Freiwilligkeit und Statusstreben wird zumeist aber nur dort kritisch kommentiert, wo er als gesellschaftliches Problem ausgemacht wird. So argumentiert etwa Herr Schulz:

- 1 *I: Können Sie mir erzählen, wie Sie sich die Zukunft Ihrer Kinder vorstellen?*
- 2 *B: (...) Tja also ich hoffe ähm wie gesagt für mich das wichtigste, ähm dass sie jetzt erstmal*
- 3 *noch die Jugend genießen können, weil ich glaube (...) ich finde die Entwicklung halt schade,*
- 4 *gerade jetzt ähm bei Familien die si/ die viel Wert auf Bildung legen, das ähm (...) Kinder,*
- 5 *Jugendliche von Anfang an im Grunde genommen keine freie Zeit mehr haben, sondern mit*
- 6 *sechs schon im ersten Korsett stecken, weil sie nachmittags da hin müssen, am nächsten Tag*
- 7 *da hin, in/ unbedingt in Mathe eine zwei, weil sonst kann man ja nicht studieren, und so dieses*
- 8 *dieser Druck ähm //mhm// den finde ich fürchterlich und ich glaube, was wir so an Burnout*
- 9 *jetzt erleben wird, sich noch entsprechend verstärken, weil ähm wenn ich meine Kindheit sehe,*
- 10 *ich hatte bis zum was weiß ich 16., 17. Lebensjahr war Stress ein völliges Fremdwort //mhm//*
- 11 *ähm man ist nach Hause gekommen, hat die Tasche in die Ecke geknallt, hat Fußball gespielt*
- 12 *und gut. Ich glaub, dass mir das heute noch hilft, dass man einfach in seinem Leben eine Zeit*
- 13 *hatte, wo man einfach ja auftanken konnte, und das will ich für meine Kinder unbedingt. Also*
- 14 *das wichtigste ist wirklich nicht ähm das, was sie später mal an Geld verdienen, natürlich spielt*
- 15 *das immer eine Rolle, ähm aber so dass sie mit sich im reinen sind und dass sie, dass sie*
- 16 *einfach eine Chance haben, in das eigene Leben zu kommen und dass sie da zufrieden rein*
- 17 *kommen. (I08: 1075-1092)*

Auf persönlicher Ebene hingegen scheint dieser Konflikt über zwei Wege gelöst beziehungsweise verdeckt zu werden. Zum einen sprechen Eltern über die Zukunft ihrer Kinder häufig mit einer Form von Gewissheit, die sie als Eltern aufgrund eines ‚privilegierten Wissens‘ besäßen. In diesen Einschätzungen scheinen sich dann kognitive und normative Erwartungen zu vermischen, etwa wenn die Buchhalterin Frau Michels sehr bestimmt über die Zukunft ihres Sohnes spricht:

- 1 *B: (..) Wie ich mir die Zukunft meines Sohnes vorstelle? Ja. (.) Die hab ich ziemlich klar vor*
- 2 *Augen. Weil äh (..) wir unterhalten uns dar/ also die Zukunft meines Sohnes wird so aussehen,*
- 3 *dass er mal ne große Familie haben wird mit mindestens drei Kindern. Dass er ein eigenes*
- 4 *Haus haben wird. Dass er niemals selbstständig sein wird, er wird da im Industriepark sich*
- 5 *weiterentwickeln, wird da (..) vielleicht auch irgendwann mal ne Führungsposition ähm (..)*
- 6 *haben können. (I28: 1255-1259)*

Der zweite Weg der Verdeckung des potentiellen Konfliktes besteht darin, dass den Kindern implizit unterstellt wird, der Korridor ihrer Freiwilligkeit schließe ohnehin nur Handlungsoptionen ein, die den Eltern als opportun erscheinen. Was die Kinder für eine Ausbildung absolvieren sollen, will man dann zum Beispiel nicht bestimmen – *dass* sie aber vielleicht keine Ausbildung machen wollen, kommt im elterlichen Vorstellungshorizont nicht vor.

Es ist auffällig, dass gerade für jene, die Statusarbeit als besonders zentral und zugleich erschöpfend präsentieren, der Bezug auf die Kinder eine legitimierende Funktion erhält. So bezieht sich der investive Statusarbeiter Herr Huber explizit auf seine Kinder, um die eigene Statusorientierung zu rechtfertigen:

- 1 *Die Chaostruppe, mhm. (.) Ja gut, was soll ich über die Kinder erzählen? (.) Eigentlich mein*
- 2 *ein und alles, warum ich das alles veranstalte hier, ne. Weil wie gesagt, ich bräuchte ein*
- 3 *Baumhaus oder ein Blockhaus //lacht// und eine Axt und ein Gewehr. //ja// Gut, die kleine ist*
- 4 *jetzt sechs Jahre, die kommt jetzt in die Schule, dieses Jahr. Der große ist Zehn, soll laut*
- 5 *meiner Frau Abitur machen. Bin ich noch nicht so GANZ überzeugt davon (.) weil er sich noch*
- 6 *ein bisschen dagegen wehrt, und ich bin halt der Meinung, lieber laufen lassen auf freiwilliger*
- 7 *Basis, aber schon geführt. Dann lieber Fachabitur gemacht, wenn es dann ein bisschen*
- 8 *nachsetzt, ne? (I37: 1311-1317)*

Wie bereits in Abschn. 4.3 herausgearbeitet, scheint sich in dem Bezug auf „*ein Baumhaus oder ein Blockhaus*“ (3) eher eine Ausbruchphantasie zu dokumentieren, die sich als Teil einer Lebensführung erweist, in der das Streben nach sozioökonomischem Status eine zentrale Stellung einnimmt, als eine ‚echte‘ alternative Form der Lebensführung, deren Umsetzung in Frage käme. Der Bezug auf den Status der Kinder könnte hier also als Entlastung von einer individuellen Begründungspflicht gelesen werden: ‚Weil ich Kinder habe, muss ich mein Leben so statusorientiert führen, wie ich es tue.‘

Entgegen der Betonung der „*freiwillige[n] Basis*“ (7) spezifiziert Herr Huber an anderer Stelle, dass er durchaus konkretere, in diesem Fall stark geschlechterdifferenzierte Konzeptionen davon hat, welche Statuspositionen die Kinder einnehmen sollen:



- 1 *Also für meine Tochter wünsche ich mir vielleicht, dass die hier aus dem Ort mal einen*  
 2 *Bauernjungen heiratet. Dass die auch ihren Kindern mal zeigen kann, was eine Kuh ist.*  
 3 *//mhm// Ach, mein Sohn, weiß ich noch nicht. (.) Der wird mit Sicherheit mal weggehen, denke*  
 4 *ich mal. (.) Denke ich schon. (.) Ich denke mal, dass der vielleicht bei der Bundeswehr landen*  
 5 *wird als Sportsoldat oder so. //mhm// Das wird so denke ich mal die Richtung werden. (I37:*  
 6 *1486-1491)*

In den bisherigen Passagen stellen die Wahl von Schule und Ausbildung die zentralen Aktivitäten der intergenerationalen Statusarbeit dar. Die Praktiken, auf die sich im Interviewmaterial diesbezüglich Hinweise finden, reichen von Beratung und Förderung – so berichtet Herr Martin etwa, wie die Mutter ihm mit „*mach was Vernünftiges*“ (I38: 936–937) zu einer bestimmten Form der Statusarbeit rät – bis zu Beeinflussung durch monetäre Unterstützung. Herr Martin selbst reproduziert mit Blick auf die Erwartung der Zukunft seiner Kinder seinen eigenen Anspruch darauf, das eigene Kind nicht „*auf so ne elitäre Schule*“ zu schicken, denn: „*Also das/da glaub da lernt man nichts genug (.) fürs Leben. //ja// Man muss alle Schichten kennen, um dann zu verstehen wie die Gesellschaft funktioniert.*“ (I38: 1687–1688) Er trifft diese Einschätzung allerdings vor dem Hintergrund der Gewissheit, dass das Kind aufgrund seiner sozialen Herkunft keine Statusprobleme haben werde:

- 1 *I: Machen Sie sich vielleicht mal Sorgen um seine Zukunft?*  
 2 *B: Nö. Mit dem Familienbackground. //ja// Brauch ich nicht. //mhm// Also ich glaub da, wenn*  
 3 *wir / wenn meine Freundin pleitegeht, ich geh pleite, dann gibt's noch die Großeltern und äh*  
 4 *//ja// also die würden auch / also (.) ihr letztes Hemd ausgeben und ich glaub also da //ja//*  
 5 *laufen wir nicht Gefahr (.) trocken zu laufen. //mhm// Also da muss schon / muss schon ganz*  
 6 *schön was passieren. //mhm// Das / das ist ganz nett. Also zu wissen, dass es da (.) niemals*  
 7 *(.) also mir da/ darüber keine Sorgen machen muss. //mhm// //ja// [Auslassung] Ich glaube es*  
 8 *geht eher darum, irgendwie dann so normal wie möglich (.) mhm dass sie nicht verwöhnt wird*  
 9 *von den Großeltern. //ja// @(. )@ //ja// Das ist glaube ich eher äh äh das Problem. //mhm//*  
 10 *Dass er selten das Gefühl hat, dass er auch n ganz normaler Junge ist. //ja// (.) Und das / na*  
 11 *nicht mit dem Vater, der (.) komische Jobs macht @(. )@ //ja// ü/ also ist ja/ also ich kann schon*  
 12 *verstehen, dass das so / Ich hoffe, dass er nicht irgendwie dann (.) das Gefühl hat irgendwie*  
 13 *was anderes zu sein als alle anderen. //mhm// Das ist glaube ich das Wichtigste. (I38: 1696-*  
 14 *1712)*

Die Sorglosigkeit, mit der Herr Martin sich auf die Zukunft und die Berufswahl des Kindes bezieht, spiegelt hier also ein Ausstattungsniveau wider, in dem Statussorgen nicht aufkommen und dem Kind deshalb eine relativ große Wahlfreiheit zugestanden wird. Im Kontext des Samples stellt das eine privilegierte Sonderstellung dar, in der mit einem hohen ökonomischen Kapital eine

hohe Stausicherheit und dementsprechend ein Gestus der Gelassenheit einhergeht. Dass selbst diese Großzügigkeit Grenzen hat, zeigt sich allerdings in einer Nebenbemerkung:

- 1 Also würde ich sagen: "Äh äh, geh a/ an der Bar arbeiten, aber lern noch was nebenbei.
- 2 //mhm// //ja// "Irgendwann hast du keinen Bock mehr und dafür musst du irgendwie nen Plan
- 3 B haben." //ja// (.) Und genau, also (.) ich wünsch mir, dass er genug Alternativen hat, genug
- 4 Möglichkeiten hat, dass er sich Sachen aussuchen kann. (..) Das wird er hoffentlich auch
- 5 selber so sehen. (I38: 1690-1694)

Während es bis hier um Formen der Statusarbeit geht, in denen explizit über Anspruch und Strategie verhandelt wird, finden sich darüber hinaus in den Interviews Hinweise auf Praktiken der intergenerationalen Statusarbeit, die nicht als solche verhandelt und präsentiert werden, aber dennoch als Formen der Einübung und Reproduktion von Statusarbeit gelesen werden können und als habitualisierte intergenerationale Statustransmission wirken. Aufgrund des thematischen Schwerpunktes auf die eigene Biographie beziehen sich die entsprechenden Passagen in erster Linie auf das Verhältnis zwischen den Interviewpartner\*innen und deren Eltern. So berichtet etwa auch der gemeinschaftsorientierte Herr Winkler beiläufig davon, wie seine Eltern mit ihm, als er jung war, ein geldvermitteltes Entlohnen von Leistung einüben: „Blöd war natürlich, dass wir dann immer Gartenarbeit machen mussten. @(..)@ //ja// Disteln ausstechen bis meine Eltern gesagt haben, für jede Distel gibt's zwei Pfennig.“ (I09: 255–257) Die frühe Einübung des Umgangs mit Geld wird auch im Interview mit Frau Brilla thematisch, wenn sie darüber spricht, dass die Eltern als Vertriebene aus Ostpreußen „nicht so toll angesehen“ seien und einen schwierigen „finanziellen Status“ hätten:

- 1 Aber (.) das/ ähm (.) also ich bin eben dadurch auch geprägt worden, mit Geld (.) äh sorgsam
- 2 umzugehen, ne? Also ich ähm (...) pff ich (..) soll ich mal sagen? Also ich ähm bin sehr
- 3 vorsichtig äh was Finanzen betrifft, ich arbeite jetzt selber //mhm// in der
- 4 Finanzdienstleistungsbranche, ähm hab dadurch (.) ähm also ich hab ENORM viel Glück
- 5 gehabt, weil ich in dieser Firma natürlich (..) ähm (...) gute (.) Ideen aufschnappe, die ich für
- 6 mich dann verwirkliche, //mhm// also ich sage mal Aktieninvestments, //mhm// äh die mir auch
- 7 wirklich ähm (.) äh 'n gutes finanzielles Polster verschafft haben, aber ich bin immer/ ich fühl
- 8 mich immer noch als die kleine Gabriele, die mit Geld sorgsam umgehen muss, (.) ne? //mhm//
- 9 Also ich bin nicht geizig, aber ich bin vorsichtig, //ja// ne? //ja// Mhm. //mhm// Also das glaub
- 10 ich hat schon mit dem Status meiner Eltern zu tun. (I29: 337-347)

„[M]it Geld sorgsam um[zug]ehen“ (1–2) und „vorsichtig“ (3) zu sein, deutet Frau Brilla hier in der Rückwendung als unausgesprochene, aber ‚logische‘ Konsequenz der finanziell knappen Lage der Eltern.

Auf ähnlich implizite Praktiken weisen Passagen hin, in denen Interviewteilnehmer\*innen etwa davon berichten, dass ihnen als Kindern eine Reihe von Freizeitaktivitäten und Hobbies ermöglicht werden, die als ‚Hochkultur‘ einer Form des frühen Aufbaus kulturellen Kapitals gelesen werden können. So etwa, wenn Frau Traute berichtet:

1 *[M]ein anderer Bruder und ich, wir haben hauptsächlich bei meinen Eltern Musikunterricht*  
 2 *gehabt. Ich hatte bei meinem Papa Klavierunterricht, meine Mama hat mir Geigenunterricht*  
 3 *gegeben und (.) später hab ich noch nen bisschen Gitarre gelernt, bisschen Flöte gel/ ich war*  
 4 *da ein bisschen (.) unstet immer, weil ich da nicht so richtig beigeblieben bin. Ich glaub auch,*  
 5 *WEIL es Unterricht bei meinen Eltern war und ähm //mhm// ich mich da nicht so verpflichtet*  
 6 *geföhlt habe zu üben. Ich hatte dann später noch so n bisschen (.) Geigenunterricht bei ner*  
 7 *(.) richtigen Geigenlehrerin. Aber da war ich dann irgendwie auch mit (.) Turnen und äh*  
 8 *Theater und tausend Freunden und (.) so beschäftigt. //ja// Dann angefangen zu tanzen noch*  
 9 *und dann waren das irgendwie zu viele Sachen, dass ich da nicht so richtig am Ball geblieben*  
 10 *bin. (I27: 59-68)*

Die Rückwendung – die sicherlich dadurch gefärbt ist, dass Frau Traute heute als Musiklehrerin auf die gelernten Fähigkeit zurückgreifen kann<sup>16</sup> – deutet nicht nur die Spannweite der unterschiedlichen kulturellen Möglichkeiten an, die Frau Traute als Kind hat, sondern trägt in der Bemerkung, sie habe sich „*nicht so verpflichtet geföhlt*“ (5–6), eben auch die Konnotation, dass diese Möglichkeiten auch als anstrengend und verpflichtend erlebt werden konnten.

Teils scheinen aber auch hier sehr explizite Formen der intergenerationalen Statusarbeit auf. So berichtet Herr Berger etwa von der ‚Hausaufgabenhilfe‘ seiner Eltern, die klar darauf ausgerichtet war, ihm einen Statusaufstieg zu ermöglichen:

---

<sup>16</sup> Beziehungsweise könnte, wenn sie noch mehr geübt hätte.

- 1 I: (.) Und dann ham se gesagt, bei ihnen war irgendwie klar, dass sie Abi machen müssen.  
 2 @(.).@ //ja// Ähm erinnern sie sich da irgendwie an, an 'n Gespräch vielleicht, von dem sie mir  
 3 erzählen können, wo das Thema war?
- 4 B: Na das waren/ (.) ich sag mal so, ich war jetzt kein Musterschüler in dem Sinne, also ich  
 5 hab ähm (.) denk ich mal stark davon profitiert, dass halt ähm (.) dieser Anspruch bei meinen  
 6 Eltern da war. Und dass die halt dementsprechend gesagt haben "Mensch, da steht doch jetzt  
 7 'n Diktat an, also werden wir das jetzt bis zum Erbrechen üben, dass du da ähm wenigstens  
 8 mit 'ner eins oder 'ne zwei //mhm// nach Hause kommst". Und ähm ich denke schon, da gab's  
 9 den ein oder anderen Disput, ich kann mich jetzt nicht mehr genau erinnern, aber dass ich  
 10 dann vielleicht irgendwie auch geäußert habe "Pff, nee, eigentlich hab ich jetzt keine Lust, hier  
 11 zu üben" oder irgendwie sowas, und dass es dann halt darum ging, ähm (.) ähm ja, "Naja,  
 12 wenn du jetzt hier nicht gut bist in der Schule, ne? Dann kannst du halt nicht dein Beruf  
 13 aussuchen oder kannst mehrere Berufe vielleicht nicht ausüben oder kannst vielleicht nur den  
 14 einen Beruf machen", da wurde dann ganz gerne (.), was ich jetzt gar nicht so verächtlich  
 15 meine, oder sie glaub ich auch nicht, aber hier "dann kannst halt die Straßen putzen oder  
 16 sowas", //mhm// ne? So diese klassischen Dinger, die man dann da irgendwie sagt (.) und  
 17 ähm (.) ja also ich/ ja, das war'n so sag ich mal die klassischen Gespräche und dass sie halt  
 18 immer gesagt hat "Mensch, wenn de studierst, dann kannst" (.) ja was immer so gerne gesagt  
 19 wird //@(.).@// "dann kannst Arzt werden" oder was auch immer, ne? Irgendwie so, das war  
 20 (.) denk ich mal, das kam so öfters vor. (I39: 126-146)

Auch hier wird wieder die Ambivalenz zwischen Wahlfreiheit („Beruf aussuchen“ (12–13)) und Statusaufstieg („Arzt werden“ (19)) deutlich. Gerade der Fall von Herrn Berger zeigt aber weiterhin auch eine Kontinuität in der Form der intergenerationalen Statusarbeit. So stellen die Angst vor drohendem Schulversagen und die Versuche, das Kind zum Lernen und Leisten zu ermuntern, zentrale Themen in seiner Auseinandersetzung mit seinem eigenen Kind dar.

- 1 (.) Naja, dass wir ähm/ es gab so 'ne Zeit, da ist er nach Hause gekommen und wir ham  
 2 ungefähr ein bis zwei Stunden hier gesessen, um nochmal Hausaufgaben zu machen oder  
 3 einfach das nachzubereiten, was er in der Schule gemacht hat. Dass wir gesagt haben "Zeig  
 4 das mal her, was hast du heute geschrieben?". (.) [Auslassung] meine Frau und ich, wir war'n  
 5 super gestresst dadurch, war'n auch so leicht verzweifelt, weil wir gemerkt haben, ähm (.) der  
 6 kommt nicht hinterher. [Auslassung] Ja und alleine diese ein bis zwei Stunden am Tag, die  
 7 war'n immer damit verbunden eigentlich, (.) am Ende mit Geschrei und was auch immer. Also  
 8 ich glaube, meine Frau und ich, wir ham da auch äh einige Fehler gemacht, (.) ähm aber wir  
 9 sind halt keine Pädagogen. (.) Das ist äh (.) ja. Also wir ham's nicht gelernt sag ich mal und (.)  
 10 man verzweifelt halt daran. (I39: 693-727)

Herr Berger erzählt daraufhin, dass eine Reihe von Eltern an der Kompetenz des Lehrers zweifeln würden – was ebenfalls als eine Form des Umgangs mit intergenerationaler Statusangst gelesen werden kann. Im Kontrast dazu reagieren Herr Berger und seine Frau, indem sie dem Lehrer ihr Vertrauen aussprechen und seinen Empfehlungen auch entgegen den Reaktionen des Kindes folgen würden:

1 Also wir ham in dieser Klasse viele (.) sensible Eltern sag ich mal, die dem Lehrer irgendwie  
 2 nicht so viel Kompetenz zutrauen. (.) Und ähm (.) ich weiß noch, ich hab dem äh Lehrer dann  
 3 gesagt/ also ich seh das vollkommen anders, ich äh seh das vielleicht 'n bisschen  
 4 konservativer. (.) Ich hab dem Lehrer gesagt "Sie dürfen alles machen, ihnen ist alles erlaubt,  
 5 außer körperliche Züchtigung". Bin jetzt zwar auch nicht davon ausgegangen, dass er das  
 6 macht, //@.(.)@// aber ich hab gesagt "Ansonsten mein ich dürfen sie alles. Also sie dürfen  
 7 den anschreien (.) wie sie wollen". Wenn der zu mir weinend nach Hause kommt und sagt  
 8 "Der Lehrer hat mich angeschrien", dann sag ich "Ja, dann wird's wohl 'n Grund gegeben  
 9 haben. Ohne weiteres macht er das nicht". (.) Könnst ich/ bei ihm könnst ich dann auch gut  
 10 immer sagen "Deine Schwester hat er noch nie angeschrien. Woher kommt das? Woran liegt  
 11 das jetzt? Liegt das am Lehrer oder liegt das vielleicht an dir? (I39: 744-754)

Entgegen der Semantik der Freiwilligkeit, die das Feld der intergenerationalen Statusarbeit erst einmal bestimmt, wird der Wille des Sohnes hier explizit übergeben – allerdings mit der Begründung, dass ihm das ultimativ helfen würde, da er in der „*kriegsentscheidend[en]*“ Klasse dann gute Noten schreiben und damit auf eine bessere Schule kommen würde.

Die Darstellungen zeigen ein weites Feld intergenerationaler Statusarbeit. Obwohl Geburt und Erziehung von Kindern sowohl mit hohen direkten Kosten einhergehen als auch – gerade für die Frauen in Mittelschichtsfamilien – hohe Opportunitätskosten in Sachen eigener Statusarbeit mit sich bringen, zielen eine ganze Reihe von Praktiken darauf, den Stuserhalt oder möglichst -aufstieg von Kindern zu ermöglichen.<sup>17</sup> Zum einen werden durch eigene Statusarbeit die ‚Startbedingungen‘ der Kinder wesentlich mitbestimmt, zum anderen lassen sich eine Reihe von Hinweisen darauf finden, dass direkte Unterstützungsleistungen die investive Praxis der Kinder rahmen. Weiterhin besteht intergenerationale Statusarbeit auch darin, explizit oder implizit Praktiken investiver Statusarbeit einzuüben. In dieser Hinsicht droht potentiell eine Unsicherheit: Was, wenn die Kinder nicht in der gleichen Weise und im gleichen Maße Statusarbeit betreiben wollen? Dieser potentielle Konflikt wirft allerdings nur sehr selten konkrete handlungspraktische Probleme auf. Da ein großer Teil der Praktiken eher als habituelles implizites Wissen wirkt, erscheint die Gefahr, dass die eigenen Kinder dem Status in ihrer Lebensführung nicht den gleichen Stellenwert einräumen wollen, schlicht nicht vorstellbar. Umso irritierender ist es dann freilich, wenn das im Einzelfall oder sogar massenhaft – wie etwa in den Generationskonflikten der späten 1960er Jahre – dann doch geschieht.

---

<sup>17</sup> Diese Beobachtung wirft die weitergehende Frage auf, ob sich das Kinderkriegen und die Familie als Lebensform der investiven Logik entziehen und es stärker um eine Anerkennung von Respektabilität geht. Mit Bezug auf die Motivation für die erste Familienerweiterung siehe dazu Holubek (2017).

### 5.1.6 Reflexive Statusarbeit

Im theoretischen Modell werden zwei verschiedene Ausrichtungen von Praktiken investiver Statusarbeit unterschieden: Basale Praktiken zielen darauf ab, direkt unter gegebenen und hingenommenen Rahmenbedingungen in Richtung einer Statusverbesserung zu wirken, während reflexive Praktiken darauf ausgerichtet sind, die Rahmenbedingungen dieser basalen Praktiken zu verbessern. In der tagtäglichen Praxis der Lebensführung scheint diese Unterscheidung eher ein Kontinuum aufzuspannen als eine klar abgrenzende Dichotomie: Ist es nicht auch eine reflexive Praxis, durch das Eingehen einer traditionellen Paarbeziehung Haus- und Sorgearbeiten zu externalisieren und damit die Grundlagen dafür zu schaffen, in der Erwerbssphäre noch konzentrierter Arbeit zu verrichten, die als ‚Leistung‘ anerkannt und finanziell entlohnt wird? Oder ist es nicht auch eine reflexive Praxis, nach einigen Jahren erschöpfender Berufserfahrung ein Studium aufzunehmen, mit dem Ziel, durch den erreichten Abschluss die Stellung auf dem Arbeitsmarkt zu verbessern? Oder ist es nicht auch intersubjektive reflexive Statusarbeit, wenn Eltern ihren Kindern den Weg zu erfolgreicher investiver Statusarbeit bahnen?

Beispiele wie diese zeigen, dass die Klärung der Frage, was basale und was reflexive Statusarbeit ist, beim Verständnis derer ansetzen muss, die bestimmte Praktiken einsetzen. Versteht man die Unterscheidung zwischen basal und reflexiv in solch einer subjektivierten Lesart, zeigt sich in der Tat, dass die Interviewpartner\*innen einige Praktiken so rahmen, dass sie damit ‚auf eine andere Ebene‘ wechseln. Sie treten gewissermaßen neben sich, vergegenwärtigen sich die Rahmenbedingungen, unter denen sie bestimmte Praktiken investiver Statusarbeit einsetzen, und überlegen, ob sie nicht etwas tun können, damit die Rahmenbedingungen günstiger für zukünftige eigene basale Statusarbeit aussehen. Der entscheidungsförmige Duktus, in dem reflexive Statusarbeit gerade umrissen wurde, passt durchaus dazu, dass sie zumeist reflektierter praktiziert wird als oftmals habitualisierte basale Statusarbeit. Man darf reflexive Statusarbeit allerdings nicht so verstehen, dass hier ein völlig anderes Niveau an Überblick, Abwägung und Besonnenheit vorliegt.

Generell gilt, dass unsere Gesprächspartner reflexive Statusarbeit sehr wenig ansprechen. Da diese, wie gerade gesagt, typischerweise stärker bewusst reflektiert wird als basale Statusarbeit, deutet das darauf hin, dass sie in der Tat kaum praktiziert wird. Am meisten erwähnt wird räumliche Mobilität als eine Praktik reflexiver Statusarbeit. Eine ganze Reihe von Personen berichtet sehr selbstverständlich davon, dass sie im Rahmen der eigenen Ausbildung und Erwerbstätigkeit innerhalb Deutschlands umgezogen sind. Ein in Kap. 4 bereits

angesprochener Kontrast besteht hier besonders darin, dass jene Personen, die eine gemeinschaftsorientierte Lebensführung zeigen, auch eine starke lokale Kontinuität zeigen beziehungsweise bei Umzügen Anstrengungen unternehmen, um sich neue Gemeinschaften zu erschließen oder durch Pendeln eine enge Verbindung mit bestehenden Gemeinschaften beizubehalten – während Personen, die wir den anderen beiden biographischen Orientierungen zuordnen, grundsätzlich ein höheres Mobilitätspotential aufweisen. Sie verbringen einzelne Studiensemester oder mehrjährige Forschungsaufenthalte im Ausland, sind bereit „*n paar Kilometer [zu] fahren, um Leute zu finden, die, (...) die auf der gleichen Welle sind*“ (I05: 152–153), unternehmen für ihre Arbeitgeber\*innen „*vier, fünf, sechs Reisen im Jahr [...] von mehreren Tagen.*“ (I38: 1289–1290) Dort, wo Auslandsaufenthalte zum Beispiel als Teil eines Anforderungsprofils verstanden werden, sind in solchen Mobilitätsepisoden Elemente basaler investiver Praktiken zu erkennen.

Über diese kurzfristigen Mobilitäten hinaus erscheint es aber gerade für investive Statusarbeiter\*innen charakteristisch, sich überregional zu bewerben, um den geeignetsten Kontext ihrer Statusarbeit zu finden. So wurde in Abschn. 4.3 bereits gezeigt, wie sich Herr Huber in seiner Eingangserzählung damit brüstet, „deutschlandweit“ Zusagen auf seine Bewerbungen bekommen zu haben. Der Handwerker Herr Steiger unternimmt sogar mehrere Anläufe, um mit seiner Familie ins europäische Ausland auszuwandern, um dort „*lukrative Jobangebote*“ (I06: 249) anzunehmen. Die räumliche Flexibilität fügt sich hier in die in Abschn. 5.1.4 erwähnte schwache Einbindung in lokale Netzwerke.

Während diese Formen der langfristigen oder kurzfristigen Wanderung darauf gerichtet sind, die eigenen Bildungs- oder Erwerbschancen zu verbessern, findet sich in dem Interview mit Herrn Nikolaidis eine weitere Form der Statusverbesserung durch räumliche Mobilität. Nach einer beruflichen Krise zieht der Befragte zusammen mit seiner Frau in ein ländliches Gebiet, da sie dort eine passende Erwerbsposition findet. Der Befragte berichtet über diese Erfahrung:

- 1 *Es ist auch interessant, auf dem Land zählt man mehr als in der Stadt, ich selbst*
- 2 *kriege das nicht so mit, aber meine Frau, dadurch dass sie Museumsleiterin ist, ist*
- 3 *eine Person des öffentlichen Lebens hier, ja? Das wird in der Zeitung gelesen, die*
- 4 *Nachbarn, wenn hier irgendwas ist, eine Ausstellungseröffnung, dann wird das*
- 5 *wahrgenommen, ja? Und ähm so wird/ werden halt auch die anderen Honoratioren*
- 6 *hier wahrgenommen. Das ist aufregend in der/ wenn man jetzt Museumsleiter oder*
- 7 *Leiterin irgendwo in F-Stadt wäre, ja da ist man ganz normaler Mensch. Ja? Da*
- 8 *(lacht) das ist hier anders und das ist ganz interessant. Mhm. Ja (...) ganz lustig. (..)*
- 9 *(I11: 102-109)*

Herr Nikolaidis berichtet hier von einer Art Big-Fish-Little-Pond-Effect, nach dem das eigene wahrgenommene Berufsprestige durch den Wechsel einer Bezugsgruppe ansteigt. In diesem konkreten Fall bilanziert er sogar, dass er durch den Umzug außerdem eine „feste Stelle“ bekommen und damit auch „den ganzen finanziellen Stress“ nicht mehr habe. Neben diesen ‚handfesten‘ finanziellen Vorteilen durch einen sichereren Arbeitsplatz, einen höheren Verdienst und niedrigere Lebenshaltungskosten berichtet er aber auch davon, dass er sein Berufsprestige – beziehungsweise das seiner Frau – in der dörflichen Umgebung besser als soziales Kapital einsetzen kann.<sup>18</sup>

Auf Formen kollektiver reflexiver Statusarbeit – etwa ein Engagement in einer Gewerkschaft oder Elterninitiative – finden sich in unserem Sample nur sehr vereinzelt Hinweise. So berichtet Frau Uhlig, sie sei an der Gründung eines Betriebsrates beteiligt. Sie erzählt, wie sie in einer Anstellung unter sehr unregelmäßigen Arbeitszeiten leidet und in Reaktion darauf zusammen mit Kolleg\*innen in einer ähnlichen Situation einen Betriebsrat gründet:

- 1 *Und irgendwann hatten wir dann den äh, da war ich ja mit dran beteiligt, dann den Betriebsrat*
- 2 *gekü/ äh gegründet. (.) Und (.) dann war das ja so mein/ von meiner Seite her mit das*
- 3 *wichtigste Thema. Gar nicht mal das Geld, aber das wichtigste Thema, dass man eben die/*
- 4 *'ne, 'ne Stundenzahl. Und dann liest man sich ja in Gesetze ein und dann gibt's dieses*
- 5 *Gewohnheitsrecht und (.) ja. (I35: 552-556)*

Durch diesen kollektiven Zusammenschluss können die Betroffenen ihre Situation verbessern. Abseits dessen spielen gewerkschaftliche Organisationen in den Erzählungen darüber, wie die Mittelschichtenangehörigen, mit denen wir gesprochen haben, ihren Status verbessern können, kaum eine Rolle. Zwar geben einige Gesprächspartner\*innen auf Nachfrage an, sie seien in einer Gewerkschaft Mitglied – haben dann aber Probleme, sich an deren korrekten Namen zu erinnern. Wo politisches Engagement thematisch wird, handelt es sich in der Regel um Erzählungen aus der Jugendphase, die eher als „Moratorium der Adoleszenzkrisebewältigung“ (Oevermann 2009, 41) gerahmt werden, denn als Artikulation von Statusaspirationen. Die geringe Rolle, die kollektive Problemlösungsprozesse für die investive Praxis spielen, ist nicht zuletzt deshalb auffällig, weil im externen Nachfrageteil explizit nach Orten und Gelegenheit gefragt wird, an denen

---

<sup>18</sup> In diesem Fallbeispiel handelt es sich allerdings um einen nicht-intendierten Nebeneffekt des Umzugs. Die lakonisch-ironische Vortragsweise meldet zusätzlich Zweifel an, ob es sich um eine funktionale Strategie handelt; ob der Prestigege Gewinn also tatsächlich auch in langfristiger Perspektive als Statusgewinn empfunden wird. Das scheint davon abzuhängen, wer als Publikum des eigenen Statuserfolges verstanden wird (siehe dazu weiter Abschn. 5.3.4).



sich die Befragten mit politischen Fragen auseinandergesetzt haben. Die Antworten auf die Frage waren aber in aller Regel sehr sporadisch und allgemein. Statusarbeit ist bei unseren Befragten in der Regel ein individualisiertes und auf basale Praktiken setzendes Geschäft.

### **5.1.7 Explizite und implizite Praktiken investiver Statusarbeit**

Die Ausführungen zu den verschiedenen investiven Praktiken haben gezeigt, dass diese nur zum Teil explizit als solche verhandelt werden. Sowohl im Bereich der Bildung als auch im Bereich der Erwerbstätigkeit nimmt der ‚Gebrauchswert‘ eine zentrale Stellung in der Orientierung ein. Sozioökonomischer Status wird in vielen Interviews erst dann strategisch relevant, wenn ein Lebensstandard als gefährdet scheint, der als gegeben vorausgesetzt wurde – das wird etwa im Fall des Musikers Herrn Röseler sehr deutlich. Bevor diese Gefährdung virulent wird, überwiegen jedoch andere Bewertungskriterien, wie etwa das Arbeitsumfeld oder der Spaß an der beruflichen Praxis. Eine Ausnahme bilden investive Statusarbeiter\*innen: Diese zeichnen sich durchgehend durch einen instrumentellen Zugang zu Bildung und Erwerbstätigkeit aus – was schlicht daran liegt, dass sie ein ‚uferloses Statusstreben‘ zeigen und damit nie einen Punkt erreichen, an dem sie es ‚geschafft haben‘; sie erleben ihren Status insofern immer als ‚gefährdet‘ und suchen ihn weiter auszubauen, so dass andere, intrinsische Motivationen für Bildung und Erwerbstätigkeit nie zentralen Stellenwert erlangen können.

Die Unterscheidung von investiver Statusarbeit als biographischem Orientierungsmuster und als Praktiken der Lebensführung stellt sich bei den Finanzinvestitionen ebenfalls als bestimmend heraus – hier allerdings auch deshalb, weil jene Personen, die ihre Lebensführung zentral an sozioökonomischem Status ausrichten, in unserem Sample auch die höheren Ressourcenausstattungen vorzuweisen haben. Damit haben sie disponibles Kapital, das nicht in der alltäglichen Lebensführung aufgebraucht wird, sondern strategisch zur Vermehrung eingesetzt werden kann. Allerdings zeigen die Passagen, in denen sie über ihre Investitionserfahrungen berichten, dass insbesondere Finanzmarktinvestitionen als undurchsichtiges Spiel erlebt werden, in dem man sich auf Berater\*innen verlassen muss. Das steht allerdings im Konflikt dazu, dass investive Statusarbeit als biographische Orientierung als ein ‚Einzelkampf‘ rekonstruiert wird. Damit scheint es gerade jenen Personen, die das nötige disponible Kapital für Finanzinvestitionen zur Verfügung haben, an dem Vertrauen zu mangeln, das sie benötigten, sofern sie sich nicht selbst beruflich mit dem Thema beschäftigen.

In Fällen mit vergleichsweise niedrigerer Ressourcenausstattung stehen Fragen der Finanzinvestition viel stärker unter dem – ebenfalls als gefährdet und unsicher erlebten – Motiv der Sicherung. Investitionen in die eigene Immobilie stellen hier die zentrale Strategie dar.

Am explizitesten wurden Statusaspirationen im Feld der intergenerationalen Statusarbeit verhandelt. Das kann zum einen als ein Ausweis einer „Bildungs-panik“ (Bude 2011) gelesen werden. Zum anderen – und das schließt sich nicht aus – kann das Sprechen über die eigenen Kinder aber auch die Möglichkeit eröffnen, jene Statusstrategien zu explizieren, die in Bezug auf die eigenen Statusambitionen implizit bleiben. So fällt auf, wie wenig im Sprechen über die eigenen Kinder thematisiert wird, dass diese vielleicht ihre Leben anders führen wollen, als Statusarbeit in Form des Besuches von Privatschulen, Nachhilfe oder anspruchsvollen Ausbildungen und Studiengängen nachzugehen. Der ‚selbstverständlich vorausgesetzte Lebensstandard‘, dessen Thematisierung in der eigenen biographischen Rückwendung in den Hintergrund rückt, sobald er erst einmal erreicht wird, rückt in der intergenerationalen Statusarbeit in den Vordergrund.

Dass Statusarbeit teils verdeckten Charakter hat, wird besonders dort erkennbar, wo sie über soziale beziehungsweise intime Beziehungen praktiziert wird. So wird Arrangements, die relevanten Einfluss auf die Chancen der eigenen Statusarbeit haben, wie etwa der ungleichen Aufteilung und Externalisierung von Haus- und Sorgearbeiten oder der psychosozialen Unterstützung durch Familie und Freund\*innen, zumeist nicht der faktisch gegebene Ermöglichungscharakter zuerkannt; sondern sie werden als ‚Privatangelegenheit‘ von Fragen der Erwerbchancen und -strategien abgetrennt und wirken damit als Schatteninvestitionen. Intensiver noch betrifft diese subjektive Unterscheidung von ‚Statusarbeit‘ und ‚sonstiger Lebensführung‘ jene Strategien, die sich zum Beispiel auf Fragen des Körperkapitals, der Statusdarstellung, der Partnerwahl oder der Externalisierung sozialer und ökologischer Folgekosten beziehen. Rekonstruiert man die Investitionslogik aus der Binnenperspektive der Akteure, bleiben diese Bereiche weitestgehend ‚unsichtbar‘. Diese Beobachtungen weisen noch einmal darauf hin, dass gezieltes Statusstreben nicht auf reflektierten Entscheidungen beruhen muss, sondern im Modus der routinierten Selbstverständlichkeit ablaufen kann.

---

## 5.2 Berufsbiographische Entscheidungsmodi

Bis hierher haben wir uns die verschiedenen Aktivitätsbereiche vergegenwärtigt, in denen Praktiken investiver Statusarbeit vorkommen. Nun wollen wir die eine der beiden kulturellen Rahmungen dieser Praktiken näher betrachten: den im

theoretischen Modell postulierten Planungsimperativ (Abschn. 2.2.1). Die kulturelle Anrufung der Mittelschichtenangehörigen lautet diesbezüglich, dass sie ihre Aktivitäten investiver Statusarbeit auf anspruchsvolle Weise entscheidungsförmig vollziehen sollen – als eine zeitlich längerfristig angelegte, sachlich einen breiten Horizont an Gesichtspunkten einbeziehende und sozial die unterschiedlichen Standpunkte berücksichtigende Planung (Schimank 2005, 307–370). Wie für andere Situationen komplexen Entscheidens auch ist für Praktiken investiver Statusarbeit zu fragen: Inwieweit ist Planung in diesem Sinne überhaupt möglich – und was geschieht, wenn sie mehr oder weniger unmöglich ist?

Die Darstellung zu Bildungsinvestitionen hat bereits deutlich darauf hingewiesen, dass bei diesen Praktiken investiver Statusarbeit sehr unterschiedliche Planungshorizonte zugrunde liegen – und dass das stark von der jeweiligen biographischen Orientierung abhängt. Während Frau Brilla als investive Statusarbeiterin einen weit in die Zukunft ausgreifenden Plan aufstellt, in dem sowohl das Ziel als auch einzelne Zwischenschritte definiert sind, entscheidet sich Herr Wisch – ein Gemeinschaftsorientierter – eher kurzfristig und stärker an seinen Freunden orientiert als an einem beruflichen Zielhorizont für das Studium.

Ein genauerer Blick auf die empirischen Daten zeigt, dass zwischen Planungsanspruch und Planungschance unterschieden werden muss. Im Fall von Frau Brilla geht ein hoher Planungsanspruch mit guten Planungschancen einher. Durch ihre abgeschlossene Ausbildung und ihre feste Anstellung hat sie die Chance, ihre beruflichen Statusambitionen über gezielte Weiterbildungsaktivitäten zu verfolgen. Gleichzeitig zeigt sich auch ein entsprechender Anspruch. Die bildliche Beschreibung, in der Frau Brilla *„auf einem großen (.) Blatt Papier“* plant, was sie *„die nächsten zehn Jahre tun würde“*, stellt eine mit Stolz präsentierte, geradezu idealtypische Szene dafür dar. Gerade vor dem Horizont des gegliückten Ineinandergreifens von Anspruch und Chance in diesem Fall wird jedoch deutlich, dass sich auch andere Kombinationen der Merkmalsausprägungen bezüglich dieser beiden Optionen finden lassen (Tab. 5.1).

**Tab. 5.1** Planungsanspruch/Planungschance. (Quelle: Eigene Darstellung)

Planungsanspruch/Planungschance	Anspruch ja	Anspruch nein
Chance ja	Erfolgreiche Planungspraxis	Unbekümmerte Zuversicht
Chance nein	„Bounded Planning“	Planungsresignation

So gibt es Fälle, in denen zwar ein Anspruch auf Planung zu erkennen ist, der sich jedoch durch restriktive Rahmenbedingungen wie zum Beispiel mangelnde Ressourcenausstattungen und unvorhergesehene Wendungen nicht in die Tat umsetzen lässt. Resultat ist ein Inkrementalismus, der von den Interviewpartner\*innen als defizitär erklärt wird. Sie bekennen sich also nicht zum „Sich-Durchwursteln“ (Lindblom 1959), sondern erleben es vor dem Hintergrund des Planungsimperativs als ‚Bounded Planning‘: Trotz der Erfahrung, dass Pläne, die diese Bezeichnung verdienen, ohnehin scheitern, versuchen sie zumindest noch zu planen, so gut es eben geht. Im Kontrast dazu finden sich jedoch auch Fälle, in denen die Chance einer umsetzbaren Planung durchaus gegeben ist, die Interviewpartner\*innen aber keine Ambitionen und Ansprüche zeigen, langfristige Planungen aufzustellen und umzusetzen. Der Entscheidungsmodus, der sich in diesen Fällen zeigt, wird nicht in gleichem Maße als problematisch qualifiziert, sondern ist eher durch eine Form des Weltvertrauens gekennzeichnet, die eine unbekümmerte Zuversicht – entsprechend Artikel 3 des Rheinischen Grundgesetzes: „Et hätt noch emmer joot jejange“ – befördert. Schließlich finden sich Fälle, in denen weder eine Chance zur Umsetzung von Plänen noch ein Anspruch darauf zu erkennen ist. Diese Fälle sind durch geringe Ressourcenausstattungen und wiederholte Erfahrungen des Scheiterns gekennzeichnet, in deren Folge der Planungsanspruch deutlich verringert oder sogar gänzlich aufgegeben wird, weshalb wir von Planungsresignation sprechen.

Im Folgenden sollen kurze Fallbeispiele diese Typen illustrieren, wobei der Typ der erfolgreichen Planungspraxis bereits mit dem Fallbeispiel von Frau Brilla illustriert ist, das daher nicht noch einmal aufgerufen werden soll.

### *Unbekümmerte Zuversicht*

Der biographische Entscheidungsmodus der unbekümmerten Zuversicht stellt aus theoretischer Perspektive eine Überraschung dar. Die soziostrukturellen Voraussetzungen dafür, seine Lebensführung planvoll zu strukturieren, erscheinen als gegeben – sie werden aber nicht genutzt. Der Planungsimperativ wirkt nicht als normative Anrufung.

Ein Fallbeispiel, dessen Entscheidungshorizont durch unbekümmerte Zuversicht gekennzeichnet ist, ist Herr Schulz, der dem Typ der gemeinschaftszentrierten Lebensführung zugeordnet wird. Bereits in dessen Eingangserzählung war ja die Abwesenheit des Bestrebens auffällig, die eigene Berufsbiographie in der Selbstpräsentation als ein planvolles Projekt vorzustellen. Auch in den Passagen zur Ausbildung und zum Berufseinstieg zeigen sich zwar überraschende Wendungen – etwa, wenn Herr Schulz ein Lehramtsstudium aufnimmt, weil die Diplomstudiengänge voll sind; wenn er als Hauptschullehrer arbeitet, obwohl er

Gymnasial-Lehramt studiert hat; oder wenn er als Sportlehrer arbeitet, obwohl er Politik und Biologie studiert hat. Doch diese situativen Anpassungen werden nicht in Form einer negativen biographischen Verlaufskurve präsentiert, in der sie als Dokumente dafür stünden, dass die eigenen Pläne angesichts des Wirkens unbeeinflussbarer Kräfte nicht aufgehen. Im Gegenteil: Die Wendungen stehen zwar in der biographischen Erzählung dafür, dass sich das Leben nicht vorhersagen und folglich auch nicht planen lässt; doch sie sollen bezeugen, dass ‚sich die Dinge dennoch fügen‘ und es gar keiner Pläne bedarf.

Dieses Motiv findet sich nicht nur im Bereich der Erwerbstätigkeit, sondern zieht sich auch durch andere Lebensbereiche: So erzählt Herr Schulz von einem Ferienjob in der Jugend auf dem Bau, in dem er sich zunächst „*komisch*“ und „*schlimm*“ fühlt, weil der Habitus und der Dialekt ihm fremd gewesen seien; bald findet er sich aber in die Gruppe ein und habe es schließlich „*ganz schön*“ gefunden. Seine Frau, eine Krankenschwester, lernt er durch eine Sportverletzung, wegen der er ins Krankenhaus muss, kennen, und bewertet diese Koinzidenz nach dem Motto: Alles hat auch seine guten Seiten. Schließlich fremdelt er zunächst damit, in ein Nachbardorf zu ziehen, ist dann aber froh über die Möglichkeit, dort zusammen mit seinen „Kumpels“ ein eigenes Haus bauen zu können. Mögen diese verschiedenen Erzählungen auch zum Teil rationalisierenden Charakter haben, dokumentieren sie für Herrn Schulz doch vorrangig, dass man dem ‚Lauf der Dinge‘ vertrauen darf, dass unerwartete Wendungen nicht nur ‚irgendwie gutgehen‘, sondern wahrscheinlich sogar besser ausgehen werden als ursprünglich erwartet.

Das Vertrauen als stabilisierendes Element dieses Entscheidungsmodus scheint dabei auf drei Grundlagen zu beruhen. Zum ersten dokumentiert es sich besonders in jenen Passagen, in denen die Gemeinschaft als auffangendes und unterstützendes Netzwerk auftritt. Was Herr Schulz in seiner Lebensführung als ihn tragende Gemeinschaften erlebt, wirkt faktisch über seinen Lebensverlauf hinweg häufig als soziales Kapital, das ihm sozioökonomische Statuschancen verschafft – vom Ferienjob über eine Partnerschaft, in der die Frau relevante Anteile der Sorgearbeit leistet, über Hauseigentum bis hin zu seiner Erwerbsposition. Zum zweiten beruht die Möglichkeit des Vertrauens damit auch auf einer ökonomischen Ressourcenausstattung, die es Herrn Schulz ermöglicht, ‚die Dinge auf sich zukommen zu lassen‘, damit sie sich schließlich fügen können – also studieren zu können, ohne auf einen konkreten Beruf abzielen, oder auf die Empfehlung eines Bekannten zu warten, dass an einer Schule ein Lehrer gesucht werde, statt den ‚nächstbesten Job‘ annehmen zu müssen, womit er sich in Form einer pädagogischen Tätigkeit bei einer Bank „*schon eigentlich [...] abgefunden*“ hat. Schließlich beruht dieses Vertrauen drittens auf einer Reihe von Erfahrungen im

Lebensverlauf, in dem ‚die Dinge sich eben gefügt haben‘. Die Erfahrung, dass selbst wenig elaborierte Pläne durch unbeeinflussbare Wendungen aufgegeben werden müssen, sich aber unter Bedingungen einer entsprechenden Ressourcenausstattung durch ‚glückliche Fügungen‘ schließlich erübrigen, stabilisiert einen Optimismus bezüglich dieser Form von Fügung, in der er *„durch Zufall genau das richtige erwischt“* habe.

### *‚Bounded Planning‘*

Im Gegensatz zur unbekümmerten Zuversicht steht ein Inkrementalismus, der als problematisch gedeutet und in dem das Fehlschlagen von Planungsansprüchen als blockierend erfahren wird. Diese Form des Inkrementalismus ist nicht vertrauensbasiert, sondern wird als eine defizitäre Form der Planung erlebt, in der zwar immer wieder aufs Neue versucht wird, zu ‚planen, so gut es eben geht‘, wobei die Protagonisten die Begrenztheit des Erreichbaren und die Wahrscheinlichkeit des Scheiterns vorwegnehmen. Insofern kann dieser Entscheidungsmodus als ein ‚Bounded Planning‘ bezeichnet werden.

Ein Fallbeispiel, in dem die eigene Biographie im Modus des ‚Bounded Planning‘ präsentiert wird, ist das Interview mit dem Zimmerer Herrn Steiger. Als Handwerker im Bausektor erzählt er nicht nur, dass seine Lebensführung großen Unsicherheiten ausgesetzt ist, sondern findet sich vor allem makroökonomischen Zyklen ausgesetzt, die er eher als kollektives Verhängnis erlebt: Die Episoden seines Lebens enden wiederholt mit einem Markteinbruch, der ihn zwingt, sich nach neuen Märkten umzusehen. So zieht er nach der Lehre zunächst *„immer mehr“* (I06: 213) Kreise um seinen Wohnort. Als schließlich *„der Einbruch“* (I06: 215) seiner Branche folgt, beschließen seine Familie und er, in ein Land auszuwandern, das *„qualifizierte Arbeitskräfte“* (I06: 217) brauchte. Zwei Ansätze dazu scheitern jedoch, und auch anschließende Umzüge innerhalb Deutschlands führen nicht dazu, dass er *„halt einen gewissen Standard(.) schon erreicht“* (I06: 60). Nachdem er sowohl in größeren Firmen als auch in kleineren Start-Ups gearbeitet hat, steht Herr Steiger zum Zeitpunkt des Interviews kurz davor, sich selbstständig zu machen.

Er macht in seinem biographischen Verlauf immer wieder Anläufe, sich mit dem gemeinschaftsorientierten Horizont, erfolgreich zu *„wurzeln“* (I06: 1051), Ziele zu setzen und diese dann zu erreichen. Dabei macht er jedoch wieder und wieder die Erfahrung, dass seine Vorhaben revidiert werden müssen, worauf er eine neue Möglichkeit sucht. Daraus entsteht eine vorsichtig-sondierende Einstellung zur Welt, in der er zum einen in der Selbstwahrnehmung keine besonders hohe Agency besitzt: Die Entwicklungen können von ihm nicht verändert oder beeinflusst werden, sie können ihn auch überrollen und sind, anders als

bei Herrn Schulz, nicht prinzipiell optimistisch einzuschätzen, sondern eher pessimistisch. Zum anderen verlangt er sich aber mehr Agency ab: Man muss in seinen Handlungen immer wieder versuchen, die neuen Rahmenbedingungen zu verarbeiten und sich ihnen anzupassen. Dieses Motiv lässt sich anhand der berufsbiographischen Erfahrungen erkennen, scheint aber auch Herrn Steigers politische Einschätzung gesellschaftlicher Entwicklungen zu kennzeichnen. Auf die exmanente Frage, ob es in letzter Zeit eine Situation gegeben habe, in der er sich Sorgen um die Zukunft der Gesellschaft gemacht habe, setzt er zu längeren Beschreibungen und Argumentationen an, die ebenso diffusen wie apokalyptischen Charakter haben. So sagt er, dass „*irgendwas im GANGE ist*“, und „*es werden garantiert Veränderungen kommen, die uns alle in irgendeiner Art und Weise betreffen werden. (.) Und ich hoffe einfach nur, dass wir da mit einem blauen Auge rauskommen*“; und stellt sich schließlich „*natürlich die Frage, wie/was kann man als Einzelner MACHEN?*“ (I06: 974–977) Insofern lässt sich auch eine resignierende Haltung zur Möglichkeit der Erfüllung seiner eigenen Planungsansprüche erkennen: Man kann zwar planen, aber immer nur bis zum nächsten Zusammenbruch. Insofern nimmt der biographische Entscheidungsmodus die Form an, das Terrain zu sondieren und Entwicklungen und Risiken abzuschätzen. In Kontrast zur unbekümmerten Zuversicht in das ‚Sich-fügen der Dinge‘ zeigt sich hier also ein ‚Bounded Planning‘, das zum einen auf der Annahme beruht, dass Pläne scheitern oder nur eine sehr begrenzte Zeit über aufrechtzuerhalten sind, das zum anderen aber einen viel deutlicheren Planungsanspruch erkennen lässt, als das im Modus der unbekümmerten Zuversicht der Fall ist.

Dieser Entscheidungsmodus zeigt sich auch in der Form der biographischen Erzählung. Die Passagen sind in Episoden strukturiert, die einem immer wiederkehrenden Muster folgen – was auch von Herrn Steiger selbst thematisiert wird, indem er Ereignisse als „*natürlich*“ (I06: 803) scheiternd markiert. Das Erzählmuster ist: Eine schwierige Situation zwingt dazu, neu anzusetzen. Diese Wegscheide wird verhältnismäßig detailliert geschildert. Der darauffolgend, als Plan an der Wegscheide gewissermaßen schon angelegte Weg wird dann knapp abgehandelt, wobei das ‚dicke Ende‘ oft schon vorweggenommen wird. Wo Herr Schulz davon ausgeht, dass sich ‚die Dinge schon fügen werden‘, geht Herr Steiger davon aus, immer wieder neu Krisenbewältigung betreiben zu müssen. Gerade weil die Personen die Erfahrung machen, dass sich nichts ‚einfach fügt‘, erhalten sie begrenzte Planungsansprüche trotz aller Fehlschläge aufrecht.

### *Planungsresignation*

Der vierte Entscheidungsmodus lässt sich dort finden, wo im biographischen Verlauf keine erfolgreichen Planungen zu erkennen sind, nicht ersichtlich ist, dass

Planungschancen bestehen, und von den Interviewpartner\*innen kein entsprechender Anspruch mehr erhoben wird. Im Gegensatz zum ‚Bounded Planning‘ geht es hier nur noch darum, ‚sich über Wasser zu halten‘ – im Extremfall: ‚den Tag zu überstehen‘, ohne die Hoffnung, dass es morgen besser wird.

Ein Fall, an dem der Kontrast zwischen Planungsresignation und dem Modus der unbekümmerten Zuversicht deutlich wird, ist das Interview mit Frau Uhlig, das bereits in Abschn. 4.4.2 erwähnt wird. Ihr Fallbeispiel zeigt auch, dass sich biographische Entscheidungsmodi über den Lebensverlauf hinweg wandeln können. Ihre Erzählung wird durch eine biographische Krise gekennzeichnet: Kurz nach der deutschen Wiedervereinigung zieht die gelernte Wirtschaftskauffrau mit ihrem Mann und ihren beiden Kindern in ein ländliches Gebiet in Westdeutschland, wo sie bald darauf ein Haus kaufen und ein weiteres Kind bekommen. Ende der 1990er Jahre verlässt der Ehemann Frau Uhlig, die bis dahin als Hausfrau und Kinderbetreuerin gearbeitet hatte, und die drei Kinder, ohne Unterhaltszahlungen zu leisten. Von dieser Situation an scheint der Verlauf von der Erfahrung bestimmt zu sein, „*allein gelassen*“ (I35: 40) zu sein – was sie vor dem Hintergrund ihrer Gemeinschaftsorientierung zum einen als eine Einsamkeitserfahrung beschreibt, was zum anderen aber auch die Konnotation trägt, ‚mit nichts‘ dazustehen, also ökonomische Statusunsicherheit zu erfahren. Die Praxis der investiven Statusarbeit steht von da an nur mehr unter dem Motiv einer Planungsresignation, da sie „*so immer gejobbt*“ (I35: 42) habe, indem sie Zeitungen ausgetragen und Putzstellen angenommen habe.<sup>19</sup>

Es geht bei dieser Form der Statusarbeit nicht mehr um das Durchsetzen eines Aufstiegsanspruchs, sondern nur noch um das kurzfristige Bemühen, die ‚größten Löcher zu stopfen‘; langfristiger Zielhorizont – in weiter Ferne, aber noch nicht gänzlich aus den Augen verloren – ist die Wiederherstellung des Ausgangszustandes vor der biographischen Krise. Dieser Ausgangszustand – also in diesem Fall die Lebensführung, die Frau Uhlig in der DDR verwirklichen kann – stellt freilich selbst nur eine Form der ‚Flickschusterei‘ dar; nur eben eine, die von der Erfahrung getragen wird, dass man sich durch findige Kombination verschiedener Stellen und eine hohe Belastbarkeit einen guten Lebensstandard erarbeiten kann:

---

<sup>19</sup> Im weiteren Verlauf beginnt sie zusätzlich als Servicemitarbeiterin zu arbeiten und gründet mit Kolleg\*innen einen Betriebsrat, da sie sehr unregelmäßige Arbeitszeiten hat, „*was besser geregelt werden muss.*“ (I35: 49) Diese kollektive Form der Statusarbeit verweist wieder auf ein höheres Planungspotential.



- 1 (*.) Ja, ich hab in 'ner Gaststätte gearbeitet, (.) das war meistens am Wochenende, Montag bis*  
 2 *Freitag da hatt' ich ja Montag bis Freitag immer/ also ich hab äh Wirtschaftskaufmann gelernt,*  
 3 *[Aulassung] Äh da hab ich erst äh Sachbearbeiter gemacht im Einkauf und (.) dann*  
 4 *irgendwann als Disponent. [Auslassung] Und da hat man dann abends von acht bis ich glaube*  
 5 *bis zweiundzwanzig Uhr gearbeitet. (.) Und hat dann quasi so 'ne Nachtschicht, war zwar nicht*  
 6 *ganz 'ne Nachtschicht, aber hat dann da gearbeitet und konnte sich nebenbei was verdienen.*  
 7 *(.) Also Produktion konnte man früher viel, wenn man wollte, nebenbei machen. Hab auch*  
 8 *Pakete verteilt, (.) in äh/ gerade zur Weihnachtszeit, da konnte man wirklich von abends von*  
 9 *zwanzig Uhr bis frühe um sechs (.) arbeiten. Und dann hat man da echt gute Zuschläge*  
 10 *gekriegt. (..) Mhm. (I35: 150-182)*

Hier ist Frau Uhlig noch zuversichtlich aufgrund der Erfolgserlebnisse, die ihr die mit Stolz präsentierte Findigkeit verschafft. Frau Uhlig stellt heraus, dass sie mit ihrer Lebenssituation und ihrer Erwerbsstelle zufrieden ist. Auch die Betreuungssituation der Kinder fügt sich passend in dieses Arrangement. In diesem Fallbeispiel scheint eine Lebensführung im Modus der unbekümmerten Zuversicht insofern erst durch die Erfahrung des Verlassen-Werdens und die Ressourcenprobleme, die damit einhergehen, in eine Planungsresignation umzukippen, in der es nur mehr darum geht, sich und die Kinder ‚über die Runden zu bringen‘. Die von ihr mitinitiierte Gründung eines Betriebsrates stellt hier eine interessante Form der Statusarbeit dar, in der Frau Uhlig in einer kollektiven Form versucht, ein Mindestmaß an Statussicherheit zu erreichen.<sup>20</sup>

### *Lebensplanung zwischen Appell und Faktizität*

Die Falldarstellungen zu den vier Ausprägungen der berufsbiographischen Entscheidungsmodi ermöglichen, die theoretischen Überlegungen zum Planungsimperativ zu konturieren. Dass der Planungsimperativ als kulturell auferlegter Selbstanspruch immer schon ein tendenziell überfordernder Appell gewesen ist, dokumentiert sich etwa am Genre der Bildungsromane: Was für langweilige Protokolle der Planerfüllung wären sie, gäbe es keine Ressourcenknappheiten und Unwägbarkeiten, die aber eben ubiquitär nicht erst in der modernen Gesellschaft sind. Manchen gelingt auch heutzutage dennoch halbwegs ein „Leben nach Plan“ (Schimank 2015, 17–19). Alle anderen hingegen erfahren ein mehr oder weniger großes Spannungsverhältnis zwischen dem Planungsimperativ und der Faktizität der je eigenen Umsetzung der gemachten Pläne – weil ihre Chancen der Umsetzung zu gering sind.<sup>21</sup>

Um Planungschancen zu haben – also Chancen, dem Planungsimperativ gerecht zu werden – bedarf es zunächst eines Mindestmaßes an Ressourcen.

<sup>20</sup> Die Praxis der kollektiven Problembearbeitung scheint bereits in der Erzählung zu ihrer Arbeit in der DDR als positive Orientierung auf.

<sup>21</sup> Zu den graduellen Abstufungen siehe Schimank (2015, 19–23).

Hat man diese nicht, ist der Planungsimperativ eine als nicht erfüllbar erlebte Zumutung, vor der man schnell resignativ kapituliert, und die Ambitionen der Lebensführung müssen sich darauf beschränken, sich nur noch irgendwie halbwegs über Wasser zu halten. Bei etwas günstigerer Kapitalausstattung, aber einer als weitgehend unwägbar erlebten Umwelt wird der Planungsimperativ immer noch als eine Zumutung erfahren, der man nur sehr begrenzt entsprechen kann; aber ein ‚Bounded Planning‘ erscheint einem doch als geeignetes Mittel, um sich zumindest behaupten zu können. Der Entscheidungsmodus der unbekümmerten Zuversicht schließlich zeigt, dass es auch Ausprägungen der Lebensführung gibt, in denen eine ermöglichende Ressourcenausstattung zwar durchaus gegeben ist, der Planungsimperativ aber nicht als Anrufung erfahren wird. In dieser unbekümmerten Zuversicht beziehen die Befragten geradezu einen amüsierten Stolz daraus, dass sie sich in ihrem Leben zwar durchaus immer angestrengt hätten, sich aber letztlich durch Glück alles zum Guten gewendet habe. Planung – wie sie im Idealtypus angedacht ist – als Strategie scheint erst dann wichtig zu werden, wenn es gilt, auf Erfahrungen von Statusunsicherheit zu reagieren. Es könnte insofern also als ein ‚Schlechtwetterimperativ‘ bezeichnet werden: Solange sich Statuserfolg einstellt, stellt Planung eine Strategie neben anderen dar; erst bei Misserfolg wird – sofern die Ressourcenausstattung das erlaubt – versucht, grundlegende Änderungen vorzunehmen und diese im Modus der Planung zu präsentieren.

---

### **5.3 Grenzen der investiven Statusarbeit**

Im theoretischen Modell der investiven Statusarbeit als Modus der Mittelschichtenlebensführung sind die Praktiken der Statusarbeit nicht nur einfach auf Verbesserung des eigenen Status ausgerichtet, sondern sind überdies schrankenlos. Es gibt keine Obergrenze des Statusstrebens. In den folgenden Darstellungen wird zunächst gefragt, ob und wie sich eine solche Schrankenlosigkeit empirisch vorfindet. Im Anschluss daran wird darauf eingegangen, dass sich in den analysierten Praktiken durchaus eine Reihe von Begrenzungen investiver Statusarbeit finden lassen – in der Sach-, der Zeit- und der Sozialdimension.

#### **5.3.1 Schrankenlosigkeit des Statusstrebens**

Die im theoretischen Modell postulierte Schrankenlosigkeit der investiven Statusarbeit stellt die empirische Analyse vor gewisse Herausforderungen: So können

sozialpsychologische Mechanismen der Rationalisierung die Deutungen beruflicher Verläufe dahingehend lenken, dass jene Ziele, die nicht erreicht werden, in der Retrospektive nicht mehr im rekonstruierten Zielhorizont auftauchen. Eine schrankenlose Praxis spiegelt sich dann nicht in einer schrankenlosen Erzählung wider. Der Fuchs hat, wie in Äsops Fabel nachzulesen, die unerreichbaren Trauben ja eigentlich von Beginn an nicht gewollt. In der rekonstruktiven Analyse der biographisch-narrativen Interviews wird allerdings Schrankenlosigkeit dann erkennbar, wenn sich Hinweise darauf finden, dass bestimmte Praktiken sich an Aspirationsniveaus ausrichten, die potentiell unbegrenzt sind. Es geht also um nicht näher definierte, im Niveau zunächst unbestimmte Leistungsbewährungen.

Eine Passage aus dem Interview mit Herrn Steinhauer, die weiter oben schon einmal als Indiz für den Tauschwertcharakter von Bildungsinvestitionen angeführt wird, deutet auf eine ebensolche Form der Schrankenlosigkeit hin:

- 1 *Aufgrund der Leistungen in der Ausbildung hatte ich damals ein/ im Prinzip einen Gutschein*
- 2 *für die Meisterschule. //mhm// Ähm, nicht für's Studium, ja? Ich hab aber gesagt, ich fang erst*
- 3 *das Studium an. Warum nicht? Es läuft gut, meine Noten. Warum soll ich es nicht versuchen?*
- 4 *//ja// Wenn das nicht klappt, können wir immer noch überlegen, ob wir Meister oder Techniker*
- 5 *machen. (I30: 972-976)*

Der Interviewte berichtet hier, dass er, entgegen der naheliegenden Option, eine Meisterschule zu besuchen, ein Studium aufnimmt. Im Rahmen seiner Handlungsoptionen erscheint ihm dies als die ambitionierteste Möglichkeit, in seinen sozioökonomischen Status zu investieren.

Dass Schrankenlosigkeit als Teil eines Modus der Lebensführung fungieren kann, wird auch deutlich, wenn der investive Statusarbeiter Herr Martin auf die Frage, ob sich seine beruflichen Erwartungen erfüllt hätten, antwortet:

- 1 *wenn ich jetzt sag, wenn es so bleibt und so weiterläuft (.) hat sich das alles erfüllt. //mhm//*
- 2 *Und ich hatte / also (.) im Nachhinein wenn ich rückblicke und sage: "Jetzt ist ja alles gut." Und*
- 3 *halt dafür hab ich damals mehr Zeit gehabt //mhm// dann ist alles gut gelaufen. //mhm// Wenn*
- 4 *ich jetzt irgendwie dadurch in die Zukunft ind/ ein schwierigeres Leben hab, weil ich zu*
- 5 *langsam war, und dann würde ich sagen: "Okay, ss/ is nicht so gut gelaufen, wie's hätte sein*
- 6 *können." //ja// Aber es kann sein wenn ich jetzt/ wenn's jetzt weiterhin immer sich weiter so*
- 7 *steigert oder weiter nach oben geht und dann sag ich: "Okay, dafür hab ich davor mehr Zeit*
- 8 *gehabt." //mhm// Also //ja// was ja auch (.) äh Lebensqualität ist. //ja// Dann ja. (I38: 1433-*
- 9 *1440)*

Der Interviewte argumentiert, dass die Bewertung seines beruflichen Verlaufs und seiner Lebensführung abhängig davon sei, wie groß sein beruflicher Erfolg

ausfalle. Als Bewertungsmaßstab wird dabei deutlich eine fortdauernde unbeschränkte Bewegung des Statusaufstieges angelegt. Zielpunkt ist nicht ein Stillstand, sondern eine Position, von der aus man sich Verbesserungen erwarten kann, wobei kein bestimmter Lebensstandard angestrebt wird, sondern es eben „weiter nach oben“ (7) geht.

Eine ebenfalls uferlose, aber anders gelagerte Aspiration wird bei jenen Fällen deutlich, deren Lebensführung sich am Berufsstolz ausrichtet: ein Streben nach Exzellenz als eine Bemühung, ‚herauszuragen‘ und sich zu ‚vervollkommen‘. Im Kontrast zu der Passage aus dem Interview mit Herrn Steinhauer fällt hier allerdings auf, dass das Streben nicht tauschwert-, sondern gebrauchswertorientiert gelagert ist: Es geht Herrn Röseler als Musiker, Herrn Nikolaidis als Wissenschaftler und Frau Renner als Schneiderin nicht darum, mit ihren beruflichen Praktiken in einer sozioökonomischen Statushierarchie so hoch aufzusteigen, wie sie können. Alle drei orientieren sich in erster Linie an der beruflichen Tätigkeit innewohnenden Erfolgs- und Anerkennungskriterien. Der sozioökonomische Status ist von diesen Aspirationen freilich nicht entkoppelt. Er kann einerseits ein Nebenprodukt der Verfolgung dieser Aspirationen darstellen: Mit voranschreitender Qualifizierung steigen grundsätzlich die Möglichkeiten einträglicherer Konzertauftritte, die Chancen für eine finanziell absichernde Professur oder für lukrativere Schneideraufträge, etwa für Maßanzüge.<sup>22</sup> Andererseits kann ein ‚konzentriertes‘ Streben nach beruflicher Exzellenz nur dann stattfinden, wenn gleichzeitig ein hinreichendes Maß investiver Statusarbeit praktisch geleistet wird – insofern stellt diese eine Voraussetzung beziehungsweise ein Mittel zum Zweck dar.

Damit ist bereits eine Form der Begrenzung der Praxis investiver Statusarbeit angesprochen. Gerade in denjenigen Lebensführungen, die sich an Berufsstolz ausrichten, werden Praktiken investiver Statusarbeit nur bis zu dem Punkt eingesetzt, an dem der sozioökonomische Status Ausweis der eigenen Exzellenz ist oder an dem die sozioökonomischen Grundlagen gesichert sind, um fokussiert nach beruflicher Exzellenz zu streben. Mehr noch: Zu explizites Statusstreben, das sich an ökonomischen Kriterien ausrichtet, läuft Gefahr, gegen die „illusio“ (Bourdieu und Wacquant 2006, 128) des Feldes zu verstoßen, und kann zur ‚Exkommunikation‘ führen. Neben dieser Form der Begrenzung investiver Statusarbeit finden sich aber, auch für die beiden anderen biographischen

---

<sup>22</sup> Die Problematik, dass sich Qualifikation und feldspezifischer Erfolg unter Marktbedingungen nicht automatisch in sozioökonomischen Statusgewinn übersetzt, wird in Abschn. 4.2 am Fallbeispiel von Herrn Röseler besprochen.

Orientierungen, noch eine Reihe weiterer. Begrenzung heißt dabei nicht nur Einschränkung, sondern auch Konturierung: Grenzen geben Form. Die Beschreibung verschiedener Dimensionen dieser Begrenzung ermöglicht folglich ein besseres Verständnis der Formen, die Praktiken investiver Statusarbeit annehmen.

Im Weiteren wird zwischen Begrenzungen in der Sach-, in der Zeit- und in der Sozialdimension unterschieden:

- In der *Sachdimension* geht es darum, welche Grenzen bestimmen, was die Akteure tun, um Statusarbeit zu leisten, und was sie inhaltlich von Statusarbeit abgrenzen. Ein wichtiger Schwerpunkt dieser Form von Begrenzung ist die Frage, wie das Verhältnis zwischen Erwerbssphäre und Freizeit verstanden wird. Sachlich begrenzen Akteure somit ihre Statusarbeit, indem sie eingrenzen, dass sie ‚nicht alles‘ tun würden, um ihren Status zu verbessern, und indem sie umgekehrt auch betonen, dass sie ‚nicht nur‘ an ihrem Status arbeiten.
- In der *Zeitdimension* geht es darum, dass unsere Interviewpartner\*innen nicht immer investive Statusarbeit leisten. Im Unterschied und in Ergänzung zur Zeitbudgetforschung und den Forschungen zur alltäglichen Lebensführung wird der Schwerpunkt der Darstellung hier aber nicht auf der alltäglichen Zeitstrukturierung liegen. Vielmehr wird in einer biographischen Perspektive gefragt, ob sich in bestimmten Lebensphasen Anstrengungen investiver Statusarbeit verdichten. Es gibt biographisch ‚heiße‘ Phasen, in denen besonders verbissen am Status gearbeitet wird.
- In der *Sozialdimension* schließlich geht es darum, wie konkrete oder imaginierte Bezüge auf andere Personen oder Personengruppen die eigenen Statusaspirationen und -strategien formen. An wem orientieren sich Mittelschichtenangehörige, um festzustellen, dass es für sie ‚genug‘ ist mit dem Statusstreben – oder dass sie sich noch weiter steigern sollten?

### 5.3.2 Begrenzungen in der Sachdimension

Zwei Arten von Begrenzungen investiver Statusarbeit in der Sachdimension können unterschieden werden. Zum einen sprechen Interviewpartner\*innen an, dass sie bestimmte Praktiken investiver Statusarbeit nicht einsetzen würden. Zum anderen weisen auch investive Statusarbeiter\*innen darauf hin, dass Statusarbeit ‚nicht alles‘ in ihrem Leben ist.

#### *Verzicht auf bestimmte Praktiken investiver Statusarbeit*

Aus verschiedenen Gründen können Personen darauf verzichten, sich bestimmter Praktiken investiver Statusarbeit zu bedienen. Diese Praktiken werden ja nicht nur daraufhin beurteilt, ob sie erfolgversprechend hinsichtlich der Erreichung bestimmter Statusziele sind. Personen können durchaus erfolgversprechende Praktiken für sich ablehnen, weil sie ihren moralischen Anforderungen nicht gerecht werden. So berichtet die Krankenpflegerin Frau Keller, dass sie eine Anstellung aufgibt, weil sie den dortigen Umgang mit den Patient\*innen nicht mehr ertragen kann.

- 1 *Natürlich war ich auch immer in ner Praxis als Auszubildende. Aber ähm dann tatsächlich (.)*
- 2 *fachlich dafür verantwortlich zu sein, wie ein Mensch gepflegt wird und da hinter stehen zu*
- 3 *müssen, unter diesen widrigen Umständen, das ist nochmal ne andere Geschichte einfach.*
- 4 *//ja/ (..) Und ich hab einfach da gesehen, dass das überhaupt nicht mit dem übereinstimmt,*
- 5 *wie ich es mir vorstelle, meinen Berufsalltag zu gestalten. //mhm// Also wirklich gar nicht. Ich*
- 6 *bin auf eine große Station gekommen und mir hat man Patienten übergeben, 20 Patienten,*
- 7 *und hat gesagt, so, wir sehen uns um 15 Uhr wieder. So um 6 gesagt. Und dann bin ich*
- 8 *losgegangen und hab da Sachen gesehen, die ich total, also für mich, traumatisierend fand.*
- 9 *(...) Und menschenunwürdig. (I18: 821-829)*

In der anschließenden langen Beschreibung der Missstände auf der Station wird deutlich, dass die Begrenzung ihrer Bereitschaft, sich auf diese Art von Statusarbeit einzulassen, nicht nur in der eigenen Überforderung und Erschöpfung liegt, sondern in ihrer Konfrontation mit dem Leiden ihrer Patient\*innen: „Ähm aber das schlimmste ist einfach, ähm wie die Patienten darunter leiden.“ (I18: 839–840) Ähnlich spricht etwa Frau Renner davon, dass sie aus ökologischen Gründen nicht für einen Großkonzern arbeiten will, der ihr eigentlich eine sichere Berufsperspektive mit hohem Einkommen gewährt.

Eine andere Nuancierung der sachlichen Begrenzung ist in Szenen zu erkennen, in denen Personen sich gegenüber Praktiken verwehren, die sie nicht unter Bezug auf allgemeine ethische Standards kritisieren, sondern von denen sie herausstellen, dass sie ihnen ‚nicht liegen‘. Dabei verschwimmt häufig die Grenze

dazwischen, ob sie ‚nicht wollen‘ oder ‚nicht können‘. So stellt Herr Schulz deutlich heraus, dass er den ihm angebotenen Posten als Schuldirektor ausschlägt, weil er Sorge hat, nicht die nötigen Fertigkeiten zu haben. Der sozioökonomische Statusgewinn, den er erzielen könnte, sei es nicht wert, seine Position als Lehrer aufzugeben:

- 1 *Das ist mir einfach das Geld nicht wert. Das was ich momentan mache, ist das, was ich/*
- 2 *obwohl ich es nicht wusste, immer wollte //mhm// und mir am meisten Spaß macht //mhm//äh*
- 3 *und ich könnte mir nicht vorstellen ähm als Direktor - Entschuldigung - mit irgendwelchen*
- 4 *blöden Kollegen Dienstgespräche zu führen //ja// oder Bausitzungen zu leiten oder sonst*
- 5 *irgendwas. „Ja du kannst das aber so gut.“ Sag ich: „Ja ich will das aber nicht“ //ja// genau das*
- 6 *will ich nicht und ich will auch nicht aus der Klasse raus. (I08: 987-992)*

Auch in dieser Passage zeigt sich wieder eine Form der Statusarbeit, die nicht primär tauschwertorientiert ist: Herr Schulz bezieht sich auf seine Erwerbstätigkeit nicht vorderhand als Praxis, die dazu dienen soll, seinen sozioökonomischen Status zu verbessern, sondern als eine, in der er machen kann, was ihm *„am meisten Spaß macht“* (I08: 996). Die Divergenz zwischen diesen beiden Kriterien ist solange unproblematisch, wie sie faktisch nicht auseinanderfallen: Solange Herr Schulz die Erfahrung macht, dass er seine Statusaspirationen erreicht, indem er eben tut, was ihm *„am meisten Spaß macht“*, wird der potentielle Konflikt nicht handlungsrelevant. Im konkreten Fall der möglichen Beförderung jedoch konfliktieren die beiden Kriterien, und Herr Schulz entscheidet sich gegen die Beförderung und damit gegen einen Statusaufstieg.

Dieser Fall weist damit auf eine Grenze hin, ab der der Konflikt zwischen institutionalisierter sozioökonomischer Statusordnung und eigener biographischer Orientierung virulent wird: Sobald Personen den sozioökonomischen Status, den sie angestrebt haben, erreicht haben, können sie sich anderen berufsbiographischen Orientierungen widmen. Herr Schulz rechnet sich selbst, wie in Abschn. 4.1 erläutert, der *„Oberschicht“* (I08: 1491) zu (vgl. Holubek-Schaum 2019). Dies zeigt an, dass er hinsichtlich seines Lebensstandards einen ‚Sättigungspunkt‘ erreicht hat, weshalb er sich nun für seinen präferierten Lehrerberuf und gegen die bessere Bezahlung entscheiden kann. Bevor dieser ‚Sättigungspunkt‘ erreicht ist, sind jedoch widerstreitende biographische Orientierungen, moralische Anforderungen an ‚gute Arbeit‘ oder Ansprüche auf eine ‚interessante‘ Arbeit nur auf Kosten einer Statusdefizienz gegenüber den eigenen Anforderungen durchzusetzen.

Eine weitere Form des Verzichts auf bestimmte Praktiken investiver Statusarbeit besteht darin, dass Akteure überlastet beziehungsweise überarbeitet sind und

daher die Art von Statusarbeit, die dazu geführt hat, nicht länger fortführen wollen oder können. Der Fall von Herrn Huber, der einen Schlaganfall erleidet, ihn als Ergebnis seiner Überarbeitung sieht und daraufhin die Arbeitsstelle wechselt, ist hier sicherlich ein Extremfall:

- 1 *Wo ich dann Kundendienstleiter war, hatte glaube ich, weiß nicht, fünfzehn Monteure unter*
- 2 *mir. (.) Und hatte dann Sechs-Tage-Woche, Sieben-Tage-Woche und irgendwann bin ich*
- 3 *munter geworden im Krankenhaus. Hatte ich einen Schlaganfall und da habe ich dann*
- 4 *gedacht, okay, da habe ich dann das zweite Mal nachgedacht. (I37: 1138-1141)*

Während Herr Huber hier von körperlichen Grenzen berichtet, erzählt Frau Keller ganz ähnlich, dass sie ihren Beruf wechselt, weil sie überanstrengt ist, fügt zur Legitimierung allerdings noch hinzu, dass sie die Erwerbssphäre nicht mit Anforderungen in anderen Bereichen der Lebensführung vereinbaren kann – womit bereits die zweite Art von sachlichen Begrenzungen hineinspielt:

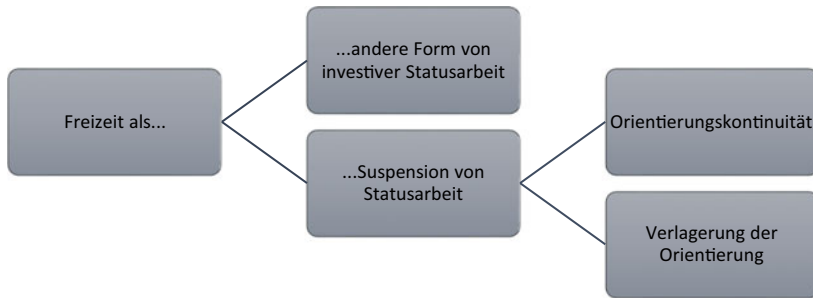
- 1 *Aber es ist halt n mega Knochenjob. Weil, du arbeitest halt permanent unter Röntgen-*
- 2 *Bestrahlung. Mit Röntgen-Schürze, also Blei am Körper. //mhm// Stehst halt ganz viel. Sehr*
- 3 *große Stress-Situation. Ah ständig Notfälle, Reanimationen. Bereitschaftsdienste, die sich*
- 4 *über 24 Stunden TEILweise hinziehen. (.) Nicht eingehaltene Ruhezeiten. Das war auch*
- 5 *schon echt heftig. (.) Und irgendwann wollt ich da einfach raus. Weil ich gemerkt hab, ich will*
- 6 *für meine Tochter einfach da sein. (I18: 925-930)*

Es ist auffällig, dass auch Herr Huber ganz ähnlich über solch eine berufliche „Hyperinklusion“ (Göbel und Schmidt 1998) spricht, in der die Anforderungen in der Erwerbssphäre dazu führen, dass er andere Bereiche der Lebensführung vernachlässigt, wenn er bereits in der Eingangserzählung berichtet: „*Ja, bin relativ viel am Arbeiten, eigentlich viel zu viel, nehm mir viel zu wenig Zeit für die Familie*“.<sup>23</sup> (I37: 46–47) Bei ihm führt diese Einschätzung jedoch nicht zu einer Korrektur der Arbeitssituation. Frau Keller hingegen zeigt eine „Doppelorientierung“<sup>24</sup>, bemisst also ihre Belastungsgrenze vor dem Hintergrund der doppelten

<sup>23</sup> Hier wäre ein systematischer Vergleich zwischen dem Spitzensport, der den Athleten strukturell „Hyperinklusion“ auferlegt (Bette und Schimank 2006), und sowohl der berufstolzorientierten Lebensführung als auch den investiven Statusarbeiter\*innen interessant.

<sup>24</sup> Der Begriff der „Doppelorientierung“, wie er von Becker-Schmidt vorgeschlagen wird, verweist hier deutlich auf einen Orientierungskonflikt, in dem die Ansprüche unterschiedlicher Lebensbereiche miteinander vereinbart werden müssen. Davon unberührt bleibt aber die Feststellung, dass in den hier untersuchten Fällen jeweils eine der drei biographischen Orientierungen die Lebensführung dominiert, so dass es also hinsichtlich der Berufsbiographie keine Doppelorientierung gibt.





**Abb. 5.1** Freizeit und Statusarbeit. (Quelle: Eigene Darstellung)

Anforderungen durch „Privatarbeit und Erwerbstätigkeit“ (Becker-Schmidt 2003, 13).<sup>25</sup>

#### *Verhältnis von Erwerbstätigkeit und Freizeit*

Die zweite Art von sachlicher Begrenzung der investiven Statusarbeit – Erwerbstätigkeit und Beruf dominieren zwar die Lebensführung, sind aber nicht ‚alles‘ – zeigt sich insbesondere in der Verhältnisbestimmung von Freizeit und Erwerbstätigkeit. Dabei geht es nicht vorrangig darum, wie viel Zeit der Freizeit eingeräumt wird, sondern in welche Beziehung diese beiden Sphären der Lebensführung zueinander gesetzt werden. Mit Bezug auf die Arbeit am sozioökonomischen Status ist zunächst zu unterscheiden, ob in der Freizeit andere Formen der Statusarbeit ausgeübt werden oder ob sie der Suspension von investiver Statusarbeit dient. Dabei stellt die Statussuspension ein weites Feld von Praktiken dar, die man dahingehend weiter sortieren kann, ob eine Orientierungskontinuität mit dem Beruf oder eine Verlagerung der Orientierung vorliegt (Abb. 5.1).

In der ersten Variante wird die Freizeit genutzt, um neben der Haupterwerbstätigkeit andere Arten investiver Statusarbeit zu betreiben. Dazu gehören die bereits diskutierten Nebenjobs, von denen einige Gesprächspartner\*innen berichten, aber

<sup>25</sup> In den von uns erhobenen Fällen sind in aller Regel weibliche Berufsverläufe von Phasen gekennzeichnet, in denen die erwerbsbezogene Praxis der investiven Statusarbeit unterbrochen wird, um Sorge- und Familienarbeit zu leisten. Das mag in der Haushaltsperspektive als ein Arrangement fungieren, um den gemeinsamen sozioökonomischen Status zu halten. In der hier eingenommenen Perspektive auf die je individuelle Lebensführung stellen solche Unterbrechungen Begrenzungen der Statusarbeit dar, da private Haus- und Sorgearbeit nicht entlohnt wird und keine Karrieremöglichkeiten bietet.

auch der Fall von Herrn Huber, der neben seiner Anstellung zusätzlich noch als selbstständiger Handwerker arbeitet. Jene Befragte, die neben der Erwerbstätigkeit ihr Vermögen investiv einsetzen, indem sie Wohnungen kaufen, in Stand halten und vermieten oder sich um ihre Aktiedepots kümmern, tun dies ebenfalls in ihrer Freizeit. Im weiteren Sinne gehören auch Care-Arbeiten zu dieser Variante des Verhältnisses von Beruf und Freizeit. Sie dienen zwar nicht der eigenen Statusarbeit, wirken sich aber als Unterstützung und Stabilisierung der Statusarbeit des Partners oder der Partnerin aus. Zur Fortsetzung der Statusarbeit in der Freizeit sind schließlich auch jene Praktiken zur systematischen Erhaltung der eigenen körperlichen Fitness und Gesundheit zu zählen, die der beruflichen Arbeit gleichsam ‚zuarbeiten‘. Der Umgang mit dem eigenen ‚Körperkapital‘ deutet sich in den erhobenen Interviews allerdings nur an. In einer ‚objektivistischen‘ Lesart könnten solche Formen der Freizeitgestaltung, in denen Befragte etwa berichten, zum ‚Frisör‘, zur ‚Kosmetikerin‘, zum ‚Pilates-Kurs‘ zu gehen oder bestimmte Sportarten zu betreiben, durchaus als Statusarbeit, genauer als Investition in ‚Körper-Kapital‘ (Bourdieu 1979, 345) konzeptualisiert werden, die sich vermittelt über Gesundheit, Fitness, Schönheit und ‚Sexiness‘ etwa in Form von erfolgreichen Bewerbungsgesprächen, prestigereicher Partner\*innenwahl, der Möglichkeit eines längeren Erwerbslebens, Rückzahlungen von Krankenkassen oder mehr ‚Leistungsfähigkeit‘ rentieren kann (Brunnett 2009; Schorb 2010). Der Investitionscharakter dieser Freizeitpraktiken wird in den Interviews jedoch nie thematisch explizit. Er deutet sich allenfalls an, wenn etwa Herr Steinhauer auf die Frage nach seiner Freizeitgestaltung berichtet:

- 1 *Freizeit ist schwierig. Ich bin //ja// ja ich, ich muss da dringend was ändern, ich bin momentan/*
- 2 *da bin ich sehr unzufrieden mit mir und meiner Lebenssituation. Ähm man sieht es auch, ja?*
- 3 *Ähm (.) dass äh ich jetzt nicht so ähm sportlich unterwegs bin mehr. (.) Ähm ich tue nichts für*
- 4 *mich, das ist gefährlich, //mhm// ja? Ich weiß auch, wenn ich das so weiter mache, mache ich*
- 5 *das noch fünfzehn Jahre, und dann hat sich das eh erledigt, (...)* (I30: 1599-1603)

In dieser Darstellung wird die prekäre gesundheitliche Situation und die mangelnde körperliche Fitness mit der Gefahr verbunden, dass es sich „erledigt“ (6) haben könnte, wobei Herr Steinhauer offenlässt, ob er sich auf seine auf berufliche Leistung zentrierte Lebensführung bezieht oder auf sein Leben schlechthin. In einer solchen Passage wird damit die ‚körperliche Fundierung‘ investiver Statusarbeit thematisiert – allerdings eben nur über deren Gefährdung. Diese Dimensionen der Statusarbeit könnten mit anderen empirischen Herangehensweisen besser ausgeleuchtet werden. So könnten sich der strategische – und eventuell schambehaftete – Einsatz des eigenen Körpers bei der Darstellung des eigenen

Status als implizite, habitualisierte Praktiken investiver Statusarbeit eher in der teilnehmenden Beobachtung als im lebensgeschichtlichen Interview zeigen.

Im Kontrast zu solchen Fortsetzungen der Statusarbeit in der Freizeit stehen jene Freizeitgestaltungen, in denen keine investive Statusarbeit geleistet wird, sondern gerade umgekehrt eine temporäre Suspension davon stattfindet. Eine extreme Form stellen hier sicherlich Fälle dar, in denen die Befragten – die nicht zufälligerweise eine biographische Orientierung auf investive Statusarbeit zeigen – in ihrer knappen Freizeit buchstäblich nichts tun, da sie von ihrer Erwerbstätigkeit zu erschöpft sind:

- 1 *Und jetzt ist es eben halt so, ich komme relativ spät abends von der Arbeit, ähm (...) bin also*  
 2 *sieben, halb acht zu Hause, gegen acht Uhr ist Bettgehen, so, das heißt, ich hab noch genau*  
 3 *dann dreißig Minuten, Stunde Zeitfenster, mit meiner Tochter noch zu lesen oder was, //mhm//*  
 4 *ja? Und dann ist auch schon Feierabend. Und ganz ehrlich, wenn ich dann auf Couch sitze,*  
 5 *ist auch Feierabend, //mhm// ne? Dann //ja// fällt man in ein Loch, oder ich falle in ein Loch,*  
 6 *aus dem ich mich auch nicht mehr raus kriege. Dann wieder aufraffen, zum Sport gehen?*  
 7 *Mmh, (verneinend) //mhm// keine Chance. Ja? Und Wochenende versuche ich dann, zu*  
 8 *tanken, ja? Ähm (...) ist nicht gut, aber (...) also wir leben auch/ ich lebe nicht unzufrieden, ja?*  
 9 *Ich bin schon mit der Gesamtsituation zufrieden, auch mit dem Job zufrieden, ich gehe auch*  
 10 *gerne arbeiten, ja? (I30: 1610-1619)*

Daran, wie Herr Steinhauer das „Loch“ (5), in das er falle und aus dem er sich nicht mehr „raus kriege“ (6), schildert und es als „gefährlich“ einstuft, dass er nichts für sich tue, wird deutlich, dass er nicht so sehr daran leidet, keine Freizeitbeschäftigung zu haben, sondern eher daran, dass seine Erschöpfung ihm keine Freizeitgestaltung erlaubt. Auffällig ist hier die Wortwahl, dass er am Wochenende versuche „zu tanken“ (7–8). Darin kommt zum Ausdruck, dass für investive Statusarbeiter\*innen wie ihn auch die Suspension von Statusarbeit dieser dient – hier, weil im Nichtstun am Wochenende der ‚Treibstoff‘ für die anstrengende Berufstätigkeit über die Woche ‚getankt‘ wird. An den Feierabenden, in denen er „in ein Loch“ fällt, scheint nicht einmal dies noch möglich zu sein.

Andere Befragte sind weniger erschöpft und berichten von unterschiedlichen Freizeitaktivitäten wie zum Beispiel dem Spielen mit der eigenen Modelleisenbahn, Restaurant- oder Kinobesuchen, Bastelarbeiten, Musizieren oder verschiedenen Sportarten. Einige nutzen dabei die Freizeit, um solche Orientierungen zu enactieren, die in der Erwerbssphäre keinen Platz finden, können zum Beispiel kreative Fähigkeiten ausleben oder ihrer ‚geselligen Ader‘ freien Lauf lassen. Daneben gibt es aber diejenigen Fälle, bei denen auch in der Suspension von Statusarbeit eine Kontinuität biographischer Orientierungen und Praktiken gewahrt wird. Der in Sphären differenzierten Lebensführung entspricht kein entsprechend differenzierter biographischer Orientierungsrahmen. Ein prägnantes Fallbeispiel

hierfür ist Herr Schulz, der einerseits seine Freizeit deutlich als Möglichkeit der Suspension ausweist:

- 1 *Ähm ich hab einen stressigen Beruf, den ich gerne mache, aber einen stressigen Beruf, aber*
- 2 *der große Vorteil ist, wenn ich hier um die Kurve fahre, nach Hause komme, kann ich nicht die*
- 3 *Schule ablegen, aber ich freue mich auf zu Hause //mhm// und das liegt zum großen Teil an*
- 4 *meiner Frau. //mhm// Ja. Ähm natürlich auch an den Kindern, aber das ist schon ähm, blöder*
- 5 *Begriff mit der heilen Welt, aber //mhm// ist schon kein kein Stress //ja// im Gegenteil. (I08:*
- 6 *893-898)*

Die Freizeit, seine Familie und sein Wohnhaus werden als ein Ausgleich zum „*stressigen Beruf*“ verstanden. Während Stress und Entspannung hier also in einem komplementären Verhältnis stehen, lassen sich mit Hinblick auf Orientierungen und Praktiken übergreifende Kontinuitäten erkennen. Schon in Abschn. 4.1 wird gezeigt, dass der Bezug zu seinen langjährigen „*Fußballkumpels*“ für Herr Schulz ein zentrales Forum gemeinschaftsbezogener Anerkennung darstellt und dass diese „*Fußballkumpels*“ auch ein geschlechtsdifferenziertes Netzwerk bilden, das dem Aufbau und der Sicherung sozioökonomischer Ressourcen dient – etwa beim gemeinsamem Hausbau oder bei der Vermittlung seiner Stelle als Hauptschullehrer. Das Verhältnis von Fußball und berufsbezogener Statusarbeit ist aber auch noch insofern bezeichnend, als dass sich in der Passage, in der Herr Schulz davon berichtet, wie er sich in der Schule Anerkennung erarbeitet habe, dieselben Orientierungen dokumentieren, die auch für die Passagen kennzeichnend sind, in denen es um Herrn Schulz als Fußballer geht:

- 1 *Ähm dann hat er da "Sie spielen Fußball, ich glaub das ist ganz gut, ich geb Ihnen mal die*
- 2 *Sportstunde" ich hab/ ich hab doch gar nicht gelernt //(lacht)// ähm (.) ja und dann bin ich (.)*
- 3 *mit dem Kollegen mit ähm in die Klasse, der wollte die übergeben, die haben die*
- 4 *Halbjahreszeugnisse bekommen und haben die Halbjahreszeugnisse plus Bücher aus dem*
- 5 *Fenster geworfen. (.) Dann hab ich gedacht: „Okay und hier fängst du Montag an?“ //ja// (.)*
- 6 *„Bin ich mal gespannt.“ Ahm, ja und dann war es wie der Kollege vorhergesagt hat, ich war*
- 7 *halt ein relativ guter und harter Fußballer, die Jungs haben auf keinen gehört, aber auf mich,*
- 8 *weil ich im Sport dann sie zwei drei Mal umgegrätscht habe und ab da ging es immer nur "Sehr*
- 9 *gerne Herr Schulz, jawohl Herr Schulz". (I08: 715-723)*

Zunächst fällt die doppelte positive Selbstbeschreibung als „*guter und harter Fußballer*“ (7) auf und als der einzige, auf den „*die Jungs*“ (7–8) gehört hätten. Herr Schulz besteht in der Situation als Lehrer gerade nicht, indem er in einer typischen Lehrerrolle auftritt, beziehungsweise auftreten muss. Er kann – das ist die Pointe der Anekdote – ‚der sein, der er ist‘ und ist gerade dadurch auch beruflich

erfolgreich: Sowohl im „*harte[n] Fußballer*“ als auch im ‚Umgrätschen‘ zeigt sich das Selbstbild eines ‚direkten Typen‘, der keine Kontakthemmungen mit den Schülern hat und deswegen von ihnen angenommen wird – denn auch wenn das ‚Umgrätschen‘ eine gewaltsame Dimension hat und die abschließende anekdotische Schilderung der auf diesem Wege herbeigeführten Unterordnung der Schüler dies zusätzlich betont, wird es vor allem in Zusammenhang damit gebracht, was für ein „*Fußballer*“ er ist.

Die Einordnung des Geschehens dient weiterhin als Bestätigung der Vorhersage des Schulleiters, dem Herr Schulz ja zuschreibt, mit „*ich geb Ihnen mal die Sportstunde*“ antizipiert zu haben, dass Herr Schulz durch seine ‚direkte Art‘ Erfolg bei diesen Schülern haben wird. Hier zeigt sich also dessen enge Orientierung an Ratschlägen und Bewertungen aus dem sozialen Umfeld, in diesem Fall des Vorgesetzten, der aber als „*Kollege*“ angesprochen wird und sich damit in eine Gruppe verlässlicher Unterstützer einreicht, in der auch die „*Fußballkumpels*“ stehen. Schließlich fällt an dieser Episode die Beschreibung der Schüler als „*Jungs*“ auf. Das deutet, nachdem er die Schüler kurz zuvor schon als „*verwaist*“ beschrieben hat, darauf hin, dass sich Herr Schulz als jemand fühlt, der von ihnen gebraucht und angenommen wird. In diesem ‚Gebraucht-Werden‘ liegt ein Element seiner Gemeinschaftsorientierung, das auch seine langfristige und enge Bindung in die Vereinsgemeinschaft und an seine „*Fußballkumpels*“ trägt.

Wie Herr Schulz in der Erwerbssphäre seine investive Statusarbeit leistet, steht also in deutlicher Kontinuität zu jenen Orientierungen, die sich auch in seiner Freizeit dokumentieren. Die Freizeit ist hier also nicht etwas ‚ganz anderes‘, das er von den Praktiken seiner Statusarbeit abtrennt – aber sie ist auch nicht einfach eine Arena, in der man der Statusarbeit ‚zuarbeitet‘. In anderen Fällen lassen sich solche Kontinuitäten durchaus finden: Frau Michels bietet in ihrer Freizeit Yoga-Kurse an. Dieses Hobby ermöglicht ihr eine anleitende Position einzunehmen – ebenso wie in ihrem Beruf als Buchhalterin, in dem sie sich als „*Führungsperson*“ (I28: 975) versteht. Auch Frau Renner hat es in ihrem Hobby des Tanzens soweit gebracht, dass sie andere darin unterrichtet, und wird also auch in dieser Freizeitbeschäftigung von jener Orientierung daran, „*sehr gut*“ (I40: 1949) werden zu wollen, geleitet, die sie in ihrem Beruf antreibt.

Damit steht diese Art der Beziehung zwischen Erwerbssphäre und Freizeit im Kontrast zu jener Form der Suspension, in der die Freizeit gerade dazu dient, solche Orientierungen auszuleben, für die es in der Erwerbssphäre keinen Platz gibt. Herr Röseler erzählt, dass er in seiner Freizeit politische „*Dokumentarfilme*“ drehe und die entsprechenden Produktionsphasen „*sehr diszipliniert und (.) gründlich (.) durchlebt*“ (I05: 142) habe. Dabei betont er allerdings, er würde „*keine Hochzeit filmen und keine (..) Werbefilme, würd ich gar nicht machen*“ (I05:

751–752). Diese Begrenzung macht deutlich, dass die Trennung zwischen ‚wahrer Kunst‘ und ‚breitenwirksamer, kulturindustrieller Produktion‘, die bereits sein Streben als Musiker bestimmt hat, weiterhin Geltung beansprucht, nun aber in die Freizeitsphäre verlagert wird. Auch der Architekt Herr Winkler berichtet von einem beruflichen Verlauf, in dem er darum ringt, kreativ-gestalterisch tätig sein und in einer kollegial-freundlichen Arbeitsatmosphäre arbeiten zu können, aber gleichzeitig einen hinreichenden Lebensstandard erwirtschaften zu müssen. Auf der Suche danach, dieses Wollen und Müssen in Einklang miteinander zu bringen, durchläuft er viele berufliche Stationen – zunächst als Handwerker, später holt er ein Architekturstudium nach. Er merkt jedoch an, dass er in all den verschiedenen Anstellungen nicht habe in Vollzeit arbeiten wollen:

- 1 I: (4) Wenn Sie sagten, Sie wollten nie Vollzeit arbeiten, ähm, können Sie dazu noch erzählen?  
 2 B: (...) Ja, ähm (...) ich, ich mach/ Mh, sagen wir, ich hab, ich hab viel Freizeitprojekte, sag ich  
 3 mal. //mhm// Ich, ich, äh (...) treff mich mit Freunden oder ich äh bastel was oder ich sitz am  
 4 Computer oder halt/ Ich hab eigentlich immer Beschäftigung. //mhm// Und äh (...) so viel Geld,  
 5 sag ich mal, brauch ich dann auch nicht. Also ich hab gedacht, die Lebensqualität wird durch  
 6 Freizeit eher größer, als durch Geld. //mhm// Und deswegen dachte ich, so halb bis dreiviertel  
 7 arbeiten, das müsste eigentlich reichen. //ja// Also so finanziell sag ich mal, hat's gereicht. Ich  
 8 darf bloß nicht in die Zukunft gucken, wie das dann mit Rente oder sonst was wird. //mhm//  
 9 @(.)@ Aber ähm, für mich hat das/ war die Qualität eher darin, dass ich sagen muss, sagen  
 10 konnte, ich muss heut nicht zur Arbeit. (.) Oder ich kann früher gehen. So. So wie heute.  
 11 @(.)@ (109: 747-759)

Im Kontrast zu Herrn Schulz wird hier eine deutliche Trennung zwischen Erwerbssphäre und Freizeit eingeführt. Herr Winkler macht über seinen beruflichen Verlauf hinweg die Erfahrung, dass er seine Orientierungen an kreativ-gestalterischen Arbeiten und einer kollegial-freundschaftlichen Atmosphäre in der Erwerbstätigkeit nicht einlösen kann. Stattdessen ist seine Erzählung geprägt von Zwängen, zu langer und harter Arbeit, zu geringem Einkommen und Missachtung seiner Fertigkeiten. Dementsprechend treten in seiner Orientierung ‚Sachen, die Geld bringen‘ und ‚Sachen, die Spaß machen‘ deutlich auseinander:

- 1 Also für mich ist die Freiheit da doch noch wichtiger auch. Dass ich dann/ Oder die FreiZEIT.  
 2 Dass ich dann irgendwann sagen kann, so Tür zu. //mhm// Jetzt //ja// kann ich Sachen  
 3 machen, die kein Geld bringen, sondern die mir Spaß machen. (109: 1184-1186)

Die Freizeit dient hier also nicht der investiven Statusarbeit. Diese wird vielmehr deutlich der Erwerbstätigkeit zugeordnet. Auch in der Erzählung von Herrn Winkler stellt die Erwerbstätigkeit dennoch den thematischen Schwerpunkt dar – nicht zuletzt, weil sie von den erwähnten Konflikten und Disparitäten geprägt ist.

Insofern beobachten wir auch hier ein Verhältnis, das als Suspension bezeichnet werden kann: Herr Winkler macht die Erfahrung, dass die Erwerbssphäre durch ein anstrengendes Ringen damit gekennzeichnet ist, dem ökonomischen Erwerb zumindest Anteile einer für sich schätzenswerten Praxis abzurufen. Die Freizeit wird dagegen zentral als eine Sphäre präsentiert, in der er sich von diesen Zwängen verschont sieht.

### 5.3.3 Begrenzungen in der Zeitdimension

Niemand kann – und vermutlich auch: will – ständig Statusarbeit betreiben. Statusarbeit hat also zeitliche Grenzen. Grundsätzlich kann man zeitliche Begrenzungen von Statusarbeit in der synchronen von solchen in der diachronen Dimension unterscheiden. In der synchronen Dimension fällt der Blick auf die alltägliche Zeiteinteilung. Hier kann man fragen, wie Personen die „alltägliche Synchronie des Lebens“ herstellen, also „tagaus tagein und jeden Tag immer wieder die sprichwörtliche ‚Tretmühle des Alltags‘“ (Jurczyk et al. 2016, 67) organisieren.<sup>26</sup> Die dabei auftretenden zeitlichen Begrenzungen investiver Statusarbeit gehen oft aus den gerade angesprochenen Begrenzungen investiver Statusarbeit in der Sachdimension hervor. Die Frage, welche Statusarbeit Akteure betreiben wollen und können, stellt sich nicht selten als Frage danach dar, wie viel Zeit sie ihr einräumen können, müssen und wollen. In Ergänzung dazu wenden wir uns hier nun der diachronen Dimension zu: der zeitlichen Begrenzung von investiver Statusarbeit im Lebensverlauf.<sup>27</sup> Hier geht es darum, dass es Phasen im Lebenslauf gibt, in denen Personen noch keine investive Statusarbeit leisten, sie unterbrechen oder schließlich einstellen.<sup>28</sup> Die Anlage des narrativ-biographischen Interviews lenkt den Blick in besonderer Weise auf diese diachrone Dimension.

Es wäre allerdings ein hoffnungsloses Unterfangen, systematisieren zu wollen, wann die Interviewteilnehmer\*innen zum ersten beziehungsweise zum letzten

---

<sup>26</sup> Dies ist das Hauptthema der Forschungen der Projektgruppe Alltägliche Lebensführung (Jurczyk et al. 2016; Jochum et al. 2020).

<sup>27</sup> Umgekehrt betonen die Autor\*innen der Projektgruppe Alltägliche Lebensführung, dass sie „Lebensführung nicht (zumindest nicht primär) als Sinnkonstruktion (...)“ verstehen, die in der diachronen Dimension im Vordergrund steht, „(...) sondern primär als Praxis“ (Jurczyk et al. 2016, 67) der Synchronisierung zwischen sachlichen Sphären der Lebensführung.

<sup>28</sup> Wichtige Hinweise zu dieser bislang weniger stark untersuchten Fragerichtung finden sich u. a. bei Wehrich (1998) sowie vorher Brose et al. (1993).

Mal investive Statusarbeit praktiziert haben. Im Zuge der modernen Institutionalisierung des Lebenslaufes stellt die Integration junger Mittelschichtenangehöriger in Ausbildungsmaßnahmen, im weiteren Lebensverlauf dann in Weiterbildungsmaßnahmen, mittlerweile die Regel dar.<sup>29</sup> So betrachtet wären alle Arten von Teilnahmen an beruflichen Ausbildungen, Schul- und Weiterbildungsmaßnahmen, berufsvorbereitenden Maßnahmen oder Hochschulstudien als Praktiken der investiven Statusarbeit zu bewerten. Es erschiene dann auch wenig plausibel, institutionalisierte Formen der ‚Auszeit‘ wie etwa Soziale Freiwilligendienste, Work-and-Travel-Aufenthalte, Berufsvorbereitungsjahre oder Praktika von investiver Statusarbeit abzugrenzen. Denn zum einen dienen sie faktisch häufig dem Erwerb von ‚Hard-‘ und ‚Softskills‘, die auf eine Erwerbstätigkeit vorbereiten, zum anderen werden sie oft als Raum benutzt, in dem die Enaktierung berufsbio-graphischer Orientierungen bereits in einem ‚geschützten Rahmen‘ erprobt werden kann.<sup>30</sup> Auch das Ende der investiven Praxis kann aus einer solchen Perspektive nicht einfach mit dem Ende der beruflichen Erwerbstätigkeit und dem Beziehen einer Rente bestimmt werden. Als Rentner kann man weiter sein Kapitalvermögen auf dem Finanzmarkt investieren – etwa um die eigenen Kinder mit einem in Aussicht gestellten Vermögen künftig bei deren investiver Statusarbeit zu unterstützen. Sofern deren Kreditwürdigkeit angesichts des künftigen Erbes steigt, hat es sogar schon gegenwärtig Effekte. Auch andere Arten der intergenerationalen Statusarbeit lassen sich im Ruhestand weiter betreiben – etwa als Mitwirkung an einer entsprechenden Erziehung der Enkelkinder.

Weil Anfang wie Ende investiver Statusarbeit derart verschwimmen, scheint es aufschlussreicher zu sein, danach zu fragen, wann investive Statusarbeit in das Zentrum der auf die Berufstätigkeit ausgerichteten biographischen Orientierung rückt. Dem Lebensführungsmodus der investiven Statusarbeit korrespondieren ‚Gründungszenen‘, anhand derer plausibilisiert werden kann, wie sich das Statusstreben intensiviert, also eine zuvor gegebene zeitliche Begrenzung überwunden wird. Diese Gründungszenen lassen sich in Erfahrungen ‚leistungsbezogener Anerkennung‘ und in ‚Statusschocks‘ heuristisch unterteilen. Das Ende beziehungsweise die Reduktion von Praktiken investiver Statusarbeit stellt sich entweder als Sättigung oder als Zurückschrauben von Statusambitionen dar.

---

<sup>29</sup> Der Berufsbildungsbericht 2019 konstatiert: „Im Jahr 2017 verfügten nach den Daten des Mikrozensus 14,2 % (hochgerechnet 2,12 Mio.) der jungen Menschen zwischen 20 und 34 Jahren in Deutschland über keinen Berufsabschluss.“ (Bundesministerium für Bildung und Forschung (BMBF), 2019, 48).

<sup>30</sup> Vgl. dazu auch die detaillierteren Ausführungen zur „Phase der Bewährung“ in Holubek-Schaum (2020).



*Startpunkte investiver Statusarbeit: ‚Leistungsbezogene Anerkennung‘ und ‚Statuschock‘*

Zunächst zu den investiven Statusarbeiter\*innen, bei denen sich die ‚Gründungsszenen‘ dieses Lebensführungsmodus als Erfahrung leistungsbezogener Anerkennung oder als ‚Statuschock‘ gut nachvollziehen lässt: Frau Brilla, Herr Steinhauer und – auf andere Art – Herr Huber. Frau Brilla berichtet, wie bereits erwähnt, davon, dass das Absolvieren des Gymnasiums neben dem Beruf für sie eine „*Offenbarung*“ beziehungsweise eine „*Initialzündung*“ gewesen sei, ihr einen „*enormen Schub*“ gegeben habe, und dass sie „*mit dem Abitur in der Tasche gedacht habe, vielleicht kann ich jetzt im Job Karriere machen.*“ (I29: 558–559) Frau Brilla ist zu diesem Zeitpunkt etwa 40 Jahre alt und hat bereits mehrere Jahre in ihrem Beruf gearbeitet. Eine ähnliche Gründungsszene findet sich bei Herrn Steinhauer. Dieser berichtet, dass seine Schulzeit von sozialer Isolation, ökonomischer Deprivation und schulischen Schwierigkeiten geprägt gewesen sei. Er geht ohne Hochschulreife vom Gymnasium ab und nimmt stattdessen eine Ausbildung zum Industriemechaniker auf. Die Ausbildung wird in der biographischen Erzählung als ein Wendepunkt ausgewiesen:

- 1 Ähm, hab damals eine Ausbildungsstelle bei A-Firma bekommen, in A-Stadt, als (.)
- 2 Industriemechaniker (...) hmm, konnte dann aufgrund meiner Leistungen, weil da bin ich dann
- 3 bisschen WACH geworden, und das hat auch eigentlich Spaß gemacht im Vergleich zur
- 4 Schule [Auslassung] Ähm, AUSBILDUNG hat dann Spaß gemacht, hab dann verkürzen
- 5 können aufgrund meiner Leistungen, [habe A-Auszeichnung bekommen] ne? //mhm// Hat also
- 6 dann irgendwie DOCH funktioniert (I30: 41-50)

Das „*Aufwachen*“ Herrn Steinhauers ähnelt der „*Initialzündung*“ Frau Brillas. Beide machen die Erfahrung, dass sie über schulische Leistungen Erfolg haben. Im Fall von Herrn Steinhauer bedeutet der Erfolg gleichzeitig auch eine Form der leistungsbezogenen Anerkennung in der Klassengemeinschaft. Für Frau Brilla steht er vor dem Hintergrund, dass die Eltern als „*Vertriebene [...] aus Ostpreußen [...] nicht so toll angesehen*“ sind und „*immer wenig Geld zur Verfügung*“ haben. Das Bestehen des Abiturs stellt für sie insofern eine zentrale Chance des Aufstiegs aus dem elterlichen Milieu dar.

Im Kontrast zu diesen beiden Fällen findet sich noch eine zweite Art von ‚Gründungsszenen‘, in deren Zentrum nicht leistungsbezogene Anerkennung steht, sondern eine Erfahrung des ‚Statuschocks‘. Besonders plastisch zeigt sich diese Form der Erfahrung anhand der Passage, die im vierten Kapitel bereits schon einmal zitiert wird. Es handelt sich um die Erzählung darüber, wie Herr Huber die Ausschließung aus dem gemeinsamen Haus erlebt und der Vater ihm in der Krise geholfen habe:

- 1 *I: Wenn Sie sagen "Früher bei Entscheidungen haben Sie ihn nicht gefragt, dann ist es mal in*  
 2 *die Hose gegangen." Können Sie da vielleicht von einem Beispiel erzählen, als es / wo das so*  
 3 *war?*
- 4 *B: Ich sage einfach nur Frau (lacht) //ja// und dann haken wir es ab (lacht) das Haus hab ich*  
 5 *bezahlt //mhm// das ist halt so ne. Er hat gesagt "Mach das nicht, macht nichts bevor du nicht*  
 6 *im Grundbuch stehst". Und ich hab gesagt "Ach Vater, erzähl nicht so einen Scheiß, das*  
 7 *machen wir, wenn wir verheiratet sind, wir bauen jetzt gerade, wir bauen erstmal //mhm// das*  
 8 *Geld brauch ich zum Bauen, davon kann ich wieder soundsoviel Gipskartonplatten kaufen. (.)*  
 9 *Und wie war er gewesen? Das Haus war fertig, mein Vater hatte Recht, ich stand nicht im*  
 10 *Grundbuch und irgendwann bin ich heimgekommen und dann hat der Schlüssel nicht mehr*  
 11 *gepasst. (.) Und dann hab ich gedacht "Jaaa" //mhm// (...) Ja. (.) und dann war die Situation,*  
 12 *dann stand ich vor dem Haus (.) und hab überlegt (.) "Zünde ich das jetzt an (.) oder nicht?"*  
 13 *Und dann habe ich meinen Vater angerufen, sag ich "Vater //lacht// (...) der Schlüssel passt*  
 14 *nicht mehr." Und dann hat er ganz ruhig gesagt: "Das ist nicht schlimm, du bist SO fleißig, ich*  
 15 *komm jetzt hoch, du machst jetzt gar nichts (.) ich hole dich ab, dann gehen wir ein Bier trinken.*  
 16 *(.) In vier fünf Jahren ist die Sache vergessen, dann hast du alles wieder rausgearbeitet, du*  
 17 *bist so fleißig, du fällst immer wieder auf die Füße. (.) Und dann hab ich gesacht "Na gut,*  
 18 *okay". Das Wochenende hab ich halt / bin ich ruhig geblieben, hab nichts kaputtgehauen, hab*  
 19 *nicht die Tür eingetreten, dass ich wieder reinkomme ne. //mhm// War ja eigentlich meins, nur*  
 20 *nicht auf dem Papier und dann hab ich dann halt/ na gut / hab ich dann draufgehört und dann*  
 21 *ging es halbwegs glimpflich aus ne //ja// (.) Ja (.) So (.) so war das damals. (.) Mhm.*  
 22 *Gottseidank vorbei. //ja// (137: 283-304)*

Die Situation, von der Herr Huber hier erzählt, bedeutet einen biographischen Umbruch und ist auch heute noch emotional geladen, was erkenntlich wird, wenn Herr Huber über die ehemalige Partnerin gar nicht sprechen will und auch die Umstände seiner ‚Aussperrung‘ im Dunkeln lässt. In beiden Schritten des Geschehens rät der Vater zur Dämpfung seiner Impulse – erst der Liebe, dann der Wut – und zur Planung: erst über den Bauprozess hinaus, dann auf die vier oder fünf Jahre. Angesichts der zentralen biographischen und emotionalen Bedeutung dieser Ratschläge können wir vermuten, dass Herrn Hubers eigene Neigung zur Planung hier entscheidend gefördert wird. Auffällig ist auch, dass er das beratende Gespräch in Dialogform wiedergibt und damit fast eine Art ‚Mantra‘ zu präsentieren scheint: „*Du bist so fleißig, du fällst immer wieder auf die Füße*“ (19). Auch hier können wir vermuten, dass der Zuspruch des Vaters als eine Identitätsbestätigung gewirkt hat – unabhängig davon, ob sich Herr Huber zu dieser Zeit in der Tat durch besonderen Fleiß ausgezeichnet hat. Der Fleiß macht, auch abgehoben von der konkreten Situation im biographischen Verlauf, zunehmend eine zentrale Komponente in der Identität Herrn Hubers aus und wird zugleich eng mit Sicherheit verknüpft. Die Passage scheint den Ursprung oder doch zumindest eine Schlüsselsituation dafür darzustellen, dass Herr Huber sich heute als sehr planerische und fleißige Person präsentiert und eine von investiver Statusarbeit dominierte Lebensführung zeigt, um sich gegen die Wiederholung eines solchen ‚Statusschocks‘ abzusichern.

*Umstellen auf investive Statusarbeit: Brüche in der Lebensführung*

Die Motive der leistungsbezogenen Anerkennung und des ‚Statusshocks‘ stellen damit zwei Arten von Gründungsszenen dar, die eine dominante biographische Orientierung an investiver Statusarbeit evozieren und im Rahmen dieses Lebensführungsmodus die Intensivierung und den Ausbau von Praktiken investiver Statusarbeit hervorrufen. Eine andere Form, in der Praktiken investiver Statusarbeit ins Zentrum der Berufstätigkeit rücken, ist die Erfahrung eines Bruchs beziehungsweise Wendepunkts im biographischen Verlauf, an dem ein bestimmter Modus der Lebensführung zugunsten eines anderen eingestellt wird. Diese Form von Bruch illustrieren bei unseren Fällen besonders Herr Nikolaidis und Herr Röseler, die beide eine am Berufsstolz orientierte Lebensführung kultivieren und damit in eine biographische Krise geraten. Wie bereits in Abschn. 4.2 eingehend analysiert, müssen beide zu einem bestimmten Zeitpunkt ihrer Berufskarriere feststellen, dass sie aufgrund ihrer Fixierung auf die berufliche ‚Meisterschaft‘ die Sicherung ihres sozioökonomischen Status vernachlässigt haben und diesem mehr Aufmerksamkeit schenken müssen, auch wenn das auf eine schmerzliche Verabschiedung mancher beruflicher ‚Träume‘ hinausläuft. Fortan befeißigen sich beide in verstärktem Maße ‚ganz pragmatisch‘ der Praktiken investiver Statusarbeit.

Der Fall der gemeinschaftsorientierten Frau Brandt bietet ein weiteres Beispiel dafür, dass lebensgeschichtliche Brüche Praktiken investiver Statusarbeit auslösen können. Sie ist zum Zeitpunkt des Interviews 50 Jahre alt und arbeitet als Informatikkauffrau. Sie lässt sich Anfang der 2000er Jahre dazu umschulen, nachdem sie mehrere Jahre lang insgesamt in vier Studiengängen studiert. Sie berichtet im Interview, dass sie bereits in der Schulzeit leidenschaftlich gern zeichnet und dies mit einem klar umrissenen Berufsbild der Illustratorin verbindet. Nachdem ihre Bewerbung an der Kunsthochschule abgelehnt wird, willigt sie gekränkt in die Notwendigkeit ein und absolviert eine Ausbildung als Technische Zeichnerin, die im praktischen Konstruieren zwar unterhaltsame Elemente hat, aber insgesamt wie ein „*im Dunkeln im Tunnel*“ (I33: 398) durchgestanden werden muss. Nachdem sie von ihrem Ausbildungsbetrieb nicht übernommen wird, entscheidet Frau Brandt sich aus einer Orientierungslosigkeit heraus für ein Maschinenbaustudium – in der Hoffnung, ihren Spaß am Konstruieren in eine Erwerbstätigkeit übertragen zu können.

Der Verlauf der Studienepisoden stellt sich so dar, dass Frau Brandt mit dem Maschinenbaustudium und dem anschließenden Studium der Meteorologie zwar klare Zielsetzungen, aber nur diffuse Umsetzungspläne verbindet. Sowohl die ins Auge gefassten Berufsbilder als auch ihre Studienanläufe wirken zwar

ambitioniert, aber vergleichsweise orientierungslos – konkrete Vorbilder oder Ratgeber\*innen scheinen ihr zu fehlen. Der Abbruch der Studiengänge dürfte auch an der Erfahrung aus der Ausbildung zur Technischen Zeichnerin geschult sein, dass es fragwürdig ist, ob es sich lohnt, eine ‚Durststrecke‘ auf sich zu nehmen, wenn der Ertrag ungewiss ist.

Im Zuge dessen wird die Orientierung an einem lustvollen Arbeitsklima einerseits, an einem sichtbaren ökonomischen Ertrag andererseits relevanter. In einem Bildungsurlaub während ihrer Ausbildung lernt Frau Brandt das Segeln kennen und entwickelt hierin eine zweite Leidenschaft, die sie schließlich wiederum in Form eines Studiums der Geographie und entsprechender Arbeiten im Sommer in eine Erwerbstätigkeit zu überführen versucht. Nach mehreren Semestern bricht sie auch dieses Studium ab, da es sie ihrem Wunsch, mit Segeln Geld zu verdienen, nicht näher zu bringen scheint. Sie studiert im Anschluss vier Semester Sozialpädagogik, da sie hofft, im Anschluss in diesem Beruf auf einem Segelschiff arbeiten zu können. Schließlich wird Frau Brandt schwanger, examiniert sich, sorgt zwei Jahre für das Kind und nimmt eine Umschulung zur Informatikkauffrau auf.

Für die Frage nach zeitlichen Grenzen investiver Statusarbeit ist dieser Fall deshalb interessant, weil sich im biographischen Verlauf ein Bruch zeigt, der prägnant zwei unterschiedliche Formen dessen ausweist, was als berufliche Statusarbeit verstanden werden kann. In der Bewerbung zur Illustratorin beziehungsweise in den vier Studienansätzen ging es Frau Brandt darum, beruflich ‚etwas aus sich zu machen‘ und zugleich durch die Erwerbstätigkeit eine Stelle zu finden, die ‚zu ihr passt‘, ihr also erlaubt, ihre positiven Orientierungen an Freiheit, Selbstständigkeit, Ausbruch und gemeinsamem, tätigem Schaffen innerhalb der Erwerbssphäre ausleben zu können. Diese Phase zeigt recht deutlich den Charakter einer Suchbewegung, die auch deshalb etwas orientierungslos wirkt, weil Frau Brandt in allen Studienanläufen auf Hindernisse stößt, die ihr unüberwindbar erscheinen. Die Elternschaft scheint dann mit einem Bruch in der beruflichen Orientierungssuche einherzugehen und zu bewirken, dass Frau Brandt die berufliche Tätigkeit nur mehr unter dem Aspekt des ‚Broterwerbs‘ beurteilt. In diesem Sinne handelt es sich um zwei verschiedene Anspruchshaltungen, die mit der eigenen Erwerbstätigkeit verbunden werden. Während es in der ersten Phase darum geht, daran und dafür zu arbeiten, die Möglichkeit zu haben, die eigenen handlungsleitenden Orientierungen in der Erwerbssphäre umzusetzen und dabei einen als angemessen und sicher empfundenen Lebensstandard zu erreichen, zielt die Lebensführung in der zweiten Phase darauf, nur mehr ein ‚Auskommen‘ zu

erzielen, das eine finanziell gesicherte Elternschaft ermöglichen soll.<sup>31</sup> In diesem Fallbeispiel sind sowohl vor als auch nach dem biographischen Wendepunkt der Elternschaft Praktiken investiver Statusarbeit zu beobachten. Allerdings verschiebt sich deren biographischer Sinn: vom gesuchten und nicht gefundenen Berufsstolz zum ‚Broterwerb‘.

#### *Endpunkte investiver Statusarbeit*

Neben diesen Startpunkten investiver Statusarbeit lassen sich biographische Endpunkte beobachten. Bei Fällen mit Orientierung an Gemeinschaften und Berufsstolz wurde dieser Endpunkt bereits beschrieben – er ist durch eine Sättigung markiert, die es erlaubt, sich auf die anders gelagerten Anerkennungsverhältnisse zu konzentrieren.

Doch auch bei den investiven Statusarbeiter\*innen flacht die Kurve des Statusstrebens in der zweiten Hälfte des Lebenslaufs ab. So kommt es für Frau Schröder nicht in Frage, noch ein BWL-Studium aufzunehmen, das sie benötigt, um vom erreichten „*Sesselpupser-Job*“ weiter aufzusteigen: „*NOCHMAL irgendwie neu irgendwie sich alles anzueignen und aufzubauen und/ //ja// Nee. Das muss nicht sein. //ja// Jetzt bin ich alt genug. Reicht @(. )@“ (I21: 1517 f.)*. Auch der Werksleiter Herr Steinhauer plant zwar, „*dann auch langsam wieder wechseln, sonst werde ich auch unattraktiv*“ [I30: 1904 f.]. Ein Aufstieg bis zum Vorstandsvorsitzenden betrachtet er aber nicht mehr als realistisch: „*Aber Vorstandsvorsitzender, dafür bin ich doch schon zu alt, //mhm// ne? Also das, das wird es nicht mehr werden*“ [I30: 1144]. Diese Passagen zeigen, dass auch investive Statusarbeiter\*innen in ihrem Statusstreben mit Grenzen des Machbaren rechnen müssen und ihre Aspirationen daran anpassen.

Ein – allerdings nur antizipierter – anders gelagerter Endpunkt des Statusstrebens findet sich im Interview mit dem Handwerker Herrn Huber, der darüber spricht, dass seine „*Lebensplanung*“ vorsieht, nur bis zum Alter von 48 oder 49 Jahren zu arbeiten:

---

<sup>31</sup> Es handelt sich dabei um eine pointierte Differenzierung, denn auch in der ersten biographischen Phase geht es darum, im Rahmen der erwerbsbezogenen Enaktierung der Orientierungen einen Weg zu finden, das Auskommen zu sichern. Entsprechend finden sich auch in der zweiten Phase des Falls noch Spurenelemente weitergehender Ansprüche, etwa wenn Frau Brandt die kreative Seite ihrer Arbeit als Informatikkaufrfrau betont.

1 es hat ja jeder seine Lebensplanung, meine Lebensja/ äh Lebensplanung läuft in sieben  
 2 Jahren aus. //mhm// Also wenn ich jetzt/ wenn Sie mir jetzt nicht/ sieben Jahre so weitermache  
 3 wie jetzt (.) dann ist in sieben Jahren bei mir Schicht im Schacht. Nicht mal ganz sieben Jahre  
 4 und dann habe ich es erledigt. //mhm// Dann habe ich quasi (.) ja fertig. (lacht) //ja// Hört sich  
 5 jetzt blöd an aber mit siebenundvierzig maximal achtundvierzig bin ich so weit, dass ich sagen  
 6 kann: "Das war es." //mhm// Dann brauche ich maximal noch jemanden, also entweder über  
 7 meine Firma sozialversicherungspflichtig in die Krankenkasse einzubezahlen //mhm// oder ich  
 8 schaffe noch irgendwo, was weiß ich, zwanzig Stunden, dass ich versichert bin und alles  
 9 andere ist dann für mich (.) ja ist erledigt. //mhm// //ja// Ja, ist so. Ja. Da bin ich gut, ich hab ja  
 10 gesagt, ich hab n paar Wohnungen, die sind vermietet. //ja// Die sind auch quasi nicht so hoch  
 11 belastet und die sind auch in fünf sechs Jahren bezahlt. //mhm// Das Haus ist in fünf sechs  
 12 Jahren bezahlt, das andere Haus, was ich habe, ist bezahlt, und dann ist einfach so/ (.) Ich  
 13 hoffe, dass ich dann ohne Bandscheibenvorfall das Ganze erlebe //ja// und dann soll es gut  
 14 sein. //mhm// Ja. Dann sind die Kinder aus dem größten draußen und dann werde ich mal  
 15 gucken, dass ich öfter in A-Land bin. //mhm// Mhm. Oder in B-Region //lacht// das ist so (.) ja  
 16 das primäre Ziel. (137: 1340-1354)

Herr Huber räumt ein, er müsse auch nach der gesetzten Altersgrenze eventuell noch 20 h arbeiten, grenzt dies aber deutlich von den Prinzipien ab, die seine aktuelle Lebensführung kennzeichnen, die darauf ausgerichtet ist, möglichst viel Geld zu verdienen – auch wenn ein „Bandscheibenvorfall“ droht und Herr Huber berichtet, bereits einen Schlaganfall erlitten zu haben, den er auch auf Überarbeitung zurückführt. Gleichzeitig stellt er sich vor, mehr Zeit in Nordamerika zu verbringen – das Herr Huber aus Urlauben kennt und das er in sehr dichten Passagen bespricht, in denen deutlich wird, dass es ein Gegenstück und in gewissem Sinne eine imaginierte Entschädigung für die Zumutung seines anstrengenden Alltags darstellt. In diesen Passagen erscheint die Lebensführung, deren Versprechen für Herrn Huber in Nordamerika aufgehoben ist, allerdings nicht als eine realistische Alternative – nicht zuletzt, da er selbst herausstellt, dass sie ihm „in diesem Leben“ wohl verschlossen bleiben wird. Insofern sind zumindest Zweifel anzumelden, ob der Plan der Begrenzung und damit die Imagination eines ‚ganz anderen Lebens‘ nicht eher ein notwendiges Gegenstück der erschöpfenden Lebensführung der investiven Statusarbeit darstellt als eine faktische zeitliche Begrenzung der Phase der investiven Statusarbeit (siehe dazu die Vignette in Abschn. 4.3).

Der einzige Fall im Sample, in dem eine investive Statusarbeiterin tatsächlich so etwas wie eine Sättigung zeigt, ist der von Frau Brilla, die in der Retrospektive berichtet:

1 Und (.) ja, deswegen eben auch diese äh intensive Weiterbildung, das hab ich aber ALLES im  
 2 Abendbereich gemacht, oder am Wochenende, aber ich hab IMMER durchgängig gearbeitet,  
 3 Vollzeit. //mhm// (.) Und ähm (.) ja und deswegen/ ich hab das in meinen Vierzigern gemacht  
 4 und war mit Ende Vierzig damit durch und dann hab ich gedacht: So, jetzt kannst du 'n Haken  
 5 dran machen und ähm, da war doch noch was? Ach ja, Privatleben. //@(..)@// Und mit  
 6 neunundvierzig Jahren, das weiß ich so genau, weil es war auf einem/ (.) auf einer äh äh  
 7 Tanzveranstaltung oder äh auf einer/ auf einer Party hier im A-Zentrum, das ist so'n Zentrum  
 8 für äh Kommunikation in A-Stadt, so'n etwas alternatives Zentrum, hab ich auf einer Fifty Plus  
 9 Party meinen jetzigen Lebensgefährten kennengelernt. Also von daher äh weiß ich das/ kann  
 10 ich das zeitlich ziemlich genau einordnen. //ja// Ja und dann (.) fing mein Privatleben an,  
 11 //@(..)@// sehr schön zu werden. (I29: 559-569)

Auch in dieser Passage deutet sich zunächst eine intendierte Begrenzung an, indem die Befragte erzählt, sie habe sich in den späten Vierzigern entschieden, „'n Haken dran machen“ zu wollen. In der Passage liegt allerdings eine interessante Doppeldeutigkeit: Wenn die Befragte auf humoreske, rhetorische Weise fragt: „da war doch noch was? Ach ja, Privatleben“, nimmt sie eine ironische Haltung zu ihren eigenen Aufstiegsbemühungen ein. Das tut sie aus einer Lebensphase heraus, in der sie in einer Partnerschaft ist und ein „sehr schön[es]“ Privatleben hat. Es stellt sich die Frage, ob dies das Ergebnis oder der Anlass dessen ist, an die zentrale Stellung der Aufstiegsambitionen „'n Haken dran [zu]machen“: Hat sich die Befragte nun Zeit für ihr Privatleben genommen und im Zuge dessen auch einen Partner kennengelernt, oder hat das Kennenlernen des Partners einen Wandel in der Lebensführung veranlasst und eine biographische Episode der intensivierten Statusarbeit beendet? Schließlich wird in dieser kurzen Passage nicht klar, ob nicht auch Frau Brilla in ihrer Position an jene Grenzen des Erreichbaren gestoßen ist, die sich ihr ohne Studium zeigen. Obwohl das hier nicht eindeutig geklärt werden kann, ist festzuhalten, dass gerade die investiven Statusarbeiter\*innen in den frühen Phasen ihres beruflichen Verlaufes starke Aufstiegsambitionen zeigen. Diese Fokussierung legt in einigen Fällen nahe, ab einem bestimmten Zeitpunkt ‚seine Schäfchen ins Trockene zu bringen‘. Es ist allerdings unklar, wodurch sich dieser Zeitpunkt bestimmt. Während in den beiden Fallbeispielen ein Bruch in den späten 40er Lebensjahren erfahren beziehungsweise erwartet wird, liegt es nahe, andere Faktoren, wie die Midlifecrisis, die Empty-Nest-Phase, das Erreichen der als möglich eingeschätzten beruflichen Ziele oder die Anhäufung eines bestimmten absichernden Vermögens als Anlass in Betracht zu ziehen.

Aber woran bemisst sich, was jemand als hinreichend einstuft? Diese Frage verweist auf Begrenzungen investiver Statusarbeit in der Sozialdimension.

### 5.3.4 Begrenzungen in der Sozialdimension

Ein zentrales Ergebnis unserer empirischen Untersuchung ist, dass das Statusstreben und damit die Praktiken der investiven Statusarbeit nicht per se schrankenlos sind. In der Deutung der eigenen Statusposition und der Bewertung des eigenen Statuserfolgs spielt der soziale Vergleich mit anderen Personen eine zentrale Rolle. In einem großen Teil der Fälle handelt es sich dabei um Personen aus dem sozialen Nahbereich: Nachbar\*innen, Kolleg\*innen, Freund\*innen oder Bekannte.<sup>32</sup> Bei anderen Personen hingegen tauchen auch entferntere relevante Andere im Vergleichshorizont auf. Man denke nur an Herrn Röseler, der sich mit Johann Sebastian Bach misst (Abschn. 4.2.2). Die Ausrichtung der Lebensführung unterscheidet sich damit in der Art des Publikums, dessen Anerkennung die Personen suchen. In der gemeinschaftszentrierten Lebensführung geht es um die Anerkennung durch die Gemeinschaften, in denen man verwurzelt ist; in der Berufsstolz-Lebensführung um die Anerkennung von Seiten eines spezialisierten Kollegenkreises und eines kompetenten Publikums; und in der Lebensführung als investive Statusarbeit um die Anerkennung eines vorgestellten ‚virtuellen‘ Publikums, das nicht zuletzt auch aus früheren Bewerter\*innen wie etwa ehemaligen Lehrer\*innen und Vorgesetzten sowie aus Konkurrent\*innen besteht, die man hinter sich gelassen hat – die im vierten Kapitel (siehe Abschn. 4.3.3) bereits zitierte Passage, in der Herr Steinhauer von der Begegnung mit seiner ehemaligen Lehrerin in einer Tankstelle spricht, ist ein eindrückliches Beispiel dafür.

Auffällig an der Passage ist, dass die Referenz in vielen Hinsichten ‚virtuell‘ ist: Herr Steinhauer stellt sich nicht nur vor, was seine ehemalige Lehrerin gedacht habe, als sie ihn in der Tankstelle gesehen hat, sondern auch, was sie wohl sagen würde, wenn sie sich „*unterhalten*“ würden und Herr Steinhauer das ‚Missverständnis‘ aufklären würde. Die Entscheidung, nicht zum Klassentreffen zu gehen, kann geradezu als ein Zurückschrecken davor gelesen werden, dass die Begegnung und Bewährung anders ausfiele, als Herr Steinhauer sich das vorstellt. Das gibt einen wichtigen Hinweis darauf, dass Begrenzungen in der Sozialdimension nicht an konkrete Interaktionen mit anderen Personen gebunden sein müssen, sondern deren imaginäre Repräsentation auch ein Publikum konstituiert, das die Kontur der eigenen Statusarbeit zu bestimmen hilft.

---

<sup>32</sup> Dieses Ergebnis fügt sich in Arbeiten, die zeigen, dass der Neid auf Freund\*innen oft stärker ausgeprägt ist als der Neid auf Fremde (Cobo-Reyes und Jiménez 2012): Enge Netzwerkkontakte stellen hier den zentralen Bezugsrahmen des eigenen Statuserfolgs dar.



*Selbstbescheidung*

Im Weiteren soll diese Einsicht, dass Statusarbeit erst im Kontext sozialer Bezugnahmen Kontur bekommt, genutzt werden, um zu fragen, wie in den drei Modi der Lebensführung von Mittelschichtenangehörigen durch die Bezugnahme auf andere, teils imaginierte, Personen die Grenzen dessen ausgelotet werden, was an Praktiken der Statusarbeit geleistet werden kann und muss.<sup>33</sup> Der Bezug auf andere Personen kann – neben einem Ringen um deren Anerkennung des eigenen Tuns – auch darin bestehen, sie zu beobachten, um daraus den eigenen Status ‚in Perspektive‘ zu rücken. So kontempliert etwa der Hauptschullehrer Herr Schulz in der Antwort auf die Frage, welcher Schicht er sich zugehörig fühlt, anhand eines Bezuges auf einen seiner ehemaligen Schüler darüber, ‚was einem zusteht‘:

- 1 I: Okay dann hätte ich noch eine letzte Frage, und zwar wenn Sie sich einer Schicht zuordnen  
2 sollten, welcher würden Sie sich am ehesten zugehörig fühlen?
- 3 B: (.) Finde es immer schwierig in Schichten einzuteilen ähm aber ich denke, von meiner  
4 Lebensqualität her gehöre ich zu/ und dem was ich HABE äh gehöre ich zur Oberschicht.  
5 //mhm// (.) Ähm (.) wenn man sieht oder was wir uns leisten können, wie wir leben ähm ich  
6 habe oft äh früher das Gespräch mit meiner Tochter gehabt äh ich hatte einen türkischen  
7 Schüler, oder meine Tochter hat gesagt, ja ähm sie wohnt in dem kleinen Zimmer und wollte  
8 in das große Zimmer //mhm// ähm weil sie doch jetzt schon, ich weiß nicht wie alt sie war, fünf,  
9 sechs, sieben, //mhm// ähm und das wäre doch viel schöner und sowas und das/ so diese/  
10 versuchen diese Demut hinzubekommen, dass man sagt: "Weißt du eigentlich, wie gut du es  
11 hast, dass du EIN Zimmer für dich alleine hast" und geflügeltes Wort war bestimmt noch ein  
12 paar Jahre A-Name, ähm ehemaliger Schüler von mir, der eben mit vier Geschwistern in einem  
13 Zimmer geschlafen hat //mhm// in einem kleineren als das, was sie hatte. Ähm und von daher  
14 ähm ja so diese Zufriedenheit, dass das (.) jetzt habe ich irgendwann den Faden verloren  
15 (lacht) (..) Dass das da ist. Aber ich würde schon sagen ähm " wir sind prädestiniert" ähm wir  
16 sind/ wir haben es gut. (108: 1479-1495)

Herr Schulz – den wir anhand seiner Ressourcenausstattung der mittleren Mittelschicht zuordnen würden – verortet sich überraschend in der Oberschicht. Dass er sich dabei um Erklärung und Konkretisierung bemüht, spricht dagegen, dass es sich um eine ironische Antwort handelt. Anhand einer Anekdote, die er als exemplarisch – „*geflügeltes Wort*“ (11–12) – für seine Einstellung und die der Familie präsentiert, führt er daraufhin aus, warum er sich selbst der Oberschicht zuordnet. Dabei fällt auf, dass diese Vergleichsfigur auch eine normative Komponente hat: „*Demut*“ (10) soll zur „*Zufriedenheit*“ (14) führen. Es verwundert

<sup>33</sup> Wenn im Folgenden diskutiert wird, wie Personen ihre Ambitionen durch Bezüge auf andere Personen formen und beschränken, wird nur ein – allerdings zentraler – Aspekt dieser Dimension herausgegriffen. Hinsichtlich Begrenzungen von Statusarbeit in der Sozialdimension könnte weiterhin auch noch danach gefragt werden, mit wessen Hilfe oder auf wessen Kosten Statusarbeit geleistet wird. Hierzu haben wir insbesondere mit Blick auf Partnerschaften (Abschn. 5.1.4) bereits einige empirische Befunde präsentiert.

deshalb auch nicht, dass er an dieser Stelle den „Faden“ (14) verliert: In der Anekdote selbst scheint auf, dass die Selbstzuschreibung „Oberschicht“ (4) eben nicht, wie er am Ausgangspunkt seiner Erörterung noch suggeriert hat, einfaches Abbild dessen ist, was er ‚hat‘, sondern eine Einstellung zum Ausdruck bringen soll, nach der man sich mit dem bescheidet, was man hat – weil man weiß, dass es anderen schlechter geht. Die eigene Statusverortung ist hier also grundlegend als Verhältnisbestimmung zu anderen Personen zu verstehen.

Ein anderes Beispiel für diese Form der Bescheidung findet sich im Interview mit Frau Reuter:

- 1 (...) diese Berechnung der Pension und der Rente und so weiter, und DA, als ich die Zahlen
- 2 sah, habe ich mir kurz Sorgen gemacht. Und dann dachte ich aber auch (.) ich werde mit 30
- 3 Jahren Lehramt deutlich mehr Pension kriegen, als ich nach 45 Jahren Krankenschwester an
- 4 Rente bekommen hätte. Und da hatte ich kurz Pipi in den Augen, weil mir meine armen (.)
- 5 ähm Arbeitskollegen, von früher, echt leidtaten. //mhm// Wenn ich bedenke, was die für einen
- 6 Scheißjob haben und wie viel die da arbeiten und schuftten und machen und tun und wie wenig
- 7 dann im Ende davo/ dabei rauskommt, das finde ich unglaublich. (I22: 1519-1526)

Sie beschreibt zunächst, dass sie sich mit Blick auf ihre Pensionsansprüche Sorgen mache. Sie relativiert diese Sorgen aber durch den Vergleich mit ehemaligen Kolleg\*innen. Das Ergebnis dieses Vergleichs besteht also darin, dass sich Frau Reuter in der Einschätzung ihres Status berichtigt.<sup>34</sup>

Eine andere, in Kap. 4 bereits kurz erwähnte ‚Parabel‘, die zur Kontextualisierung der eigenen Statusaspirationen und -strategien dient, findet sich im ‚Ikarus-Sinnbild‘. In diesem Bild werden Erzählungen und Beschreibungen kondensiert, in denen es um die Bescheidung der eigenen Statusansprüche geht. Dem griechischen Mythos folgend enthalten Beschreibungen und Erzählungen, die über das Ikarus-Sinnbild strukturiert sind, die Lehre, dass ein übermütiges Statusstreben bestraft wird. Ein Beispiel dafür findet sich im Interview mit Herrn Wisch. Er berichtet, wie er als Jugendlicher begonnen hat, für seinen Onkel zu arbeiten, der sich mit einer Baufirma selbstständig gemacht hat.

---

<sup>34</sup> Aus diesen beiden Beispielen könnte der Schluss gezogen werden, dass der Bezug auf Referenzpersonen immer nur der Rationalisierung eines bereits erreichten Status diene. In weiteren Beispielen wird aber deutlich, dass Bezüge auf andere Personen und Personengruppen auch aktivierend wirken, also den Status quo überschreitende Statusansprüche wecken können.

- 1 I: (...) Können Sie mir zu dem Onkel noch ein bisschen was erzählen?  
 2 B: (5) Ja das war schon ein komischer Typ. Und der hat sich dann selbstständig gemacht  
 3 damit er nicht mehr als äh damit er bestimmen kann hat er mal erzählt. Er wollte nicht mehr  
 4 den anderen hinterher laufen ja und hinterher hat er dann festgestellt, dass er als  
 5 Selbstständiger den Architekten noch mehr hinterher laufen muss wie vorher. (...) Ist dann auch  
 6 grandios schiefgegangen, aber er hat das eine ganze Zeit durchgehalten. (I03: 188-194)

In der Beschreibung des Onkels erweist sich dieser in zweierlei Hinsicht als „*komisch*“. Zum einen erscheint die Hoffnung, selbstbestimmt arbeiten zu können, bereits als eine Illusion – wenn auch als eine, die Herr Wisch prinzipiell nachvollziehen kann. Zum anderen präsentiert Herr Wisch das Scheitern des Onkels, nicht ohne eine gewisse Gehässigkeit, als absehbar, nach dem Motto: ‚Wenn sich unser-eins soweit vorwagt, fährt er unweigerlich gegen die Wand‘. Die abschließende Einschätzung, der Onkel habe aber immerhin lange „*durchgehalten*“, suggeriert eine gewisse Anstrengung. Herr Wisch scheint hier über investive Statusarbeit zu sprechen: Wenn einer sich besonders anstrengt, um etwas ‚Besseres‘ zu werden, ist das zum Scheitern verurteilt. Auf eine immanente Nachfrage hin, baut er diese Einschätzung aus:

- 1 I: (...) Jetzt haben Sie gesagt, dass ist grandios schiefgegangen.  
 2 B: Ja das äh ja er ist dann in die Insolvenz gegangen und hat sein Haus verloren und alles.  
 3 Hat nicht rechtzeitig aufgehört quasi. (...) Und musste jetzt (...) also erst letztes Jahr hat er  
 4 aufgehört zu arbeiten mit äh 78. (...) Weil es dann gar nicht mehr ging. Dann hat er noch ein  
 5 paar Zeichnungen gemacht und und solche Sachen, ne. (5) Das war schon (...) ist dann richtig  
 6 an die Wand gefahren. (...) Leider. Traurigerweise. (...) Ferienwohnung gehabt in J-Stadt an  
 7 der Ostsee, wo wir dann Urlaub gemacht hatten, das war alles weg, alles über Kopf gegangen.  
 8 (...) Mietswohnung gehabt, Mietshäuser gehabt. (4) Alles weggegangen, ne. Ist schon, das war  
 9 schon traurig. (I03: 201-210)

Die Passage deutet darauf hin, dass der Onkel mit seiner Selbstständigkeit durchaus erfolgreicher ist, als es Herrn Wischs Darstellung, sie sei „*grandios schiefgelaufen*“, zunächst glauben macht. Herr Wisch ordnet diesen Umstand aber unbeeindruckt in das Motiv ein, dass der Onkel nicht gewusst habe, was ihm ‚zustehe‘, dass er ‚zu viel gewollt‘ habe und deshalb schließlich geradezu zwangsläufig habe ‚abstürzen‘ müssen. Die Darstellung changiert dabei zwischen einer gewissen Schadenfreude und Mitleid.

Herr Wisch macht mit dem Ikarus-Sinnbild deutlich, warum er nicht nach ‚mehr‘ strebt. Es ist plausibel, dass sich ein solches Plädoyer für Selbstbe-scheidung nur bei Fällen findet, die der gemeinschaftsorientierten Lebensführung zuzuordnen sind. Der ‚Korridor des Angemessenen‘ wird über Bezüge zu einer

Gemeinschaft hergestellt, die die anderen beiden Orientierungen der Lebensführung in dieser Form nicht kennen. Die Berufsstolz-Lebensführung richtet sich ja gerade an Gemeinschaften aus, denen ein schrankenloses Streben nach Meisterschaft inhärent ist; und bei den investiven Statusarbeiter\*innen fällt die völlige Abwesenheit derart ‚regulierender‘ Referenzgruppen auf.

### *Bezugspersonen und -gruppen*

In Hinblick auf die Begrenzung der investiven Statusarbeit durch den Bezug auf konkrete Personen nehmen die eigenen Eltern oft eine zentrale Stellung ein. Dass ‚die Kinder es einmal besser haben sollen‘, wird häufig als ein zentrales Mittelschichtsversprechen bezeichnet. Aus Sicht der Kinder ist, dieser Prämisse folgend, Statusarbeit dann erfolgreich, wenn sie einen höheren Status als ihre Eltern erreichen. Es zeigen sich durchaus solche Formen von Rahmungen der eigenen Statusaspirationen durch Bezug auf den Status der Eltern. Diese Bezüge erweisen sich dabei als unterschiedlich explizit, je nachdem, welcher Aspekt des Status der Eltern für den Vergleich herangezogen wird.

Ein Beispiel für eine sehr explizite Bezugnahme auf die Eltern in der Bewertung des eigenen Statuserfolges zeigt sich im folgenden Beispiel aus dem Interview mit Herrn Berger. In diesem Fall kann für den geglückten Statusaufstieg gegenüber dem Vater ein klares Kriterium zugrunde gelegt werden, das der Befragte auch nicht ohne Stolz präsentiert:

- 1 Ähm mein Vater hatte ja damals, (.) ich glaub, da gab's noch den (..) den Dienst unter dem
- 2 mittleren Dienst. Also es gibt ja den mittleren, gehobenen, gehö/ äh höheren Dienst, und ich
- 3 glaube, damals mein Vater, der war noch unter dem mittleren Dienst hat er sich beworben.
- 4 Und ich hatte jetzt natürlich die Möglichkeit mit meinem Abitur und dann äh gleich in den
- 5 gehobenen Dienst einzusteigen. (.) Und ich glaub, das fand er dann auch äh relativ gut so von
- 6 wegen "Mensch, mein Sohn, der könnte jetzt ja gleich in den gehobenen Dienst einsteigen",
- 7 er hat weiß ich nicht, wie viele Jahre dazu gebraucht, um mal in den gehobenen Dienst zu
- 8 kommen. (I39: 440-447)

Derart klare Vergleichskriterien liegen für den Vergleich mit den Eltern jedoch selten vor. Eine andere Form des vergleichenden Bezuges greift insofern auf das diffusere Kriterium des Lebensstandards zurück. Hier fallen zunächst natürlich Passagen ins Auge, in denen die Befragten ihren Lebensstandard selbst ins Verhältnis zu dem ihrer Eltern beziehungsweise ihrer Kindheit setzen. Wir können hier noch einmal an die Passage denken, in der Herr Steinhauer den Aufstieg gegenüber seinen Eltern betont: „wo ich mir dann denke: Scheiße! Auch das, was Sie da inzwischen alles mitgeschrieben haben, ne? Wo du dann doch herkommst und wo man dann doch hinkommen kann.“ (I30: 996–998)

Es ist allerdings auffällig, dass sowohl im Fall von Herrn Steinhauer wie auch im Fall von Frau Brilla, die ja, wie bereits gezeigt, ebenfalls den Aufstieg gegenüber ihren Eltern betont hat, die Reproduktion des elterlichen Status nicht zu einer ‚Statusättigung‘ führt. Das ist sicherlich ein Merkmal solcher Lebensführungen, die sich an investiver Statusarbeit orientieren. Der Vergleich mit dem Status der Eltern wird aber darüber hinaus gerade dann eine handlungsleitende Größe, wenn es nicht gelingt, ihn für sich zu reproduzieren. Die Reproduktion des elterlichen Status stellt damit einen Mindestanspruch dar, dessen Verfehlen schmerzlich registriert wird, dessen Erreichen aber weitere Überflügelungsambitionen nicht still stellt. Wie das Statusdefizit im Vergleich zu den Eltern ein wichtiger impliziter Antrieb der eigenen Lebensführung sein kann, lässt sich am Fallbeispiel von Herrn Winkler erkennen. Herr Winkler, dessen Vater in der Fabrik eines Automobilherstellers arbeitet, entscheidet sich nach Abschluss des Abiturs für eine Tischler-Lehre und begründet das mit Bezug zu seinem Vater:

- 1 *Tischler kommt vielleicht auch daher, weil mein Vater sehr viel und gerne mit Holz gebaut hat.*
- 2 *//mhm// (.) Also der hat unsere Betten aus Holz gebaut, der hat unsern Tisch aus Holz gebaut*
- 3 *und alles Mögliche. //ja// Und das hab ich jetzt auch gemacht. (I09: 341-343)*

Herr Winkler entscheidet sich also, das Hobby des Vaters zu seinem Beruf zu machen. Der anschließende berufliche Verlauf ist jedoch von Enttäuschungen geprägt: Herr Winkler muss als Tischler körperlich zunächst hart und lange arbeiten; er ist *„erledigt und erschöpft“* und *„kaputt von der Arbeit“* (I09: 646). Er durchläuft verschiedene berufliche Stationen und studiert schließlich zehn Jahre Architektur. Auch danach hadert er jedoch damit, eine passende Anstellung zu finden. Um sich mit seiner Frau und seinen beiden Kindern eine Wohnung in einem Mehrfamilienhaus leisten zu können, reicht sein *„Hungerlohn“* (I09: 771) nicht aus. Herr Winkler fragt schließlich seinen Vater nach Geld, um die Wohnung kaufen zu können. Der Vater gibt ihm das Geld und sie setzen einen handschriftlichen Darlehensvertrag auf, nach dem Herr Winkler das Geld dann zurückzahlen muss, wenn er und seine Frau sich trennen – eine zugespitzte Form intergenerationaler Statusarbeit, die dem Sohn hilft, sein Statusdefizit auszugleichen. Doch da er es nicht aus eigener Kraft schafft, sondern sich vom Vater helfen lassen muss, wird das Defizit gegenüber den Eltern gerade nicht ausgeglichen, sondern in gewisser Weise noch deutlicher.

Die Statusarbeit von Herrn Winkler bearbeitet zentral das Problem, den Lebensstandard der Eltern halten zu können und dabei gleichzeitig beruflich dem eigenen Interesse und der eigenen Neigung nachzugehen. In diesem Beispiel wird deutlich, dass die implizite Auseinandersetzung mit dem Status der Eltern eine

sehr basale Form der Vorselektion bezüglich der Fragen vornimmt, wie ein angemessener Lebensstandard aussieht und über welche beruflichen Wege er eventuell zu erreichen ist. Neben den Eltern finden sich auch Hinweise auf Geschwister als zentrale Bezugspersonen eigener Statusarbeit. Sie können für die Bewertung des eigenen beruflichen Verlaufs und des eigenen Status die Funktion von Vergleichsfolien erfüllen: Anhand der Geschwister lassen sich die eigene Lebensführung und der eigene Status deutlicher herausstellen, da man plausibilisieren kann, welche Verläufe unter ähnlichen Bedingungen noch möglich gewesen wären.

### *Vergleichsdimensionen*

Bis hierher wurde gezeigt, dass Bezugspersonen oder -gruppen herangezogen werden, um zu messen, was man erreichen kann, will oder soll. Sie können darüber hinaus aber auch dazu dienen, zu vergleichen, wie dieses Statusziel zu erreichen ist. Das zeigt sich besonders plastisch im Interview mit der investiven Statusarbeiterin Frau Schröder, die sich – wie eben schon eingeführt – mit ihrem Bruder vergleicht:

- 1 I: Ja. (...) Mh (4) Ihren Bruder. Können Sie über den vielleicht noch was erzählen?
- 2 B: (verstellt die Stimme) Oh, mien Bruder (im Dialekt). //((lacht))// (...) Mein Bruder ist drei Jahre
- 3 älter als ich. Und hat/ (...) Ja. (...) Hat die äh Kurve glaube ich, hoffe ich, noch gekriegt. (...) Der
- 4 hat äh mit/ (...) B/ Bei mir, also b/ bei uns, war das so ähm, sagt meine Mama immer, ICH war
- 5 halt als Kind rotzefrech, hab ähm in der Schule halt nichts äh gemacht. Und ähm (...) hat sich
- 6 dann so ungefähr, halt so mit 18 denn geändert. //mhm// So mit Beginn der Ausbildung bin ich
- 7 ruhiger, vernünftiger geworden. Und bei meinem Bruder war das genau andersrum. Der war
- 8 immer ganz pflegeleicht und denn mit 18, mit Autoführerschein denn unterwegs und haste
- 9 nicht gesehen. (...) Äh mit der Lehre (...) ging das Ganze dann nach hinten los. (I21: 614-6)

An diese Passageneröffnung schließt Frau Schröder lange bildliche Beschreibungen und Erzählungen an, in denen sie vom Alkohol- und Drogenmissbrauch des Bruders berichtet: dass er unter Alkoholeinfluss Autounfälle hat, mehrmals seine Jobs verloren habe, da er „abgestürzt“ sei; dass er partner- und kinderlos sei und ihm soziale Kontakte fehlten. Gleichzeitig erzählt sie aber auch, dass er inzwischen einen guten Job in der Schiffsbranche habe:

- 1 Firmenwagen. Mit einem Gehalt, da kann ich nur von träumen. //@(.)@// Und ja. Da können
- 2 mein Mann und ich glaub ich zusammenschmeißen. Und äh (...) ja. Kriegt aber sein Leben
- 3 glaub ich immer noch nicht geschissen. (I21: 657-659)

Gerade vor dem Hintergrund, dass Frau Schröders Lebensführung deutliche Orientierung an sozioökonomischem Status zeigt, nimmt der Bruder geradezu die

Funktion einer Parabel zur ‚legitimen Lebensführung‘ ein. Frau Schröder verstellt ihre Stimme zum Eingang der Passage, spricht betont im Dialekt und gibt damit spielerisch zu verstehen, dass sie nun ein leidiges oder lustiges, auf jeden Fall aber besonderes Thema einführt. Der Bruder erscheint als ‚einer, um den sich zahllose Geschichten ranken‘ – als Charakter, an dem sich wie in Fabeln eine grundsätzliche Haltung zum Leben verdeutlichen lässt. Die darauffolgende Altersangabe kann zunächst als eine rahmende, einführende Information verstanden werden. Im Zusammenhang mit dem nächsten Satz steht sie aber in einem Spannungsverhältnis: Er wird als der „große Bruder“ eingeführt, der seine kulturell tradierte Rolle als ‚Beschützer‘ nicht einnimmt, sondern um den man sich im Gegenteil sorgen muss. Die Redeweise von der „Kurve“ baut Spannung auf und spart zunächst Inhalte aus. Weiterhin suggeriert das Bild der „Kurve“, dass ein komplexes Verhältnis von eigener Agency und von außen einwirkenden Kräften vorliegt. In Abgrenzung zu ihrem Bruder, so stellt Frau Schröder heraus, habe sie selbst in einer inversen Bewegung die „Kurve gekriegt“. Der Vergleich hat dabei Schlagseite: Ihre schlechte Eigenschaft als Kind habe darin bestanden, „rotzfrech“ zu sein – was zum einen eine gängige Zuschreibung einer kindlichen Eigenschaft ist, die sich im Erwachsenwerden verliert, und andererseits suggeriert, seinen eigenen Kopf zu haben. Der Bruder sei jedoch „pflegeleicht“ gewesen, was eher wie eine Beschreibung für ein Haustier anmutet und Unselbstständigkeit suggeriert. Zum Prüfstein erklärt Frau Schröder die Herausforderungen, den Führerschein zu machen und in der Lehre zu bestehen. Beide Herausforderungen, die eng mit Vorstellungen der Freiheit und der Verantwortungsübernahme verbunden sind, hat sie gemeistert, ihr Bruder nicht. Unselbstständig gewesen zu sein, mag für ein Kind noch wohlwollend ausgelegt werden können; dies aber im Prozess des Erwachsenwerdens nicht abzulegen, wird „nach hinten los [gehen]“.

In der weiteren Passage wird der Bruder zum Repräsentanten einer Lebensführung stilisiert, in der Früchte – Dienstwagen, hohes Gehalt – geerntet werden, ohne sich dabei an die Regeln halten zu müssen, die besagen, dass man im Leben Verantwortung übernehmen, einen stressigen Alltag haben und sich durch Jobs quälen muss, auf die man keine Lust hat. Damit droht sein Werdegang, die großen Entbehrungen, die Frau Schröder auf sich nehmen muss, zu entwerten. Doch abgesehen von seiner Beschreibung als Kind wird er durch die gesamte Passage als äußerst unzuverlässiger, unberechenbarer, negativer Charakter gekennzeichnet. Dadurch überzeugt Frau Schröder den Interviewer und sich selbst, dass man so nicht leben darf. Auch dann, wenn der Bruder es zu einer statushöheren Position gebracht hat und sich vieles erlauben kann, weil er die Fähigkeit hat, sich „durchzumogeln“ und „herauszuwinden“, wird er zum einen langfristig gefährdet bleiben, wieder „abzustürzen“; zum anderen gehen mit der mangelnden

Last der Verantwortung auch die Freuden der Familie und eines anerkannten und akzeptierten Platzes in der Gemeinschaft verloren. Wenn ihrem Bruder droht, die „*Kurve*“ nicht zu bekommen, dann, weil er nicht gelernt hat, sich zu bremsen, zu kontrollieren und zu beschränken. Gerade Verantwortung, Disziplin und Selbstbeschränkung waren es doch, die Frau Schröder in eine Position gebracht haben, mit der sie ‚zufrieden sein kann‘. In diesem Fallbeispiel bietet somit der Bruder der Befragten einen negativen Referenzpunkt für Statusaspirationen: Auch wenn er schließlich eine Statusposition erreicht hat, um die Frau Schröder ihn beneidet, dient seine ‚Geschichte‘ doch der Rückversicherung über eine legitime Form des Statusstrebens.<sup>35</sup>

---

#### **5.4 Leistung als evaluativer Rahmen legitimen Statusstrebens**

Am gerade diskutierten Beispiel der Auseinandersetzung von Frau Schröder mit ihrem Bruder wird deutlich, dass investive Statusarbeit nicht nur eine zweckrationale Praxis darstellt, in der es darum geht, jedwede Möglichkeit zu nutzen, um seinen Status zu verbessern. In Frau Schröders Abgrenzung von der Lebensführung ihres Bruders, die sich nicht an Fleiß, Disziplin und Verantwortlichkeit ausrichte, deutet sich vielmehr an, dass die Personen ethisch gehaltvolle Vorstellungen einer ‚guten‘, legitimen Art von Statusarbeit in Abgrenzung von einer zwar vielleicht erfolgreichen, aber illegitimen Statusarbeit haben. Diese Unterscheidung findet sich noch nicht im theoretischen Modell, wir sind erst in unseren empirischen Daten darauf gestoßen. Wenn diese Vorstellungen über ‚gute‘ und ‚schlechte‘ Statusarbeit kommunikativ benutzt werden, um die eigenen Praktiken der Statusarbeit aufzuwerten und die anderer auf- oder auch abzuwerten, lässt sich von Praktiken symbolischer Statusarbeit sprechen. Im Folgenden betrachten wir symbolische Statusarbeit, wie sie gewissermaßen ‚isoliert‘ in legitimatorischen Erzählungen und Reflexionen der Interviewten hinsichtlich der eigenen Lebensführung vorkommt. Das könnte den Anschein erwecken, als handele es sich um einen rhetorischen Überbau, der in der ‚eigentlichen‘ Statusarbeit selbst keine Rolle spielt, sondern nur einer retrospektiven Rationalisierung des eigenen Tuns und seiner Resultate dient. Demgegenüber ist zu betonen, dass Statusarbeit als Bemühen, die eigene Lage in einer gestuften Struktur von Statuspositionen zu verbessern, und symbolische Statusarbeit als Legitimierung der Erfolge und

---

<sup>35</sup> Weiteres zu legitimen und illegitimen Formen des Statusstrebens im folgenden Unterkapitel.



Erklärung der Misserfolge eigener Statusarbeit, was sich beides immer wieder auch der Delegitimierung der Statuspositionen anderer bedient, stets untrennbar ineinander verwoben sind. Noch präziser gesagt: Symbolische Statusarbeit ist eine integrale Komponente jeder Statusarbeit, insofern diese auf Deutungen beruht und in Gestalt von Deutungskämpfen stattfindet. Denn was beispielsweise ein Bachelorabschluss in der Soziologie im Vergleich zu einem in der Kunstgeschichte oder in der Informatik als kulturelles Kapitel darstellt, welchen ‚Marktwert‘ bei Bewerbungen eine langjährige Berufserfahrung in einem Großunternehmen im Vergleich zu einer Karriere als Selbstständiger hat, oder wie kreditwürdig ein Immobilienbesitz im Vergleich zu einem Aktiendepot oder einem Beamtenstatus ist: All solche Einschätzungen bedienen sich immer auch kollektiv geteilter – gleichwohl oft umstrittener – Bewertungsmuster, in deren Produktion und Reproduktion die Ergebnisse symbolischer Statusarbeit eingehen.

### *Erfolg und Leistung*<sup>36</sup>

Befragt man geschilderte Szenen investiver Statusarbeit auf ihren ethischen Gehalt, fallen zunächst und zumeist Passagen ins Auge, in denen Personen implizit oder explizit die eigenen Praktiken bewerten. Beispielhaft etwa eine Szene, in der Frau Lange berichtet, wie sie nach einigen Jahren der Berufstätigkeit ein Studium absolviert hat:

- 1 *Und ähm dann hab ich halt mit 27 angefangen zu studieren. //mhm// Und das war für mich toll.*
- 2 *Also ich hab dann auch gemerkt, dass ich das kann. Ich musste mich zwar aufn Hintern*
- 3 *setzen, ich musste ziemlich viel lernen. Weil das ja alles neue Gebiete waren. Ich hatte ja*
- 4 *vorher nicht das Gymnasium besucht, also hatte kein klassisches Abi, sondern nur n Fach-*
- 5 *Abi. //ja// //ja// Mh, aber (.) ich merkte dann einfach, wenn ich, wenn ich mich tierisch hinsetze*
- 6 *und lerne und so, dann kann ich das schaffen. Und ich habs geschafft. //@(.)// Und es war*
- 7 *für mich einfach ne super Zeit. //ja// (.) Ne? Also ich war stolz wie Lumpi, als ich dann (.) das*
- 8 *Studium geschafft hab und (.) ja auch n Job gleich bekommen hab. (119: 506-514)*

In dieser Passage drängt sich zunächst ein Stolz darauf auf, das Studium erfolgreich absolviert und im Anschluss eine Beschäftigung gefunden zu haben. Insofern würde sich an dieser Stelle also zunächst einmal ein Erfolgsethos dokumentieren, nach dem all das als gut bewertet und mit Stolz präsentiert wird, was zu gesellschaftlich anerkanntem Erfolg führt. Der Stolz, mit dem die erfolgreiche Statusarbeit präsentiert wird, scheint sich aber nicht darauf zu beschränken, dass Frau Lange das Studium erfolgreich abgeschlossen hat, sondern auch darauf, wie sie dies getan hat – nämlich unter großer Anstrengung und aus eigener Kraft.

---

<sup>36</sup> Siehe zu dieser Unterscheidung auch die Studien von Sighard Neckel (2008).

Frau Lange berichtet also nicht nur, wie sie die Statusposition erreicht hat, sondern bewertet dieses Vorgehen auch positiv und stellt es sozusagen als eigenes Statusmerkmal heraus.

Dass sich in so einer Art der Rationalisierung des eigenen beruflichen Verlaufs ein Leistungsethos dokumentiert, wird deutlich, wenn man diese Schilderung von Frau Lange mit Passagen kontrastiert, in denen andere Interviewpartner\*innen einräumen, dass sie ihren Status nicht nur ihrer eigenen Leistung zu verdanken haben. So gibt etwa Herr Schulz freimütig zu, dass er seine berufliche Position auch „Zufälle[n]“ und „Glücksmomente[n]“ zu verdanken habe und dass

- 1 *aber so einfach so ein paar Sachen, die einfach ähm so gekommen sind, wie sie gekommen*
- 2 *sind, ohne dass man sie planen konnte. //mhm// Und das das ist vielleicht/ trifft manchmal*
- 3 *vielleicht die Lotterie, so der eine hat da eben Glück //mhm// ist nicht immer das große Los,*
- 4 *aber der eine hat eben Glück, das man sagt ja das war jetzt so' und der andere äh hat dann*
- 5 *eben nicht das Glück. (I08: 1447-1451)*

In dieser Darstellung konstatiert Herr Schulz, dass der Planbarkeit des Lebens Grenzen gesetzt seien und dass „Glück“ damit eben nicht nur in der eigenen ‚leistenden Hand‘ liege. Es fällt auf, dass er sein „Glück“ jedoch nicht mit der gleichen Form von Stolz präsentiert wie Frau Lange ihre Leistung im Studium. So finden sich auch in seiner Darstellung Beschreibungen und Argumentationen, nach denen er als Hauptschullehrer erfolgreich sei, weil die Arbeit zu ihm passe, und in denen er betont, dass es aber auch „wirklich anstrengend“ sei und dass er im Unterricht: „wirklich auch nach den sechs Stunden äh nass raus geht, nass geschwitzt raus geht.“ (I08: 773–774) Auch die in Abschn. 5.2 betrachtete unbekümmerte Zuversicht, nach der sich die Dinge schon zum Guten wenden werden, wird hier also von aktiver Anstrengung gestützt – allerdings eben nicht von einem planend-strategischen Handeln, sondern eher im Sinne eines ‚Wenn man sich nur anstrengt, dann wird das schon‘. Obwohl also – wie ja schon in den Ausführungen zu den verschiedenen berufsbiographischen Entscheidungsmodi herausgearbeitet wurde – in einigen Fällen nur noch ein begrenzter Planungsanspruch artikuliert wird, finden sich schlichtweg keine Fälle, in denen die Interviewpartner\*innen nicht versucht hätten, aktiv auf ihren Statusverlauf einzuwirken, oder in denen sie ihren eigenen Leistungen und Entscheidungen keinerlei Einfluss auf ihren berufsbiographischen Verlauf zumessen würden.

Festzuhalten ist allerdings, dass auch dann, wenn – wie im Fall von Herrn Schulz – Zufällen, ‚Glück‘ oder ‚Schicksal‘ eine Bedeutung für den eigenen Statusverlauf zuerkannt wird, die Legitimität der eigenen erreichten Statusposition dadurch nicht in Frage gestellt wird. Anders verhält es sich allerdings, wenn der

eigene Status als zu gering erscheint: Dass mangelnde Gerechtigkeit mit Hinblick auf den Lohn für die eigene Leistung kritisiert wird, findet sich nur in der Form von Kritik daran, dass man ‚nicht bekommt was einem zusteht‘, und nie in der Form, dass man ‚mehr bekommt als einem zusteht‘. In Bezug auf die eigene Statusarbeit scheinen alle Interviewpartner\*innen mit unterschiedlicher Intensität herauszustellen, wenn sie einen Statusaufstieg direkt mit der eigenen Leistung verknüpfen und begründen können. Können sie das nicht, führt das jedoch nicht dazu, dass sie zu dem Schluss kämen, ihre Position stünde ihnen nicht zu. Gerade investive Statusarbeiter\*innen zeigen vielmehr beträchtliche Deutungsarbeit bei dem Versuch, Zweifel daran auszuräumen, ob ihre Position auf die eigene Leistung zurückzuführen sei. So etwa im Interview mit dem Werksleiter Herr Steinhauer:

- 1    *Ähm vielleicht (.) bin ich einfach nur (..) ein Glückskind, (.) ja? Dem das alles in Schoß gefallen*
- 2    *ist, (.) vielleicht (.) ist es aber auch genau, weil es am Anfang nicht gut gelaufen ist, //mhm//*
- 3    *das ist eine logische Konsequenz, dass man sich anders durchboxt, ja? Als jemand, der eben*
- 4    *halt im vollkommen behüteten Elternhaus aufgewachsen ist und die größte Katastrophe, die*
- 5    *das erste Mal auf ihn zukommt, ist die erste kaputte Liebe oder sowas, //mhm// ja? Wo man*
- 6    *sich dann von der Brücke schmeißt. (.) Ähm (.) das konnte mich dann auch nicht mehr*
- 7    *umwerfen, ja? Ähm (.) vielleicht eine Mischung aus beidem. (130: 998-1005)*

Bei der Bewertung der Legitimität der Statusposition anderer Personen verhält sich das anders. Während es bis hierher nur um die Bewertung der eigenen Statusarbeit geht, zeigen sich ethisch gehaltvolle Konzeptionen davon, was ‚gute‘ Statusarbeit sei, auch – und besonders – dort, wo sie explizit von anderen Formen der Statusarbeit abgegrenzt werden; wo also Statusstrategien, die gleichermaßen zum Erfolg führen, noch einmal in ‚gute‘ und ‚schlechte‘ Statusarbeit unterschieden und letztere abgewertet wird. Ein anschauliches Beispiel für solch eine Konstellation stellt eine Passage dar, in der Herr Steinhauer davon erzählt, wie er eine Auszeichnung für seinen Berufsabschluss erhalten hatte:

- 1 *I: Ja, okay. (.) Mh, und ich will nochmal ein kleines Stückchen zurückgehen. Dies/ ähm als/ sie*  
 2 *sagten, sie wurden dann ausgezeichnet als äh A-Auszeichnung. Ähm können sie sagen, wie*  
 3 *das für sie war?*
- 4 *B: (5) Wie war das? (...) So gerne stehe ich eigentlich gar nicht im Mittelpunkt, ne? Äh ich bin*  
 5 *eigentlich lieber gern der Zweite, //mhm// ne? Der dahinter die Fäden in der Hand hat, ne? (...)*  
 6 *Ähm das heißt, auch so eine Ehrung/ also wir waren in E-Stadt (.) damals war Landes/ äh*  
 7 *Bundeshauptstadt, ähm wurden dann auch geehrt von/ wer war denn überhaupt da?*  
 8 *Irgendeine Ministerin war da. Hab den Namen vergessen. Die stand übrigens kurze Zeit später*  
 9 *in der Kritik wegen auch irgendwie da so so so ein Fake-Doktor oder so was, //mhm// ne?*  
 10 *Naja. Ähm war schon/ war schon großer Bahnhof, ja? Aber ist eigentlich nicht so meins. Für*  
 11 *mich persönlich das geschafft zu haben, das hat viel mehr gezählt, ja? Als dann anschließend*  
 12 *auch diese Ehrung (unv.) zu kommen, //mhm// ne? Ich hab/ gut, ich hab heute auch noch alle*  
 13 *Zeitungsartikel damals/ von damals, //mhm// ja? Klar ist man irgendwo ein bisschen stolz*  
 14 *drauf, ja? Aber er/ ich bin eher stolz auf die Leistung, nicht stolz auf/ nicht stolz auf die Ehrung.*  
 15 (I30: 981-995)

Während Herr Steinhauer in der Eingangspassage seines Gespräches noch deutlich und mit explizitem Stolz herausstellt, dass er eine Karriere absolviert habe, sperrt er sich hier gegen eine allzu offene Statusdarstellung. Die Auszeichnung berührt – so schildert er es hier – nicht den ‚Kern‘ seines Statushorizonts. Er nutzt die Szene stattdessen, um einen Gegenhorizont ‚falscher Leistung‘ aufzubauen: Die „Ministerin“, die Teil des „großen Bahnhof[s]“, der „Präsentation“ und des „Mittelpunkts“ war, hat sich ihre Statusposition durch einen „Fake-Doktor“ erschlichen und nicht wie Herr Steinhauer hart erarbeitet. Auffällig ist, dass der positive Gegenhorizont – das, worauf Herr Steinhauer wirklich stolz ist – weitgehend unelaboriert bleibt: Er sei „stolz auf die Leistung“. In dieser Konzeption umfasst Leistung nicht nur ein Mittel, das zum Statusaufstieg führt, sondern stellt selbst eine Komponente des positiven Horizonts dar: Herr Steinhauer präsentiert sich als stolz auf seinen beruflichen Erfolg; und er ist stolz darauf, weil er diesen seiner eigenen Leistung zurechnet. Hier zeigt sich das im theoretischen Modell postulierte Leistungsethos in Reinform – gerade auch in Abgrenzung gegenüber dem, was Herr Steinhauer als Nicht-Leistung der Ministerin einstuft.

Ob man einen Status erreicht, und wie man ihn erreicht, sind also klar zwei Paar Schuhe. Ein anderes Beispiel dafür ist in der Passage zu erkennen, in der Frau Brilla die Kontinuität ihrer Einstellung zur Arbeit zu der Einstellung ihres Vaters betont:

- 1 *Und ich/ es gibt da einen Spruch von meinem Onkel, also dem Bruder meiner Mutter, der*  
 2 *gesagt hat: "Man kann über den Erich – meinen Vater – sagen, was man will, aber arbeiten*  
 3 *kann er." Ne? //mhm// Also und das ist auch glaub ich etwas, was mich geprägt hat, weil Arbeit*  
 4 *auch ähm 'n Gutteil (.) meines Lebens bestimmt, das ist mir immer sehr wichtig gewesen.*  
 5 *Auch (.) anständig in der Arbeit und nicht ähm irgendwie (.) ähm also jedenfalls ordentlich zu*  
 6 *arbeiten, so will ich das mal sagen. (I29: 214-219)*

„[O]rdentlich zu arbeiten“ (5–6) stellt hier zunächst einmal losgelöst vom Ergebnis einen ‚Wert für sich‘ dar, und sich präsentieren zu können als ‚jemand, der ordentlich arbeiten kann‘, scheint ein Prestigeanspruch mit eigener Geltung zu sein.<sup>37</sup> In diesen Passagen wird ‚ordentliche Arbeit‘ also als eine Spezifizierung der Form des Staturerfolges dargestellt. In der folgenden Passage wird der ‚Eigenwert‘ dieser spezifizierenden Gestalt noch stärker betont, indem der Anspruch daran, etwas „vernünftig“ zu leisten, auch dann durchgesetzt wird, wenn er zur Gefährdung des sozioökonomischen Status führt. In der Passage berichtet Frau Schröder davon, wie ihr Mann einen Job gekündigt habe:

- 1 *Und war dann ein Jahr lang bei B-Firma in G-Stadt. (.) Und hat ein Jahr lang nichts gemacht.*
- 2 *//mhm// Musste so tun, als hätten sie was zu tun, hatten sie aber nicht. Also diese Firma*
- 3 *versteh ich überhaupt nicht. //@(.)@// Ne ganze Halle muss so tun, als hat sie was zu tun,*
- 4 *aber hat nichts. Also haben einen/ zwei Schalen haben die ge/ in der ganzen Zeit gemacht.*
- 5 *//mhm// Und die durften auch nicht irgendwie auf dem Werk rumrennen, damit die anderen*
- 6 *das nicht mitkriegen. Die mussten denn immer nur in dem Pausenraum sitzen und haben ihre*
- 7 *Laptops mitgehabt und haben einen Film nachm anderen geguckt. //@(.)@// Also es war/ Das/*
- 8 *Da kam der auch total genervt immer nach Hause, weil das ja auch frustrierend ist, //mhm//*
- 9 *wenn du da nichts (.) vernünftig leistest. (I21: 1055-1063)*

Die Verletzung des Anspruchs, etwas „vernünftig“ zu leisten, dient hier der Legitimation eines Jobwechsels – unberührt von dessen Status- beziehungsweise Einkommensposition. Die tagtägliche Simulation von Arbeit mag sich faktisch als anstrengender erwiesen haben, als tatsächlich der vorgegaukelten Arbeit nachzugehen – auf jeden Fall wurde die Simulation nicht dem Anspruch gerecht, etwas „vernünftig“ zu leisten.<sup>38</sup> Auch hier finden wir also wieder einen deutlichen Hinweis darauf, dass Statusarbeit sich nicht nur am Staturerfolg bemisst. Die Statusarbeit kann ökonomisch erfolgreich und doch nicht ‚gut‘ sein.

Diese Unterscheidung von Erfolg und Leistung wird auch in der folgenden Passage deutlich, in der Frau Reuter davon berichtet, dass sie in ihrer Rolle als Lehrerin ihren „Schülern“ Maßstäbe zu vermitteln versucht, die Leistung nicht auf Erfolg reduzieren:

<sup>37</sup> Aus dem Fallverlauf von Frau Brilla wissen wir, dass auch bei ihr letztlich eine Kongruenz zwischen ‚arbeitsreicher‘ und ‚erfolgreicher‘ Statusarbeit herrscht – dass Frau Brilla ihre ‚ordentliche Arbeit‘ also auch in ursächliche Verbindung mit ihrem Statusaufstieg bringt.

<sup>38</sup> In dem entsprechenden Fall sprechen allerdings auch noch andere Faktoren wie ein weiter Arbeitsweg gegen die Weiterbeschäftigung. Der Anspruch könnte hier also auch eher eine Rationalisierung gegenüber dem Interviewer als der tatsächlich ausschlaggebende Grund für die Kündigung dieser Stelle sein.

1 Äh (4) das versuche ich meinen Schülern klar zu machen. Ich glaube das beschreibt es  
 2 vielleicht sogar am besten. Ähm ich sag meinen Schülern immer (...) wenn du etwas tust, gib  
 3 dein Bestes. Und tu es aus ganzem Herzen, und ich glaube, wenn das funktioniert (...) dann  
 4 ist es völlig egal, wenn du ne Arbeit schreibst und du hast in der Arbeit ne vier. Oder ne fünf.  
 5 Aber du hast dein Bestes gegeben, du hast das Thema aber nicht verstanden vielleicht oder  
 6 sowas. Aber du hast dein Bestes gegeben, dann kannst du trotzdem auf die Leistung stolz  
 7 sein. Wenn du aber etwas ähm wenn du dich aber nicht mal bemüht hast und fau/ und faul  
 8 gewesen bist oder oder keine Ahnung nicht mal jemanden gefragt hast, ob er dir helfen kann  
 9 oder sowas. Dann ist es tatsächlich so, dass du aus deinem das du dein Potenzial nicht  
 10 ausgeschöpft hast. Und das ist, glaube ich, das, um was es mir persönlich geht, man muss  
 11 versuchen sein Bestes zu geben und das Beste draus zu machen, aus dem was man hat. (...)   
 12 Und das aber/ ich erwarte nicht von jedem, dass er später mal Abitur macht. (...) Aber ein  
 13 Hauptschüler, ein potenzieller Hauptschüler, was weiß ich der, sofern wir noch Hauptschulen  
 14 hätten, ähm (...) was weiß ich, der der irgendwann mal ne (...) das erste Mal vielleicht in der  
 15 Rechtschreibung ne vier statt ner sechs hat. Den würde ich knutschen vor Freude, weil es  
 16 funktioniert hat. (...) Während einer, der sonst immer nur Einsen schreibt und plötzlich faul  
 17 gewesen ist und nichts mehr gemacht hat, dann nur noch ne drei hat oder sowas, da würde  
 18 ich sagen "Sag mal gehts noch?" (I22: 1659-1676)

Indem sich Frau Reuter hier mit der Frage auseinandersetzt, ob ihr ein\*e Schüler\*in, der/die trotz Anstrengung eine schlechte Note schreibt, lieber sei als ein\*e Schüler\*in, der/die eine schlechte Note schreibt, weil er/sie „faul“ war, wird die Diffusität des Leistungsbegriffes deutlich: Definiert sich Leistung, einem physikalischen Leistungsverständnis folgend, als aufgewendete Arbeit im Verhältnis zur benötigten Zeit? Was aber, wenn jemand mit weniger Arbeit ‚bessere Ergebnisse‘ erzielen kann – hat er oder sie dann mehr oder weniger geleistet?<sup>39</sup> Nähme man den ersten Teil von Frau Reuters Argumentation hier beim Wort, entspräche die Darstellung faktisch nicht mehr einem meritokratischen Ideal; denn wenn es „völlig egal“ ist, was das Testergebnis ist, sollte die Note konsequenterweise auch nicht nach tatsächlichem Ergebnis vergeben werden, sondern eben nach Anstrengung. Dem entgegen hält auch Frau Reuter daran fest, dass die Bewertung schließlich anhand des tatsächlichen Ergebnisses vergeben wird und nicht etwa anhand dessen, ob man sich angestrengt hat. Es geht ihr insofern eher um eine persönliche Einstellung zum eigenen Leistungsvermögen als darum, die Bewertung der Arbeit – beziehungsweise übertragen: die Vergabe von Statuspositionen in der Gesellschaft – nicht an Leistung zu messen.

Die Unschärfe, die hier anhand eines Beispiels aus dem Klassenzimmer aufgeworfen wird, erweist sich dafür, wie die ethische Bewertung von Statusarbeit vorgenommen wird, als aufschlussreich. Unsere Befragten betonen zwar einerseits, dass es für die Bewertung von Statusarbeit nicht nur auf deren Erfolg, sondern auch darauf ankommt, wie dieser zustande gekommen ist. Andererseits sind sie sich im Klaren darüber, dass ‚gute‘, aber erfolglose Statusarbeit auf Dauer

<sup>39</sup> Zu dieser Problematik des „Unschärfegriffes“ Leistung, der versucht, ein physikalisches Konzept zur Bewertung menschlicher Arbeit anzulegen, siehe auch Verheyen (2018).

‚brotlose Kunst‘ ist. Forderte man die Befragten dazu auf, zu entscheiden, ob sie lieber erfolglose ‚gute‘ Statusarbeit oder erfolgreiche Statusarbeit betreiben würden, träte das Bewertungsdilemma, das hier vorliegt, sicherlich noch schärfer hervor. Schon wenn Herr Steinhauer in der Eingangspassage seines Interviews davon spricht, er sei mit jedem Berufswechsel aufgestiegen, oder wenn Frau Brilla berichtet, sie habe ihr Geld strategisch angelegt, beziehen sie sich auf eine sehr bestimmte Form von Leistung, in der es nicht nur darum geht, ‚ordentlich zu arbeiten‘, sondern erst einmal viel mehr darum, die vorhandenen Ressourcen und Möglichkeiten geschickt – und das bemisst sich am Erfolg – eingesetzt zu haben.<sup>40</sup> Der Unterschied, der damit angesprochen ist, ist jener, der in der Ratgeberliteratur zwischen „Hard Work“ und „Smart Work“ gezogen wird (u. a. Crowley 2016). Im Fall des investiven Statusarbeiters Herr Steinhauer scheinen beide Formen unproblematisch vereinbar. Er betont gleichermaßen, dass er im Gegensatz zu der „*Ministerin*“ seinen Status durch Leistung verdient habe und dass er bei der Auswahl seines Ausbildungsweges und bei seinen Jobwechseln strategisch vorgegangen sei – sich also Wege des Statusstrebens gesucht habe, auf denen er sich Vorteile ausgerechnet hat. Anders gesagt: Man versucht schon, sich solchen Bewährungsproben der eigenen Leistungsbereitschaft zu stellen, die einem ‚liegen‘, weil sie den eigenen ‚Stärken‘ – wie man sie wahrnimmt – entsprechen. Man stellt sich also wohlweislich nicht jeder Art von Leistungsprüfung – wie eine Hundertmeterläuferin ja auch nicht auf die Idee käme, an einem Marathon-Wettkampf teilzunehmen.

#### *Selbst- und Fremdbewertung*

Generell scheint zu gelten: Wenn Interviewte ihren Stuserfolg in eine leistungsbezogene Erzählung einbetten können, tun sie das auch. Können sie das nicht, weil sie beispielsweise nicht umhinkönnen, zugeben zu müssen, dass sie ‚einfach nur Glück‘ gehabt haben, bleibt die Legitimität ihres Status davon unberührt. Die leistungsbezogene Spezifizierung von Stuserfolg stellt also in der Selbstbewertung offenbar ein nicht unbedingt nötiges Beiwerk dar. Zugespitzt: Auch ‚Glück‘ zu haben hat man verdient.

Anders verhält es sich in der Bewertung anderer Personen und Gruppen. Hier erscheint die Frage, ob diese ihren Status durch eigene Leistung erworben haben oder einfach nur erfolgreich sind, sehr viel virulenter. Insofern wird deutlich,

---

<sup>40</sup> In diesem Sinne wären dann selbst noch Statusgewinne, die auf einem Cum-Ex-Steuerbetrug beruhen, letztlich leistungs basiert, da sie auf der Leistung beruhen, Lücken im Steuersystem zu erkennen und zu nutzen.

dass ein striktes Leistungsethos gerade dort Wirkung entfaltet, wo es als Grundlage der Bewertung von anderen gesellschaftlichen Gruppen dient. Leistung als Bewertungsmaßstab anzulegen, um die Legitimität einer Statusposition zu prüfen, kann prinzipiell zu zweierlei Arten von Ergebnissen führen: dass jemand ‚mehr hat, als ihm oder ihr zusteht‘ oder dass jemand ‚nicht das bekommt, was ihm oder ihr zusteht‘. Ersteres ist eine Kritik an dem Betreffenden, Letzteres eine Kritik an anderen oder den Umständen, die ihm sein ‚Recht‘ verwehren.

Ein Beispiel für Letzteres findet sich in dem Interview mit Herrn Berger:

- 1 [Z]um Beispiel meine äh Schwiegermutter, die geht äh unwahrscheinlich viel Putzen //mhm//
- 2 und ähm (.) die/ (.) ich glaub, das ist so 'ne Art vierhundert Euro Job oder sowas. (.) Und wenn,
- 3 wenn ich denn höre, wann sie da aufsteht, wie lange sie da teilweise putzt und wie sie dann
- 4 manchmal sagt "Ja, und das war wieder so anstrengend und schwierig", und das glaub ich ihr
- 5 auch, (.) dass das alles auf den Rücken ging und so. Und dann sag ich mir "Vierhundert Euro?
- 6 Was 'n das? Das ist, (.) das ist, das ist nicht angemessen". //mhm// (.) Und da sag ich schon
- 7 "Nee, die bekommt nicht das, was ihr zusteht." (I39: 1800-1807)

Dass die Arbeit der Schwiegermutter „anstrengend und schwierig“ sei, zieht Herr Berger als Begründung dafür heran, dass sie nicht den Status habe, der ihr zustehe. Umgekehrt nutzt Herr Huber das Leistungsethos, um die Legitimität des Staterfolges seiner Schwester anzuzweifeln:

- 1 B: Mhm. Ihre Schwester, können Sie vielleicht zu der noch was erzählen?
- 2 I: Zur Schwester? //Ja// Mhm. Doof studiert. //lacht// Entschuldigung, bist auch Student ne
- 3 oder? (lacht)
- 4 B: Ja, aber das ist okay. (lacht)
- 5 I: Okay? Ja. [Auslassung] ich weiß gar nicht was sie alles studiert hat. Auf jeden Fall hat sie
- 6 erstmal studiert (.) und dann ist derweil / in B-Stadt ist es ja am coolsten und am teuersten
- 7 //mhm// also studieren wir erstmal in B-Stadt //mhm// ne und dann wurde erstmal in B-Stadt
- 8 studiert. Schöne teure WG, Papa bezahlt, Party gemacht, Papa bezahlt, Urlaub gemacht,
- 9 Papa bezahlt, ach eigentlich ist das ja auch nichts. Ach, ich studiere jetzt mal Lehramt. Also
- 10 quasi das was am längsten dauert. //mhm// Ne //mhm// und noch zweimal die Fachrichtung
- 11 geändert und richtig schön und dann mit, weiß gar nicht, wie alt ist denn die? Gut sie ist jetzt,
- 12 glaube ich, 34 und ist Oberstudienrätin, ist schon was, ne. Also ich glaube, höher geht es nicht,
- 13 so oder ne? //ja// Da ist dann so, da bleibst Du bis zur Pension. //mhm// Aber bis dahin hat die
- 14 nie was gearbeitet, die hat immer nur (.) gelernt, in irgendwelchen teuren Städten, in
- 15 irgendwelchen WGs irgendwelche Partys gefeiert, war halt so ne. //mhm// Das ist halt das
- 16 Studentenleben, wo ich immer sage (.) Oh Gott, was soll das nur werden? (lacht) //lacht// Also
- 17 ich arbeite hier ganz viel hier bei Studenten ne, in so / in so WGs und mach so die ganze
- 18 Technik //ja// und so und das ist schon //mhm// schon grenzwertig wie sich manche / die
- 19 kommen dann aus gutem Hause / wie sie sich benehmen, wenn die Eltern nicht in der Nähe
- 20 sind, das ist schon / schon irgendwie (..) Da kannst du dann, wenn du nach einem Monat
- 21 hinkommst, vor lauter Flaschen nicht mehr in die Wohnung. //mhm// Das ist (.) aber scheinbar
- 22 ist das jetzt so, die lassen dann die Sau raus, und wenn sie fertig sind, dann ziehen sie einen
- 23 Anzug an und dann ist alles gut. (I37: 358-386)



Ganz ähnlich wie im letzten Unterkapitel der Bruder von Frau Schröder dient auch hier die Schwester als negativer Gegenhorizont. Herr Huber konzipiert seine Schwester als Vertreterin jener „Studenten“ (17), die er auch aus seinem handwerklichen Arbeitsleben kennt. Ihre Lebensführung dient ihm insofern als Abgrenzungsfolie, als dass sie – da sie „aus gutem Hause“ (19) kommen beziehungsweise „Papa bezahlt“ (8–9) – nicht von ihrer eigenen Arbeit leben müssen und „nie was gearbeitet“ haben. Dabei erkennt Herr Huber umstandslos an, dass auch die Schwester nun als „Oberstudienrätin“ (12) in einer Position angekommen ist, in der es „[nicht] höher geht“ (13), beziehungsweise sich die „Studenten“ im Anschluss an ihre Ausschweifungen „einen Anzug an[ziehen] und dann ist alles gut“ (23). Die Abgrenzung bezieht sich hier also nicht darauf, dass seine Schwester und andere Student\*innen nicht das gleiche anstreben wie er, sondern dass ihr Erfolg eben nicht auf eigener Leistung beruhe. In dieser Passage drängt sich, wie schon in der Passage, in der Frau Schröder über ihren Bruder spricht, die Annahme auf, dass das Insistieren auf ‚echter Leistung‘ und ‚ordentlicher Arbeit‘ eine Bewältigungsstrategie für die Erfahrung darstellt, dass andere mit vermeintlich geringerer Anstrengung als man selbst den gleichen oder einen höheren Status erreicht haben.

So wie Herr Huber in der Bewertung seiner Schwester auf eine ganze Bevölkerungsgruppe ausgreift, finden sich gerade in den Interviews mit investiven Statusarbeiter\*innen weitere Beispiele dafür, dass Leistung als Bewertungsmaßstab der Legitimität der gesellschaftlichen Position Anderer angelegt wird. Ein Beispiel dafür stellt eine Passage dar, in der Herr Steinhauer darüber spricht, dass er sich selbst über seine Leistung ‚nach oben‘ gearbeitet habe und dass er glaube, diese Möglichkeit stehe allen offen:

- 1 *[Ich (.) glaube, (.) ich glaube fest daran, wenn man das will, hat man in diesem Land schon*
- 2 *alle Möglichkeiten offen, //ja// ja? Man muss sich disziplinieren, man muss sich da*
- 3 *durchbeißen, es gibt verdammt viele Rückschläge, ja? Aber ich glaube, in Summe ist es*
- 4 *möglich, in diesem Land tatsächlich (.) was z/ was zu machen, auch wenn man mit nichts*
- 5 *anfängt, //mhm// hm? Ob man Millionär wird, weiß ich nicht, aber zumindestens seinen*
- 6 *Möglichkeiten entsprechend Ausbildung genießt und und und und und, ne? Also die ganzen*
- 7 *Diskussionen, die auch (.) im Radio, im Fernsehen laufen, ähm alles so schlimm, alles so*
- 8 *schrecklich in diesem Land, ne? Und wenn man nichts/ wenn man/ wenn die Eltern schon*
- 9 *nichts sind, dann kann man selbst auch nichts werden, //mhm// kann ich so nicht*
- 10 *unterschreiben. //mhm// Möchte ich auch nicht unterschreiben. (I30: 1005-1015)*

Herr Steinhauer führt aus, dass „sich [zu] disziplinieren“ (2) und sich „durch[zu]beißen“ (3) seiner Ansicht nach die zentralen Fähigkeiten sind, die es braucht, um „in diesem Land tatsächlich (.) was z/was zu machen, auch wenn man mit nichts anfängt“ (4–5). Die Möglichkeit, trotz eigener Leistung keine

Statusverbesserung zu erreichen, kommt in dieser Argumentation nicht vor. Folgerichtig – weil sich Leistung immer lohnt – spricht Herr Steinhauer sich auch gegen die soziale Absicherung von Personen aus, die aus seiner Sicht Leistung zeigen könnten, es aber nicht tun:

- 1 I: Ja. (6) Mh, würden sie sagen, wir leben in einer Gesellschaft, in der man bekommt, was  
2 einem zusteht?
- 3 B: (...) Das ist eine schwierige Frage. (..) Nein. Nicht das, was einem zusteht, sondern man  
4 muss dafür kämpfen, man muss dafür arbeiten. //mhm// In der Gesellschaft leben wir. //mhm//  
5 Ja? Im Positiven wie auch im Negativen. Ich glaube, die/ ich glaube, es wird viel zu viel  
6 aufgefangen, (..) ja? Also das Netz ist glau/ ist, ist für meine Begriffe ist (.) zu engmaschig,  
7 //mhm// ja? Es dürfte viel, viel mehr durchfallen, ja? Es soll aufgefangen werden, aber man  
8 muss auch was dafür tun, um aufgefangen zu werden. //mhm// Das ist meine Meinung. //ja//  
9 (.) Es kann nicht sein, dass ich mich hinsetze und sage, so wie meine Mutter, //mhm// führe  
10 ich da sehr gerne an, //ja// ne? (.) "Ist doch nicht mein Problem, wer für mich hier bezahlt.  
11 Mach doch mal". //ja// (.) Da steh ich so gar nicht drauf. //ja// Aber, wie man unverschuldet da  
12 rein gerät, wie auch immer das passiert ist, durch einen schweren Unfall oder was auch immer,  
13 ja natürlich, dafür sollte die Gesellschaft gerade stehen, dafür sind wir da, //mhm// ja? Dafür  
14 sind wir (.) eine Gesellschaft, eine Gemeinschaft und dafür stehen wir zu/ füreinander ein, ja?  
15 Das ist die christliche Nächstenliebe, (.) äh was auch immer/ wie man es auch immer  
16 bezeichnen möchte, //mhm// aber dafür sind wir da, //ja// ja? Aber nicht für Sozialschmarotzer  
17 und für die, die sich (.) dann ein laues Leben auf Kosten anderer machen. //mhm// Und davon  
18 gibt es zu viele. (I30: 1953-1971)

Leistung als Grundlage der Bewertung anderer Lebensführungen anzulegen, führt in diesem Fall zur Legitimierung von Ungleichheit und zu einer Abwertung gesellschaftlicher Gruppen, deren mangelnder Staterfolg auf mangelnde Leistungsbereitschaft zurückgeführt wird. Begrenzt wird dieser Maßstab allenfalls dadurch, dass zugestanden wird, dass manche „*unverschuldet*“ nicht leisten können. Dann gehören sie zu den ‚deserving‘ und nicht zu den ‚undeserving poor‘.

Ein solches Bewertungsschema kann auch dazu führen, dass ein hoher gesellschaftlicher Status umstandslos mit hoher Leistung gleichgesetzt, also auf diese zurückgeführt wird. So argumentiert etwa Herr Martin, warum er der Meinung sei, dass jede\*r bekommt, was ihr oder ihm zusteht:

1 Die vielleicht auf äh manche ff/ würde man vielleicht denken, verdienen zu viel Geld. (..) Aber  
 2 ich denke immer, es VERSCHENKT keiner Geld, und wenn einer irgendwie viel richtig / also  
 3 richtig richtig viel Geld verdient (.) kriegt er's auch von niemandem, der's auch nicht zu  
 4 verschenken hat. //mhm// Das mag n paar geben, die irgendwie (.) zu viel Geld verdienen. Die  
 5 eigentlich denen's (.) vielleicht nicht zusteht oder nicht / nicht die Verantwortung tragen (.) für  
 6 die Summe, die sie kriegen. Aber ich glaube das sind die wenigsten. Ich glaube, keiner hat  
 7 Geld zu verschenken. Wenn einer wirklich so viel Geld verdient (..) und dann wird's irgendwo  
 8 ne (.) Berechtigung geben. Der wird mehr verdienen als der unter ihm, der wiederum mehr  
 9 verdient als der unter ihm, als der unter ihm. (.) Der muss Entscheidungen treffen, die 200.000  
 10 Mitarbeiter bea/ äh betreffen. Macht er schlechte Entscheidungen //mhm// gibt's vielleicht zwo/  
 11 keine Ahnung 10.000 Jobs weniger. (..) Somit äh (..) wenn man davon ausgeht, dass keiner  
 12 Geld verschenkt, und dann kriegt jeder das, was er verdient / also ein / n Gehalt jetzt //mhm//  
 13 was ihm zusteht. //mhm// (8) Und dann (4) ja im Sozialbereich oder im Niedriglohnbereich,  
 14 aber ich / (.) hab ja wenig (.) Ahnung. Aber ich weiß, dass (...) keiner auf der Straße leben  
 15 muss. (.) Jeder, wenn er WILL, kriegt (.) Geld. Sodass er äh und nen Job. (.) Und somit äh äh  
 16 kriegt man schon, was einem zusteht. //mhm// (..) //ja// Oder mehr. @(.@ (I38: 2063-2079)  
 17

In dieser Argumentation stellt Leistung den zentralen Motor einer gerechten Gesellschaft dar: ‚Wer viel hat, der leistet viel und wer viel leistet, der hat viel‘ beziehungsweise ‚Wer nicht leistet, soll auch wenig haben, und wer wenig hat, leistet nicht genug‘. Aufschlussreich ist freilich, dass Herr Martin zuvor erzählt hat, dass er selbst lange in ökonomischer Unsicherheit gelebt hat und von Freunden, seiner Partnerin und seinen Eltern finanziell und beratend unterstützt wird. Dass sein eigener beruflicher Verlauf also nicht nur auf individuelle Leistung zurückführbar ist, hält ihn nicht davon an, Leistung als alleinigen Maßstab der Legitimität von gesellschaftlichem Status anzulegen.

Hier wird noch einmal sehr deutlich, dass das Leistungsethos als Kern der symbolischen Statusarbeit von Mittelschichtenangehörigen eher in der Bewertung anderer herangezogen wird, als dass es Triebkraft des eigenen Statusstrebens wäre. Die Statusposition anderer Personen erscheint dann als legitim, wenn sie als Ergebnis von deren Leistung verstanden wird. Was dabei in welchem Maße als Leistung gilt, kann stark auseinandergehen: Ist akademisches Arbeiten eine Leistung, oder fehlt die körperliche Verausgabung? Ist die Verwaltung von Vermögen eine Leistung? Ist es eine Leistung, trotz eines niedrigen Schulabschlusses eine auskömmliche berufliche Position einzunehmen? Ist es eine Leistung, für weitreichende betriebliche Entscheidungen verantwortlich zu sein? Die Verteidigung der Legitimität des eigenen Stuserfolges besteht in der gesellschaftlichen Auseinandersetzung dann darin, Deutungsmacht darüber zu erlangen, was als ‚Leistung‘ verstanden werden soll. Das Engagement in dieser Auseinandersetzung ist symbolische Statusarbeit als im theoretischen Modell fehlende Arena der Praxis investiver Statusarbeit. Bei symbolischer Statusarbeit geht es nicht um ‚Erfolg‘ innerhalb einer etablierten Statushierarchie, sondern um die Deutung – Bekräftigung oder Kritik – der bestehenden Statushierarchien selbst.

Gemeinsam ist all den verschiedenen Lesarten von Leistung das individualisierte Leistungsverständnis: Als Leistung einer Person wird präsentiert und zugerechnet, was diese selbst getan und bewirkt hat. Paradigmatisch dafür steht eine Argumentation von Frau Brilla: „*Äh wenn, wenn du irgendwie deine Situation verändern willst, dann musst du das auch selber irgendwie in die Hand nehmen, ne?*“ (I29: 418–420). Für Frau Brilla steht diese Aussage nicht im Konflikt damit, an anderer Stelle festzuhalten, sie habe

- 1 *ENORM viel Glück gehabt, weil ich in dieser Firma natürlich (..) ähm (...) gute (..) Ideen*
- 2 *aufschnappe, die ich für mich dann verwirkliche, //mhm// also ich sage mal Aktieninvestments,*
- 3 *//mhm// äh die mir auch wirklich ähm (..) äh 'n gutes finanzielles Polster verschafft haben. (I29:*
- 4 *341-344)*

Auch hier wird noch einmal deutlich, dass Akteure dazu neigen, in der Bewertung des eigenen Status einen sehr weiten Leistungsbegriff anzulegen: Auch jene Wirkgrößen, die mit für ihre Staterfolge ursächlich sind, aber nicht eigener Leistung zugeschlagen werden können, werden letztlich auf eigene Leistungsbereitschaft bezogen. Hätte man diese nicht an den Tag gelegt, hätten jene Größen nicht so wirken können, wie sie nun tatsächlich – weil man sich leistungsbereit gezeigt hat – gewirkt haben.

---

## 5.5 Implizite und explizite Praktiken der Statusarbeit

Kap. 4 hat gezeigt, dass nur ein Teil der Befragten sich investive Statusarbeit als biographisches Orientierungsmuster zu eigen macht. Die im theoretischen Modell formulierte These einer durchgängigen Orientierung der Mittelschichten am Lebensführungsmodus der investiven Statusarbeit muss revidiert werden. Dieses Kapitel zeigt demgegenüber, dass das Leben aller von uns Befragten von Praktiken der investiven Statusarbeit durchzogen ist, die auch in den theoretisch vermuteten Investitionsarenen stattfinden. Auch hier gibt es jedoch Revisionen des theoretischen Modells. Sowohl der Planungsimperativ als auch das Leistungsethos als theoretisch postulierte kulturelle Rahmungen lassen sich empirisch vorfinden, allerdings in einer Bandbreite von Lesarten, die wir erst im Nachhinein theoretisch systematisieren können. Ebenso wird erst empirisch entdeckt, in welchen Hinsichten die theoretisch als schrankenlos konzipierte investive Statusarbeit durch sachliche, zeitliche und soziale Begrenzungen ‚in ihre Schranken verwiesen‘ wird.

Die Betrachtung der Praktiken investiver Statusarbeit in diesem Kapitel hat wiederholt auf zwei miteinander verwobene Beobachtungen hingewiesen. Die eine besteht darin, dass die Art der praktizierten Statusarbeit stark davon bestimmt wird, ob ein selbstverständlich vorausgesetzter Lebensstandard als gesichert oder aber gefährdet erscheint. Ist Letzteres der Fall, rückt der ‚Gebrauchswert‘ der Erwerbstätigkeit in den Hintergrund, und Planungsanspruch sowie der ‚Tauschwert‘ der Praxis treten in den Vordergrund. Sowohl ‚das, was man bereit ist zu tun‘, als auch wie man sein Leben als Statusarbeit präsentiert, variieren damit nicht nur – wie in Kap. 4 gezeigt – mit dem Modus der Lebensführung, sondern auch in Abhängigkeit von der wahrgenommenen Gefährdung des eigenen Lebensstandards. Angesichts dessen stellt sich als zentrale Folgefrage für weitere Untersuchungen, ob und wie implizite Vorstellungen eines angemessenen Status von Verortungen in und Vergleichen zwischen historischen Generationen geprägt sind. Solchen Fragen geht Holubek-Schaum (2020) in einer gesonderten Auswertung und mit Fokus auf die Berufseinmündung der Mitte der 1970er bis Mitte der 1980er Jahre Geborenen nach. Für diese Kohorte wird deutlich, dass die Herausbildung ihrer Lebensführung von einer Dynamik der Enttäuschung impliziter Erwartungen geformt wird: Als fraglos gegeben erscheinende Möglichkeiten der Statusreproduktion erweisen sich in der Faktizität der Lebensführung dieser Kohorte der heute etwa 35- bis 45jährigen als unsicher. Entsprechend finden sich teils ausgeprägte Phasen biographischer Orientierungssuche, teils auch hektische Bemühungen, ‚schneller als die anderen‘ zu sein, um die wenigen sich bietenden Chancen nutzen zu können; und die undurchschaubarer gewordenen Bedingungen des Erwerbseinstiegs werden so als verschärfte Spannung zwischen Ansprüchen auf berufliche Selbstentfaltung auf der einen, einem gesteigerten Bedürfnis nach Sicherheit auf der anderen Seite erfahren und oftmals durchlitten. Interessant wäre zum einen, sich andere Kohorten im Vergleich anzuschauen, wofür aber erst weitere Untersuchungen die Datengrundlage schaffen könnten. Zum anderen könnte man mit einer Wiederbefragung der Fälle dieser Kohorte in zwanzig Jahren der Frage nachgehen, ob sich als Effekt des Lebensalters, also der weitergehenden beruflichen Laufbahn, und als Effekt der weiter voranschreitenden gesellschaftlichen Dynamiken – als Kontext der Lebensführung – die Statusansprüche weiter verändern oder sich ein ‚Trägheitsmoment‘ herausbildet.

Die zweite Beobachtung ist, dass Praktiken investiver Statusarbeit nicht als durchgängig expliziter, kommunikativ artikulierbarer Wissensbestand verstanden werden dürfen. Zwar gibt es zahlreiche Praktiken, auf die sich unsere Interviewpartner\*innen selbstverständlich beziehen und die sie teils stolz präsentieren, wenn sie darlegen wollen, wie sie es ‚nach oben‘ geschafft oder zumindest, wie sie sich aus unsicheren und schweren Lebenssituationen wieder

eine Statussicherheit erarbeitet haben. Hier sind insbesondere Bildungsaktivitäten, die erwerbsbezogene Praxis und geglückte Finanzinvestitionen zu nennen. Die Betrachtung der drei Typen biographischer Orientierung in Kap. 4 hat aber schon deutlich gezeigt, dass selbst diese Praktiken auf impliziten handlungsleitenden Orientierungen und Wissensbeständen beruhen, die sich erst in der eingehenden Analyse zeigen. Neben diesem ‚offiziellen Repertoire‘ investiver Statusarbeit finden sich aber auch Praktiken, die von den Befragten weniger direkt mit ihrem erreichten Status in Verbindung gebracht werden. Hier ist zunächst an vielfältige Unterstützungen durch Freund\*innen, Bekannte, Geschwister und Eltern zu denken. Diese Unterstützungsleistungen werden durchaus als hilfreich erwähnt; doch es soll kein Zweifel daran aufkommen, dass man sich zwar in schwierigen Zeiten habe helfen lassen, sich seinen Status letztlich aber doch selbst erarbeitet habe.<sup>41</sup> Schließlich zeigt sich in den Interviews auch noch, dass es Praktiken der Statusarbeit gibt, die man nicht nur nicht als solche betrachtet, sondern die als ‚gesellschaftsstrukturelle Vorleistungen‘ gar nicht im Horizont der eigenen Wahrnehmung auftauchen, sich aber der soziologischen Beobachtung klar als latente Funktionalitäten erweisen. Das gilt für solche Praktiken, die in den Interviews schlicht nicht mit Status in Verbindung gebracht werden. Beispiele für diese ‚Infrastruktur der Statusarbeit‘ sind etwa die inner- und außerpartnerschaftliche Externalisierung von Haus- und Sorgearbeiten, der Rekurs auf wohlfahrtsstaatliche Leistungen, die in den Interviews fast gar nicht zur Sprache kommen, oder Praktiken symbolischer Statusarbeit, die einen relativen eigenen Statusgewinn durch die Abwertung der Statuserfolge Anderer erreichen. Investive Statusarbeit beruht, anders gesagt, in nicht geringem Maße auf uneingestanden Vorleistungen anderer Personen oder Institutionen.

---

## Literatur

- Becker-Schmidt, Regina. 2003. *Die doppelte Vergesellschaftung von Frauen*. [http://www.fu-berlin.de/sites/gpo/soz\\_eth/Geschlecht\\_als\\_Kategorie/Die\\_doppelte\\_Vergesellschaftung\\_von\\_Frauen/index.html](http://www.fu-berlin.de/sites/gpo/soz_eth/Geschlecht_als_Kategorie/Die_doppelte_Vergesellschaftung_von_Frauen/index.html) (Abruf 05.03.2020).
- Behnke, Cornelia. 2012. *Partnerschaftliche Arrangements und väterliche Praxis in Ost- und Westdeutschland: Paare erzählen*. Opladen: Budrich.
- Bette, Karl-Heinrich und Uwe Schimank. 2006. *Die Dopingfalle. Soziologische Betrachtungen*. Bielefeld: transcript.

---

<sup>41</sup> Trotz der gesteigerten Bedeutung von Gemeinschaften trifft das auch auf die gemeinschaftszentrierte Lebensführung zu.

- Birkelbach, Klaus. 2001. „Die Janusköpfigkeit elterlicher Statusaspirationen für ihre Kinder.“ In *Ankunft im Erwachsenenleben*, Heiner Meulemann, Klaus Birkelbach und Jörg-Otto Hellwig, Hrsg., 315–347. Wiesbaden: VS.
- Bohnsack, Ralf. 1996. „Auf der Suche nach habitueller Übereinstimmung.“ In *Erziehungswissenschaftliche Biographieforschung*, Heinz-Hermann Krüger und Winfried Marotzki, Hrsg., 258–275. Wiesbaden: VS.
- Bourdieu, Pierre. 1979 (1994). *Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft*. 7. Aufl. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Bourdieu, Pierre und Loïc J. D. Wacquant. 2006. *Reflexive Anthropologie*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Brose, Hanns-Georg, Monika Wohlrab-Sahr und Michael Corsten. 1993. *Soziale Zeit und Biographie: über die Gestaltung von Alltagszeit und Lebenszeit*. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Brunnett, Regina. 2009. *Die Hegemonie symbolischer Gesundheit: eine Studie zum Mehrwert von Gesundheit im Postfordismus*. Bielefeld: transcript.
- Bude, Heinz. 2011. *Bildungsparadoxie. Was unsere Gesellschaft spaltet*. München: Hanser
- Bundesministerium für Bildung und Forschung (BMBF). 2019. *Berufsbildungsbericht 2019*. Bonn: Bundesministerium für Bildung und Forschung (BMBF).
- Burkart, Günter und Cornelia Koppetsch. 1999. *Die Illusion der Emanzipation. Zur Wirkksamkeit latenter Normen im Milieuvvergleich*. Konstanz: UVK.
- Cobo-Reyes, Ramon und Natalia Jiménez. 2012. „The dark side of friendship: ‘envy’.“ *Experimental Economics* 15(4): 547–570. <https://doi.org/https://doi.org/10.1007/s10683-012-9313-0>.
- Crowley, Dermot. 2016. *Smart Work: Centralise, Organise, Realise*. Milton, Queensland: John Wiley & Sons Australia.
- Friedrich, Wiebke. 2016. *Die Elternökonomie: zur berufsbiographischen Bedeutung familiärer Geldtransfers für den Erwerbseintrittsprozess von Akademikern*. Opladen, Berlin und Toronto: Budrich UniPress Ltd.
- Geissler, Birgit und Mechthild Oechsle. 1994. „Lebensplanung als Konstruktion: Biographische Dilemmata und Lebenslauf-Entwürfe junger Frauen.“ In *Risikante Freiheiten: Individualisierung in modernen Gesellschaften*, Ulrich Beck und Elisabeth Beck-Gernsheim, Hrsg., 139–167. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Göbel, Markus und Johannes Schmidt. 1998. „Inklusion/Exklusion: Karriere, Probleme und Differenzierungen eines systemtheoretischen Begriffspaars.“ *Soziale Systeme* 4(1): 87–117.
- Granovetter, Mark. 1973. „The Strength of Weak Ties.“ *American Journal of Sociology* 78(6): 1360–1380.
- Groh-Samberg, Olaf. 2009. „Sorgenfreier Reichtum: Jenseits von Konjunktur und Krise lebt nur ein Prozent der Bevölkerung.“ *DIW Wochenbericht* 76(35): 590–597.
- Holubek, Stefan. 2017. „Motive für das zweite Kind. Eine qualitative Sekundäranalyse problemzentrierter Interviews.“ *ZfF – Zeitschrift für Familienforschung/Journal of Family Research* 29(3): <https://www.budrich-journals.de/index.php/zff/article/view/30337>. Zugegriffen: 1. Juli 2020.
- Holubek-Schaum, Stefan. 2019. „Es irrt der Mensch, solange er strebt? Die Orientierung der Lebensführung als Horizont der Aushandlung subjektiver Statuswahrnehmung.“ In *Komplexe Dynamiken globaler und lokaler Entwicklungen. Verhandlungen des 39. Kongresses*

- der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in Göttingen 2018, Nicole Burzan, Hrsg. [http://publikationen.sozioogie.de/index.php/kongressband\\_2018/article/view/1022](http://publikationen.sozioogie.de/index.php/kongressband_2018/article/view/1022). Zugegriffen: 2. September 2020.
- Holubek-Schaum, Stefan. 2020. *Ra(s)tlos Vorwärtsstreben? Die Lebensführung von Mittelschichtsangehörigen in der frühen Erwerbsphase* (im Erscheinen). Bremen.
- Jochum, Georg, Karin Jurczyk, G. Günter Voß und Margit Wehrich. Hrsg. 2020. *Transformationen alltäglicher Lebensführung Konzeptionelle und zeitdiagnostische Fragen*. Weinheim und Basel: Beltz Juventa.
- Jurczyk, Karin, G. Günter Voß und Margit Wehrich. 2016. „Alltägliche Lebensführung – theoretische und zeitdiagnostische Potentiale eines subjektorientierten Konzepts.“ In *Lebensführung heute – Klasse, Bildung, Individualität*, Erika Alleweldt, Anja Röcke und Jochen Steinbicker, Hrsg., 53–87. Weinheim und Basel: Beltz Juventa.
- Köcher, Renate. 2018. Generation Mitte 2018. Umfrageergebnisse. <https://www.gdv.de/de/medien/aktuell/die--generation-mitte--2018--35798> (Zugegriffen: 5. März 2020).
- Korom, Philipp. 2017. *Ungleiche Mittelschichten: Über Unterschiede im Immobilienvermögen und im Erbe innerhalb der Mitte Deutschlands*. [https://www.researchgate.net/publication/318702313\\_Korom\\_Philipp\\_2017\\_Ungleiche\\_Mittelschichten\\_Uber\\_Unterschiede\\_im\\_Immobilienvermogen\\_und\\_im\\_Erbe\\_innerhalb\\_der\\_Mitte\\_Deutschlands\\_MPIfG\\_Discussion\\_Paper\\_1714](https://www.researchgate.net/publication/318702313_Korom_Philipp_2017_Ungleiche_Mittelschichten_Uber_Unterschiede_im_Immobilienvermogen_und_im_Erbe_innerhalb_der_Mitte_Deutschlands_MPIfG_Discussion_Paper_1714) (Zugegriffen: 14. Sep. 2017).
- Lindblom, Charles E. 1959. „The Science of Muddling Through.“ *Public Administration Review* 19(2): 79–88.
- Mau, Steffen, Olaf Groh-Samberg und Uwe Schimank. 2019. „Investive Statusarbeit. Kontexte von Wachstum und Niedrigwachstum.“ In *Soziale Ungleichheit der Lebensführung*, Anja Röcke, Maria Keil und Erika Alleweldt, Hrsg., 80–102. Weinheim und Basel: Beltz Juventa.
- Merz, Friedrich. 2019. „Wirtschaftspolitik: Für eine neue Kultur des Sparens.“ *Die Zeit*, 11. Juni 2019. <https://www.zeit.de/wirtschaft/2019-04/wirtschaftspolitik-deutschland-wohlstand-soziale-gerechtigkeit-demokratie-kapitalismuskritik/komplettansicht> (Zugegriffen: 17. Juni 2019).
- Neckel, Sighard. 2008. *Flucht nach vorn. Die Erfolgskultur der Marktgesellschaft*. Frankfurt am Main: Campus.
- Niehues, Judith. 2017. „Die Mittelschicht in Deutschland – vielschichtig und stabil.“ *Institut der deutschen Wirtschaft*. <https://doi.org/10.2373/1864-810X.17-01-01> (Zugegriffen: 17. Juni 2019).
- Oevermann, Ulrich. (2009). „Biographie, Krisenbewältigung und Bewährung.“ In *„Natürlich stört das Leben ständig.“ Perspektiven auf Entwicklung und Erziehung*, Sylke Bartmann, Axel Fehlhaber, Sandra Kirsch und Wiebke Lohfeld, Hrsg., 35–55. Wiesbaden: VS.
- Schimank, Uwe. 2005. *Die Entscheidungsgesellschaft. Komplexität und Rationalität der Moderne*. Wiesbaden: VS.
- Schimank, Uwe. 2015. „Lebensplanung!? Biografische Entscheidungspraktiken irritierter Mittelschichten.“ *Berliner Journal für Soziologie* 25(1-2): 7–31.
- Schorb, Friedrich. 2010. Fit for fun? – Schlankheit als Sozialprestige. In *Risiko Gesundheit: Über Risiken und Nebenwirkungen der Gesundheitsgesellschaft*, Bettina Paul und Henning Schmidt-Semisch, Hrsg., 105–121. Wiesbaden: VS.



- Solga, Heike, und Christine Wimbauer, Hrsg. 2005. *Wenn zwei das Gleiche tun. Ideal und Realität sozialer (Un-)Gleichheit in Dual Career Couples*. Opladen: Budrich.
- Treas, Judith und Sonja Drobnič, Hrsg. 2010. *Dividing the Domestic. Men, Women, and Household Work in Cross-National Perspective*. Stanford: Stanford Univ. Press.
- Verheyen, Nina. 2018. *Die Erfindung der Leistung*. Berlin: Hanser Berlin.
- Walter, Michael und Lydia Welbers. 2017. „Wie "ticken" Kleinanleger auf dem Finanzmarkt? Einblicke in ein qualitatives Forschungsprojekt.“ *Vierteljahreshefte zur Wirtschaftsforschung* 86(4): 67–82.
- Wehrich, Margit. 1998. *Kursbestimmungen: Eine qualitative Paneluntersuchung der alltäglichen Lebensführung im ostdeutschen Transformationsprozess*. Pfaffenweiler: Centaurus-Verlagsgesellschaft.

**Open Access** Dieses Kapitel wird unter der Creative Commons Namensnennung 4.0 International Lizenz (<http://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.de>) veröffentlicht, welche die Nutzung, Vervielfältigung, Bearbeitung, Verbreitung und Wiedergabe in jeglichem Medium und Format erlaubt, sofern Sie den/die ursprünglichen Autor(en) und die Quelle ordnungsgemäß nennen, einen Link zur Creative Commons Lizenz beifügen und angeben, ob Änderungen vorgenommen wurden.

Die in diesem Kapitel enthaltenen Bilder und sonstiges Drittmaterial unterliegen ebenfalls der genannten Creative Commons Lizenz, sofern sich aus der Abbildungslegende nichts anderes ergibt. Sofern das betreffende Material nicht unter der genannten Creative Commons Lizenz steht und die betreffende Handlung nicht nach gesetzlichen Vorschriften erlaubt ist, ist für die oben aufgeführten Weiterverwendungen des Materials die Einwilligung des jeweiligen Rechteinhabers einzuholen.





# Lebensführung in den Mittelschichten: unaufgeregt beharrlich

# 6

Gegenstand unserer empirischen Studie ist die Lebensführung in den deutschen Mittelschichten. Indem wir Lebensführung soziologisch als einen Deutungsrahmen verstehen, der alltägliche und biographische Orientierungen zusammenführt, knüpfen wir für heute an die Studien Max Webers (1905) zur „protestantischen Ethik“ an. Wir haben dafür mit 40 Angehörigen der Mittelschichten lebensgeschichtliche Interviews geführt. Dabei leitet uns das theoretische Modell der investiven Statusarbeit an – ein komplexer Idealtypus, der als ‚Scheinwerfer‘ hilft, die empirische Komplexität in einem theoretisch strukturierten und historisch informierten Licht zu betrachten.

Gemäß dieser Leithypothese basieren Praktiken investiver Statusarbeit auf soziostrukturellen Bedingungen und werden von kulturellen Rahmungen orientiert. Demnach befinden sich Mittelschichtenangehörige auf der Grundlage einer mittleren Ausstattung mit ökonomischem und kulturellem Kapital in einer Position, in der sie einerseits die Möglichkeit haben, über die Auseinandersetzung mit unmittelbar gegebenen Notwendigkeiten hinaus in einen Statusaufstieg zu investieren, andererseits aber nicht über genügend Ressourcen verfügen, um völlig auf Investitionen in den eigenen Status verzichten zu können. Auf dieser Grundlage, so die Vermutung, befeißigen sich Mittelschichtenangehörige einer beständigen umsichtigen Investitionspraxis – die auch Episoden der Suspension von Statusarbeit zeigt und dadurch auf Dauer gestellt möglich wird. Als kulturelle Triebkräfte dienen dabei das Ideal eines zielgerichteten planvollen Strebens und ein Leistungsethos.

Diese Leithypothese fügt sich nicht, wie bereits in Kap. 1 angedeutet, glatt in das Bild, das zahlreiche Beiträge als eine ‚Krise der Mitte‘ diagnostizieren und mit Wohlstandskonflikten (Vogel 2009), Statuspanik (Mau 2012), Krisen in der Aufstiegsorientierung (Voswinkel 2013), Abstiegsdynamiken und -ängsten

(Nachtwey 2016) sowie Konkurrenzen zwischen Mittelschichtfraktionen (Reckwitz 2019) verbinden. Sie alle legen, unterschiedlich akzentuiert, nahe, dass investive Statusarbeit für relevante Teile der Mittelschichten nicht mehr oder nur unter erschwerten Bedingungen als Handlungsmaxime gelte und realisierbar sei. Wir sehen zwar diese denkbaren Irritationen investiver Statusarbeit ebenfalls, nehmen aber weiterhin an, dass es nach wie vor größere Teilgruppen der Mittelschichten gibt, bei denen sich die für investive Statusarbeit typischen biographischen Orientierungen und Praktiken finden.

Was sind nun unsere Ergebnisse, und wie positionieren wir uns mit ihnen in der Debatte zur ‚Krise der Mitte‘? Im Folgenden werden zunächst Anlage und Ergebnisse unserer Studie rekapituliert (Abschn. 6.1) und dann mit Rückbezug auf die theoretischen Ausgangsannahmen und das methodische Vorgehen reflektiert (Abschn. 6.2). Abschließend geht es um eine Verortung unserer Ergebnisse im Lichte jener Gegenwartsdiagnosen, die aktuelle Wandlungsprozesse mit Blick auf ‚die Mitte‘ als Bruch der wohlfahrtsstaatlich strukturierten industriegesellschaftlichen Ordnung der Nachkriegsjahrzehnte deuten (Abschn. 6.3).

---

## **6.1 Empirische Rekonstruktion von Lebensführungen: differente sinnstiftende Orientierungen und vielfältige statusbezogene Praktiken**

Die Hypothese der investiven Statusarbeit dient als sensibilisierende theoretische Heuristik für die Anlage der Studie in Form von narrativ-biographischen Interviews mit 40 Mittelschichtenangehörigen unterschiedlicher Bildungsabschlüsse, Berufe und Einkommen, verschiedener Altersgruppen und beiderlei Geschlechts. Der Schwerpunkt der lebensgeschichtlich-narrativen Interviews lag darauf, den Befragten Raum zu geben, eigene Sinnstrukturen mit Bezug auf den gesamten Lebenszusammenhang zu entfalten, deren Rekonstruktion uns später die Möglichkeit geben würde, ihre Lebensführung als einen situations- und lebensbereichsübergreifenden Mechanismus zu identifizieren. Für die Auswertung nutzen wir das Instrumentarium der dokumentarischen Methode. Dieses eröffnet die Perspektive auf Orientierungen und gelebte Erfahrungen, die sich zwischen positiven und negativen Horizonten aufspannen, so dass deutlich wird, welche Szenarien und Bilder Gegenstand von Aspiration und Hoffnung sind – aber auch, welche Zustände oder Entwicklungen als problematisch angesehen und deshalb gemieden oder verhindert werden. Neben der Ermittlung expliziter, reflexiver Wissensbestände erlaubt diese Methode auch einen Blick auf das implizite, sedimentierte Wissen, das die gelebten Erfahrungen vorbewusst strukturiert.

Im Zuge dieser Auswertung schält sich bald heraus, dass die im theoretischen Modell unterstellte enge Kopplung von kulturell gerahmten biographischen Orientierungen auf der einen und Praktiken der Enaktierung von Lebensführung der empirisch vorfindlichen Vielfalt investiver Statusarbeit nicht gerecht wird. Wir haben daher in der Präsentation unserer empirischen Ergebnisse die handlungsleitenden biographischen Orientierungen auf der einen und die enaktierten Praktiken auf der anderen Seite auseinandergehalten, um aufzeigen zu können, dass es durchaus Kopplungen zwischen ihnen gibt, die aber nicht eng, also eindeutig, sondern lose sind und genauer spezifiziert werden müssen. Anders gesagt haben wir sowohl Entkopplungen als auch spezifische Kopplungen zwischen kulturellen Rahmungen und Praktiken investiver Statusarbeit aufgedeckt. Daraus haben sich instruktive Einblicke in das Funktionieren wie auch in die unterschiedliche Konturierung dieses Modus der Lebensführung, der insbesondere Mittelschichtenangehörigen als kulturell hegemoniale Vorstellung des ‚guten Lebens‘ auferlegt ist, ergeben.

Zunächst zu den *Orientierungen*: Mit der Unterscheidung in drei Typen von Lebensführungen wird der empirischen Beobachtung Rechnung getragen, dass sich in einer Reihe von Interviews biographische Orientierungsmuster darbieten, die so stark von den theoretischen Vorannahmen abweichen, dass nicht nur von Idiosynkrasien oder Variationen gesprochen werden kann: Einige unserer Interviewpartner\*innen lehnen Beförderungen ab, zeigen keine Ambitionen, ihr Leben als Ergebnis eines Planes zu erzählen, oder erzählen geradezu mit Stolz, dass sie ein repetitives Leben führen würden, in dem Statusaufstieg keine Rolle spielt. Die drei rekonstruierten Modi der Lebensführung unterscheiden sich systematisch in verschiedenen Dimensionen – entscheidend ist aber, ob Gemeinschaften, Berufsstolz oder sozialer Status im Zentrum der Orientierung stehen.

In der *gemeinschaftszentrierten Lebensführung*, die in etwa der Hälfte der Fälle, also am häufigsten, identifiziert werden konnte, steht das Ziel, akzeptiertes Mitglied der Gemeinschaften des sozialen Nahumfeldes zu werden, im Zentrum der Bestrebungen. Der ökonomische Status stellt dafür nur eine Ermöglichungsbedingung dar. Jenseits eines hinreichenden Lebensstandards, der es erlaubt, sich auf die Anerkennung in der Gemeinschaft zu konzentrieren, sind von weiteren Statusverbesserungen schlicht keine relevanten Anerkennungsgewinne mehr zu erwarten. Mehr noch: Gesteigertes Statusstreben kann geradezu als Loyalitätsverletzung gegenüber den Bezugs-Gemeinschaften gedeutet werden und damit in Konflikt mit dem Bestreben, ‚dazu zu gehören‘, geraten. Entsprechend nimmt das Erwerbsleben – sofern es nicht zur Quelle von Problemen oder zum Ort des Gemeinschaftsstrebens wird – in den Erzählungen oft eine vergleichsweise randständige Bedeutung ein. Die enge Bindung an das soziale Nahumfeld bedingt

schließlich auch, dass Planung in den Lebensführungen nur eine untergeordnete Rolle spielt. Die kurzen Rückkopplungsschlaufen, die sich durch die engmaschige Verwobenheit in soziale Netze ergeben, stellen vielmehr Quellen direkterer Bestätigung dafür dar, dass man es ‚geschafft‘ hat. Dadurch sind die Berufsbiographien häufiger durch ein Tasten und ein Navigieren auf Sicht gekennzeichnet.

Die *berufsstolzorientierte Lebensführung* – für die wir nur sehr wenige Fälle gefunden haben – wird hingegen deutlich von einem geplanten, ambitionierten Aufstiegsstreben getrieben. Dieses richtet sich allerdings nicht auf den sozialen Status, insbesondere auf Einkommenssteigerung, sondern darauf, berufliche Meisterschaft zu erlangen. Im Vordergrund steht die Betonung der intrinsischen Motivation und die Ausrichtung an einer Anerkennung für ‚das Besondere‘, die den Charakter eines schrankenlosen Strebens nach ‚Exzellenz‘ annehmen kann; zugleich sind Gemeinschaftsbezüge wenig ortsgebunden und vorrangig berufsvermittelt. Der soziale Status stellt auch hier eine Ermöglicungsbedingung dar und kann überdies im Streben nach praktischer Meisterschaft Indikator für Erfolg sein, aber ebenso in negativer Form als ‚Verrat an der Sache‘ eine Gefährdung des Berufsethos darstellen.

*Investive Statusarbeit* im engeren Sinn, also als biographische Ausrichtung, die sich über investive Praktiken hinaus auch auf eine entsprechende kulturelle Rahmung der Lebensführung bezieht, finden wir in etwa einem Drittel unserer Fälle vor. Diese Lebensführung zeichnet sich durch ein geradliniges, auf Berufserfolg ausgerichtetes Statusstreben aus, welches die Erwerbsbiographie in den Mittelpunkt der Lebensführung und der biographischen Erzählung rückt. Gemeinschaften spielen hier kaum eine Rolle – der Staterfolg muss einem eher als ‚feindlich‘ erlebten sozialen Umfeld manchmal geradezu abgetrotzt werden. Abgesehen von der eigenen Kernfamilie sind entsprechend auch kaum soziale Bezugsgruppen auszumachen, die den ‚Erfolg‘, nach dem gestrebt wird, bestätigen könnten. Das uferlose Statusstreben erscheint so als ein generalisiertes Streben nach Anerkennung durch ein vorgestelltes, ‚virtuelles‘ Publikum wie z. B. frühere Lehrer, denen man es nun ‚zeigen‘ könne.

So unterschiedlich diese Lebensführungen in einigen Dimensionen auch sein mögen, zeigen sich doch *charakteristische Gemeinsamkeiten*. Zum einen stellen alle drei Orientierungen *verschiedene Spielarten eines ‚Statusprojektes‘* dar, insofern sie unterschiedliche handlungsleitende Konzeptionen davon repräsentieren, wann man es ‚zu etwas gebracht‘ hat. Beim Verfolgen dieser Projekte kann man sich aber nicht auf eine gesicherte sozioökonomische Position verlassen; insofern bleiben Praktiken investiver Statusarbeit unabdingbar. Diese gemeinsame Mittelschichtsspezifität tritt durch eine Kontrastierung mit Lebensführungen, die durch eine niedrigere beziehungsweise eine höhere Ressourcenausstattung

gekennzeichnet sind, noch deutlicher hervor. So stellen sich Lebensführungen unter einer Schwelle von etwa 100 % des Nettoäquivalenzeinkommens als ein Kampf um Konsolidierung dar, in dem sich kaum Möglichkeitsräume öffnen, eine Statusorientierung im Sinne eines dauerhaften, habitualisierten Zielens auf anerkennende Identitätsbestätigung als ‚besonders‘ – als anerkanntes Mitglied von Gemeinschaften, als exzellente\*r Praktiker\*in oder als beruflich ‚erfolgreich‘ – auszubilden und zu verfolgen. In der oberen Mittelschicht und Oberschicht hingegen findet zwar auch Statusarbeit statt, aber unter gesicherten Bedingungen und damit mit deutlich höheren Freiheitsgraden. Hier scheint die viel bessere Ressourcenausstattung dazu zu führen, dass die oben genannten unterschiedlichen Orientierungen, die in den bei uns im Zentrum stehenden Mittelschichtsfällen getrennt auftreten, für die Einzelnen eher miteinander vereinbar erscheinen und zumindest zum Teil als integrierbare Projekte verfolgt werden können.

Unsere Anpassungen in der Samplebildung, das heißt der Einbezug auch höherer Einkommensgruppen (150–200 % und 200–250 % des mittleren Haushalts-Nettoäquivalenzeinkommens) in der zweiten Welle der Untersuchung, und die entsprechenden Befunde haben gezeigt, dass *investive Statusarbeit eher in den mittleren und oberen Einkommenschichten* anzutreffen ist. Dies könnte darauf hindeuten, dass sich die Möglichkeiten für dauerhaft durch investive Statusarbeit gekennzeichnete Lebensführungen nach dem Ende des „kurzen Traums der immerwährenden Prosperität“ (Lutz 1984) tatsächlich ‚nach oben‘ verschoben haben. Mit dem entsprechend erhöhten Wettbewerb um knappe Ressourcen steigt nicht nur die Wahrscheinlichkeit, dass Aufstiegs- und Sicherheitserwartungen in der Mitte enttäuscht werden können, sondern auch, dass die für eine mehr oder weniger *erfolgreiche Statusreproduktion* notwendige investive Statusarbeit *unsicherer, aufwändiger und anstrengender* geworden ist.

Dies dürfte stärker für jüngere Altersgruppen in der Phase des Arbeitsmarkteinstiegs und der Familiengründung als für ältere, bereits beruflich etablierte Mittelschichtenangehörige gelten. Darauf, dass investive Statusarbeit auch eine Antwort auf diese Unsicherheitserfahrung sein kann, weisen die Befunde von Stefan Holubek-Schaum (2021) hin, der genauer untersucht hat, wie sich die hier rekonstruierten Orientierungen in der frühen Erwerbsphase bei den Mitte der 1970er bis Mitte der 1980er Jahre Geborenen und heute zwischen 34- und 45-Jährigen herausgebildet haben. Er zeigt unter anderem, wie die Erfahrung von ökonomischer Unsicherheit in der frühen Erwerbsphase, die in jungen Jahrgängen verbreiteter ist als in älteren, dazu führen kann, dass die Orientierung auf investive Statusarbeit als ein ‚Sicherungsexzess‘ erlebt wird, in dem ein beständig als gefährdet angesehener Status in Form eines unermüdlichen Aufstiegsstrebens gesichert werden muss. Auch wenn dies aufgrund der Größe des Samples nicht

überinterpretiert werden sollte, ist auffällig, dass die Charakteristika der Orientierung an investiver Statusarbeit besonders bei jüngeren Fällen deutlich zu Tage treten. Auch die Orientierung an Gemeinschaft nimmt in diesen Jahrgängen eine besondere Gestalt an, da sie von der kollektiven Erfahrung lokaler und sozial-räumlicher Diskontinuität geprägt ist und damit besondere Praktiken der Rück- oder Neueinbettung erfordert.<sup>1</sup>

Die Schwierigkeiten bei der Statusreproduktion zeigen sich auch in unseren Ergebnissen zu den *Praktiken der Statusarbeit*. Als wichtiger Befund ist zunächst festzuhalten, dass sich die Lebensführung aller Interviewten in unserer Studie, ungeachtet ihrer unterschiedlichen biographischen Orientierungen, durch ein ausgesprochen vielfältiges Repertoire an Praktiken auszeichnet, die auf eine Sicherung oder Verbesserung des eigenen Status zielen: von Investitionen in die eigene Bildung und beruflichen Aufstieg, in die kaum thematisierte, gleichsam als selbstverständlich angesehene, mehr oder weniger homogame Paarbildung und Familiengründung, in Ausbildung und Unterhalt der Kinder, bis hin zu Wohneigentum und Geldanlagen. Verbreitung und Selbstverständlichkeit, mit der diese Praktiken in den Interviews zu Tage treten, deuten darauf hin, dass Mittelschichtenangehörige ‚nicht anders können‘, als in ihren sozialen Status zu investieren (Schimank et al. 2014). Auch wenn diese Statusinvestitionen im Großen und Ganzen mehr oder weniger erfolgreich sind, finden sich doch gleichzeitig auch aufschlussreiche Anzeichen für wahrgenommene, von außen auferlegte, wie selbst gesetzte Grenzen und damit auch spezifische Konturierungen dieser Statusarbeit.

Bezogen auf den für investive Statusarbeit charakteristischen *Planungsimplerativ* fällt auf, dass insbesondere bei berufsbiographischen Entscheidungen Planungsanspruch und Planungschance keineswegs immer zusammenfallen. Eine erfolgreiche Planungspraxis, in der vorhandene Planungschancen und -ansprüche

---

<sup>1</sup> Holubek-Schaum (2021) zeigt weiterhin, dass die frühe Erwerbsphase der Befragten der jüngeren Kohorten von der impliziten Erwartung und Zuversicht getragen wird, verschiedene Orientierungsmuster wie z. B. Berufsstolz und investive Statusarbeit gleichzeitig verfolgen zu können. Den Raum zur Erkundung dieser Erwartungen stellt die neue Lebensphase der „emerging adulthood“ (Arnett 2004) dar, die einerseits von Bildungsexpansion und verlängerten Ausbildungszeiten, andererseits aber auch von unsicheren Bedingungen des Erwerbseinstiegs und einer fortwährenden ökonomischen Abhängigkeit gekennzeichnet ist. Im Verlauf der frühen Erwerbsphase verdichtet sich jedoch im Prozess der Erfahrungsaufschichtung ein Erleben, das von der Unvereinbarkeit der Orientierungsmuster und von der Unsicherheit der Möglichkeit der elterlichen Statusreproduktion gekennzeichnet ist. Die Personen müssen sich früher oder später für einen und nur einen Modus der Lebensführung entscheiden, was sich ihnen als ein Verzicht darstellt, der sich als erforderlich erweist, um einen als unsicher erlebten Status zu sichern.

in eine zielstrebige Verfolgung einer beruflichen Karriere münden, finden sich am ehesten bei jenen Interviewten, die als investive Statusarbeiter\*innen über eine relativ hohe Ressourcenausstattung verfügen. Demgegenüber realisieren Vertreter\*innen der gemeinschaftsorientierten Lebensführung, die eher durch eine mittlere oder geringere Ressourcenausstattung gekennzeichnet sind, beruflichen Aufstieg nicht um jeden Preis und sehen ihre Berufsbiographien zum Teil eher als ‚glückliche Fügung‘ denn Resultat von zielstrebigem Planen. Daneben gibt es auch noch Beispiele eines ‚Bounded Planning‘, wo ein Planungsanspruch, etwa die Realisierung von beruflicher Selbstständigkeit, zwar besteht, die Chancen auf Realisierung aber kaum vorhanden sind, bis hin zu Beispielen, wo fehlende Planungschancen in Planungsresignation münden. Letztere finden sich vor allem in den bereits angesprochenen Fällen geringer Ressourcenausstattung, die planvolle Statusinvestitionen kaum mehr möglich erscheinen lassen.

Gewisse Grenzen eines uferlosen Statusstrebens zeigen sich auch in Bezug auf das *Leistungsethos*. So gibt es, in der sachlichen Dimension, moralische Grenzen, wenn etwa eine als hoch wahrgenommene Arbeitsintensivierung es nicht mehr erlaubt, die eigenen Ansprüche an eine ‚gute Arbeit‘ zu erfüllen, aber auch Belastungs- und Fähigkeitsgrenzen, anhand derer Mittelschichtenangehörige entscheiden, was sie im Sinn von Statusarbeit nicht mehr bereit sind zu leisten. Als ein besonders sensibles Feld erweist sich hier die Klärung des Verhältnisses zwischen Erwerbsarbeit und anderen Sphären der Lebensführung. Die Sphäre der Freizeit kann neben der Erwerbsarbeit zu einem weiteren Ort der Statusarbeit werden oder aber gerade der Suspension von beruflicher Statusarbeit dienen. Insbesondere in jenen Fällen, in denen sich eine an Exzellenz ausgerichtete berufliche Orientierung in der Berufstätigkeit nicht realisieren lässt, dient die Freizeit gleichsam kompensatorisch zur Enaktierung dieser Orientierung.

Eine Infragestellung des im bürgerlichen Lebensmodell klassischen funktionalen Zusammenwirkens von Statusarbeit und temporärer Statussuspension findet sich schließlich in Fällen beruflicher Hyperinklusion, wenn die ohnehin zu knappe Freizeit kaum mehr zum Erholen reicht. In diesen Fällen lassen sich auch Anzeichen für die Wirksamkeit eines allumfassenden Anspruchs permanenter Selbstoptimierung finden, wenn selbst die Freizeit, die eigentlich als Bereich legitimer Statussuspension gilt, etwa unter der Devise des sich ‚Fithalten müssen‘ wahrgenommen wird – einer Devise, der man angesichts von extremer Erschöpfung bis hin zu gesundheitlicher Gefährdung kaum mehr nachkommen kann. Entsprechende – wenige – Fälle finden sich wohl nicht zufällig unter investiven Statusarbeiter\*innen, die sich überwiegend in stark wettbewerblich geprägten privatwirtschaftlichen beruflichen Kontexten bewegen.



Auch in einer zeitlichen, hier biographischen Dimension wird deutlich, dass es Begrenzungen des Leistungsethos gibt. Während sich in einigen Fällen anhand von ‚Gründungsszenen‘ nachzeichnen lässt, wie investive Statusarbeit zum biographisch angeeigneten Zentrum der Lebensführung wird, wird in anderen Fällen deutlich, wie der Anspruch, den Beruf nicht nur als ‚Broterwerb‘, sondern auch darüber hinaus als sinnstiftend zu erleben, im Erwerbsverlauf vor dem Hintergrund von enttäuschten Erwartungen reduziert beziehungsweise schließlich ganz fallen gelassen wird.

Grenzen investiver Statusarbeit zeigen sich weiterhin darin, dass diese erst im Kontext sozialer Vergleiche Kontur gewinnt, einschließlich der Bezugnahme auf imaginierte Andere. Diese Bezugnahmen können nicht nur, wie im Fall des schrankenlosen Strebens nach fachlicher Exzellenz, tendenziell durch Unerreichbarkeit gekennzeichnet sein, sondern umgekehrt auch durch ‚Statussättigung‘, wenn etwa, wie insbesondere in der gemeinschaftsorientierten Lebensführung, der Korridor eines ‚angemessenen‘ Status und die damit einhergehenden Praktiken durch den Bezug auf die oft lokalen und meist herkunftsnahen Gemeinschaften eng definiert wird. In diesen Fällen dienen soziale Nahbeziehungen zu Eltern, Geschwistern, Verwandten und Freunden dazu, auszuloten, was anstrebenwert und erfolgsversprechend ist, aber auch, wann es ‚genug‘ ist und worauf man lieber verzichten sollte.

Unsere Ergebnisse zeigen weiterhin, dass die Entfaltung des Leistungsethos kein individuelles Projekt ist; vielmehr findet investive Statusarbeit und Statusreproduktion nicht nur im Beruf, sondern auch im Rahmen von Familie und Partnerschaften und zeitlich diachron wie synchron statt. Auch wenn die Interviewten in der Selbstdarstellung ihres ‚Statusprojekts‘ die eigene Person in den Mittelpunkt stellen, besonders deutlich in den Fällen einer am Berufsstolz orientierten Lebensführung, zeigen die Narrationen, dass intergenerationale Statusarbeit eine wichtige Rolle für die subjektive wie objektive Statuspositionierung spielt. Dies gilt in beide Richtungen, das heißt mit Blick auf erhaltene Unterstützungsleistungen durch die eigenen Eltern wie auch mit Blick auf vielfältige, insbesondere auch auf die Einübung in investive Statusarbeit zielende Praktiken gegenüber den eigenen Kindern. Dass elterliche Unterstützung nicht zuletzt in potentiell oder manifest krisenhaften Situationen vor allem für den Statuserhalt wichtig ist, könnte darauf hindeuten, dass sich die Bedingungen der Statusreproduktion für die Generation der Befragten im Vergleich zu Zeiten des „Golden Age“ beziehungsweise der Elterngeneration eher verschlechtert haben. Dass die Aspirationen für die eigenen Kinder in der Tendenz eher auf eine möglichst gute

Ausgangsposition für erfolgreiche Statusarbeit und weniger auf als sicher erwarteten Aufstieg angelegt sind, zeigt darüber hinaus, dass die Unsicherheiten einer erfolgreichen intergenerationalen Statusreproduktion reflektiert werden.

Während Praktiken investiver Statusarbeit in Bezug auf Kinder in der eigenen Statusdarstellung einen relativ großen Raum einnehmen, werden Unterstützungsleistungen durch Partner und damit auch bestimmte Aspekte geschlechtsspezifischer Gestaltung der Partnerschaft deutlich weniger artikuliert. Insbesondere die Übernahme von Haus- und Familienarbeit durch Partnerinnen und die damit einhergehende dauerhafte alltägliche Entlastung wie auch biographische Unterstützung für die Erwerbskarriere wird von den männlichen Mittelschichtenangehörigen oft nicht als solche thematisiert, sondern als neigungsorientierte Arbeitsteilung präsentiert. Damit erscheint das in diesen Fällen vorherrschende Familienerwerbsmodell mit vollerwerbstätigem ‚Ernährerhemann‘ und nicht oder nur teilzeiterwerbstätiger Partnerin und Mutter, das über Jahrzehnte insbesondere in Westdeutschland sozial- und steuerpolitisch gestützt wurde (Gottschall und Schröder 2013) und auch aktuell in Paarhaushalten mit jüngeren Kindern sehr verbreitet ist, weniger als Ausdruck einer rigiden traditionellen Geschlechterrollennorm, sondern versucht sich eher im spätmodernen Gewand der Individualisierung zu kleiden.

Bei den interviewten weiblichen Erwerbstätigen finden sich hingegen, auch im Fall einer stark auf beruflichen Erfolg ausgerichteten Lebensführung, kaum Hinweise auf Entlastung in Haushalt und Privatleben durch den Partner; insbesondere im Fall einer gemeinschaftsorientierten Lebensführung zeigt sich eher eine Anpassung der eigenen beruflichen Karriere an die familiäre Situation. Diese Konstellationen sind freilich im Fall des Scheiterns der Partnerschaft mit erheblichen sozialen Abstiegsrisiken behaftet, wie auch in unserem Sample der Fall einer nach Trennung alleinerziehenden Mutter zeigt, der mit ihrer Erwerbsarbeit kaum mehr Statussicherung gelingt. In der Tendenz bestätigt sich hier der Befund eines Beharrungsvermögens geschlechtsspezifischer Rollenteilung auch unter Bedingungen stärker individualisierter und erwerbsorientierter weiblicher Biographien (Koppetsch und Burkhardt 1999; Treas und Drobnič 2010) wie auch, im Fall von Dual-Career-Konstellationen, gewisser mittelschichtspezifischer Externalisierungsstrategien (Solga und Wimbauer 2005, 2012). Hinweise auf eine faktische Relevanz geschlechteregalitärer Vorstellungen, die als ein wichtiges Kennzeichen der „neuen Mittelklasse“, also akademischer Mittelschichtenangehöriger in modernen Dienstleistungssektoren gelten (Reckwitz 2019, 91), finden sich bei uns am ehesten in der Form, dass inzwischen Männer durchaus bereit sind, Statusgewinne aus einer relativ hohen Statusposition und Ressourcenausstattung der

Partnerin zu ziehen. Hier könnte sich eine gewisse Relativierung des männlichen Alleinernährermodells andeuten. Bildungsgewinne und Erwerbsintegration von Frauen können in Fällen partiell unsicherer männlicher Erwerbsbiographien eine wichtige Funktion für die andernfalls eventuell gefährdete Statusreproduktion des Haushalts übernehmen (Klenner et al. 2012), ohne dass allerdings die Sorgearbeit egalitärer geteilt wird.

Grenzen investiver Statusarbeit manifestieren sich in unserer Studie auch in verschiedenen Formen von Statusverunsicherung. Neben Erfahrungen, berufliche Pläne nicht realisieren zu können, und vereinzelt auch Erfahrungen von ‚Statusshocks‘ im Privatbereich – etwa Scheidung – finden wir Irritationen von investiver Statusarbeit im Feld der finanziellen Sicherungsstrategien. So werden, wie unsere Ergebnisse in Übereinstimmung mit anderen Studien (Schimank 2011a) zeigen, insbesondere Finanzmarkttransaktionen, die nur bei höherer Ressourcenausstattung möglich sind, oder auch Anlageberatungen, die eher von Mittelschichtenangehörigen mit mittlerer und unterer Ressourcenausstattung in Anspruch genommen werden, überwiegend als undurchsichtig wahrgenommen – bis hin zu ausgesprochenen Hilflosigkeitserfahrungen (Schimank 2011b).

Eine spezifische Konturierung von investiver Statusarbeit zeigt sich schließlich darin, dass und wie *Statusbehauptung und -legitimation über Abgrenzung* erfolgt. So werden in zahlreichen Fällen Praktiken des Strebens nach sozialem Status danach bewertet, ob es sich um ‚gute‘ oder nur ‚erfolgreiche‘ Statusarbeit handelt. Dabei wird das Leistungsethos insbesondere in der Bewertung der Statusarbeit von Anderen mobilisiert, wohingegen die eigene Statusarbeit allein schon durch den Staterfolg legitimiert sein kann. Diese ‚Doppelmoral‘ könnte als Reflex auf die jüngere gesellschaftliche Aufwertung einer ‚Erfolgskultur‘ gegenüber den eher traditionellen meritokratischen Legitimationen gesehen werden (Neckel 2008; Nachtwey 2016). Eine weitere wichtige Funktion der Aufrechterhaltung eines Leistungsethos besteht in der Statusabgrenzung ‚nach unten‘. Mittels symbolischer Statusarbeit wird Leistung zum zentralen Bewertungsmaßstab nicht nur der eigenen Positionierung, sondern auch der Positionierung Anderer, und trägt so zur Legitimation von sozialer Ungleichheit bei. Zu vermuten ist, dass diese Abgrenzungspraktiken in einem durch verstärkten Wettbewerb, arbeitsgesellschaftliche Subjektivierung und wohlfahrtsstaatliche Aktivierung geprägten gesellschaftlichen Umfeld eine Art sekundäre Legitimation erfahren und damit umso leichter praktikierbar sind (Sachweh et al. 2018).

## 6.2 Theorie und Methodik revisited

Die resümierten empirischen Befunde unserer Untersuchung substantiieren, was bereits bei der Vorstellung des Theoriemodells angedeutet wurde: Das Modell stellt keine vollständige Abbildung der von ihm erfassten gesellschaftlichen Wirklichkeit dar. In zweierlei Hinsicht erweist es sich vielmehr als unvollständig: Zum einen zeigt investive Statusarbeit noch mehr und andere relevante Facetten als im Modell postuliert; und zum anderen führt die Lebensführung vieler der untersuchten Mittelschichtenangehörigen vor, dass investive Statusarbeit im Sinne eines gesteigerten Strebens nach beruflichem Erfolg nicht immer das dominante biographische Orientierungsmuster darstellt, sondern lediglich als Praktiken im Rahmen einer andersartigen biographischen Orientierung vorkommt.

Die erste Art von Unvollständigkeit ist nichts Außergewöhnliches, sondern findet regelmäßig statt, wenn theoriegeleitete empirische Sozialforschung gegenstandssensibel vorgeht, also nicht einfach nur das an ihrem Untersuchungsgegenstand zur Kenntnis nimmt, was sie theoretisch erwartet – um zu prüfen, ob diese Erwartungen zutreffen oder falsifiziert werden. *Gegenstandssensibilität* schließt demgegenüber ein, dass vorgefundene neue Aspekte – wie etwa symbolische Statusarbeit – zur weiteren Verfeinerung und Differenzierung des theoretischen Modells genutzt werden können. Ohne hier noch einmal aufzulisten, wo überall wir solche empirischen Anstöße aufgegriffen haben, soll der Gewinn eines solcherart theoriegeleiteten und dennoch explorativen Vorgehens nochmals unterstrichen werden.

Die zweite Art von Unvollständigkeit ist hingegen grundlegenderer Art: Wir haben nach investiver Statusarbeit als biographischer Orientierung gesucht und nicht nur sie, sondern auch noch und – was die Zahl der von uns betrachteten Fälle anbetrifft – sogar überwiegend Anderes gefunden. Anders gesagt: Das theoretische Modell ging von einem fixen Nexus zwischen dieser biographischen Orientierung und entsprechenden Praktiken der Lebensführung aus. Stattdessen haben wir zwar die Praktiken investiver Statusarbeit ubiquitär in unseren Fällen gefunden – aber längst nicht immer in Verbindung mit investiver Statusarbeit als biographischer Orientierung. In diesem Punkt ist das theoretische Modell klar falsifiziert worden. Dies wirft die Frage auf, ob die Ausgangsannahme dieses Nexus sinnvoll war oder am Ende nur einen gar nicht so häufigen, vielleicht gar eher seltenen Spezialfall von Mittelschichtenlebensführung abdeckt.

Aus der quantitativen Verteilung von gut vierzig Fällen, die unsere Studie umfasst, auf die drei gefundenen biographischen Orientierungen lassen sich keine belastbaren Schlüsse auf die Grundgesamtheit ziehen. Insofern ist als Ergebnis

der Studie streng genommen nur festzuhalten, dass wir neben investiven Statusarbeiter\*innen, wie wir sie theoretisch erwartet hatten, noch zwei weitere Typen der Lebensführung gefunden haben, die in den deutschen Mittelschichten vorkommen. Gleichwohl ist zu vermuten, dass es sich bei beiden nicht um äußerst seltene Sonderfälle handelt. Denn die von uns jeweils herausgearbeiteten Bedingungsfaktoren dafür, dass sich eine an Gemeinschaften oder am Berufsstolz orientierte Lebensführung ausprägt, scheinen unter Mittelschichtenangehörigen weiter verbreitet zu sein. Dies gilt freilich auch für die investive Statusarbeit als biographische Orientierung. So ganz selten kommt sie wohl auch nicht vor. Dies verweist auf die Notwendigkeit weiterer, dann quantitativer Untersuchungen zur Ermittlung der Verbreitung der identifizierten verschiedenen Typen.

Dass wir uns mit der Leithypothese dieser Studie nur auf investive Statusarbeit als theoretisches Konstrukt beschränkt haben, scheint gleichwohl gerechtfertigt, handelt es sich hier doch um den seit über zweihundert Jahren *kulturell hegemonialen Lebensführungsmodus* der westlichen Moderne, und hier insbesondere der Mittelschichten. Demgegenüber haben die gemeinschafts- und die berufsstolzgeprägte Lebensführung immer nur einen sub-hegemonialen Status erlangt. Unabhängig von ihrer faktischen Häufigkeit sind sie lediglich in speziellen Milieus und unter bestimmten Lebensumständen als ‚gutes Leben‘ explizit vertreten und anderen anempfohlen worden. Der sub-hegemoniale kulturelle Status der beiden anderen Typen macht sie überdies öffentlich weniger sichtbar und führt so auch zu einer Überschätzung der Verbreitung des kulturell hegemonialen Typs – jedenfalls dann, wenn zentrale Bedingungen, um diesen lebenspraktisch umzusetzen, gegeben zu sein scheinen. Dass die bürgerliche Lebensführung des 19. Jahrhunderts als Ausprägung investiver Statusarbeit zwar kulturell hegemonial ist, also den allgemeinen Maßstab darstellt, dennoch aber nur von einer kleinen Minderheit gelebt werden kann, ist damals offensichtlich. Spätestens in der „nivellierten Mittelstandsgesellschaft“ sieht sich dann aber eine deutliche Mehrheit der Bevölkerung, darunter die allermeisten Mittelschichtenangehörigen, prinzipiell in der Lage, investive Statusarbeit erfolversprechend zu betreiben. Entsprechend unangefochtener fällt deren kulturelle Hegemonie nun aus, und öffentliche Bekenntnisse zu den beiden anderen Lebensführungsmodi werden seltener; man muss sie vielleicht sogar verschwiegen praktizieren und so tun, als sei man investiver Statusarbeiter.

An der kulturellen Hegemonie investiver Statusarbeit hat sich bis heute nichts grundlegend geändert, auch nicht daran, dass als deren Trägergruppe weiterhin die Mittelschichten in ihrer ganzen Breite angesehen werden. Allerdings reflektiert die erwähnte Sampleanpassung im Verlauf unserer Untersuchung, dass Praktiken

investiver Statusarbeit in der derzeitigen gesellschaftlichen Situation tendenziell eine Ressourcenausstattung deutlich oberhalb einer Schwelle von 100 % des durchschnittlichen Nettoäquivalenzeinkommens erfordern. Mehr noch: Die Fälle investiver Statusarbeit als biographischer Orientierung, auf die wir gestoßen sind, müssen hinsichtlich ihrer Ausstattung mit ökonomischem Kapital der oberen Mittelschicht zugeordnet werden. Dies könnte reiner Zufall sein – aber auch ein Anzeichen für veränderte soziostrukturelle Rahmenbedingungen für investive Statusarbeit als biographische Orientierung. Während die Bildungsexpansion seit den 1960er Jahren dafür gesorgt hat, dass es hinsichtlich des kulturellen Kapitals einen massiven „Fahrstuhleffekt“ (Beck 1986, 122) nach oben gegeben hat, also ungleich mehr Mittelschichtenangehörige nicht nur das Abitur, sondern einen Studienabschluss vorweisen können,<sup>2</sup> sind nach dem „Golden Age“, als die Mittelschichten die ökonomischen Hauptgewinner langanhaltender wirtschaftlicher Prosperität sind, seit Ende der 1970er Jahre größere Teile der Mittelschichten zu Verlierern geworden beziehungsweise befürchten, dass sie oder spätestens ihre Kinder es werden könnten (Lengfeld und Hirschle 2009; Milanovic 2016, 55–126; Reckwitz 2019, 63–125). Angesichts dessen ist es nicht weit hergeholt, zu vermuten, dass die investiven Statusarbeiter in den 1960er Jahren den quantitativen Höhepunkt ihrer Verbreitung gefunden haben und seit den 1980er Jahren – wie objektiv berechtigt oder auch nicht – in größerer Zahl entmutigt worden sind, weiter investive Statusarbeit als dominante biographische Ausrichtung beizubehalten. Entsprechend hätte es eine Zunahme der beiden anderen Typen geben müssen, sofern nicht noch ganz andere, in unseren Fällen gar nicht vorkommende Typen wie hedonistische Lebensausrichtungen aufgekommen sind. Auch solchen Veränderungen der Verbreitung der verschiedenen Modi von Mittelschichtenlebensführung müsste man versuchen, mit repräsentativen Studien nachzugehen, die freilich für die Vergangenheit keine Befragungen sein können.

Die Ausrichtung des Suchscheinwerfers auf investive Statusarbeit im Rahmen eines explorativen Vorgehens hat sich nicht nur mit Blick auf die Entdeckung von zwei weiteren Typen biographischer Orientierung, den an Gemeinschaft und Berufsstolz orientierten Lebensführungen, gelohnt. Vielmehr konnten wir so auch identifizieren, dass Praktiken der investiven Statusarbeit bei allen den Mittelschichten zuzuordnenden empirischen Fällen in erheblichem Maße vorzufinden sind, und so einen wesentlichen Teil der Ausgangshypothese bestätigen. Auch gemeinschafts- und berufsstolzgeprägte Mittelschichtenangehörige haben

---

<sup>2</sup> Dies hat zu einer deutlichen Entwertung dieser Abschlüsse, also einer Inflation kulturellen Kapitals geführt, wie es schon frühzeitig Randall Collins (1979) für die „Credential Society“ prognostiziert hat.

ein ganzes Stück weit und über längere Strecken ihres Lebensweges investive Statusarbeit betrieben und, wie viele Fälle zeigen, betreiben müssen, um die eigene ökonomische Existenz zu sichern und nicht sozial abzustiegen. Der Unterschied ist freilich, dass bei ihnen die dominante biographische Ausrichtung keine der investiven Statusarbeit ist. Die *Praktiken investiver Statusarbeit* werden als Mittel zum Zweck, als unumgängliche Notwendigkeit, der man teils auch nur widerwillig Tribut zollt, angesehen, aber nicht als Selbstzweck – wie dies bei der investiven Statusarbeit als biographischer Orientierung der Fall ist. Das heißt zugleich, dass der Sachzwang zur investiven Statusarbeit nicht mit einer subjektiv als biographischen Ausrichtung zu eigen gemachten kulturellen Rahmung einhergehen muss, die investive Statusarbeit auch als „Mission Statement“ einer gelungenen Lebensführung fasst.

Das Verhältnis von theoretischem Modell und empirischen Befunden lässt sich damit folgendermaßen auf den Punkt bringen:

- Unsere theoretische Erwartung war, dass investive Statusarbeit in den Mittelschichten der selbstzweckhaft verabsolutierte Lebensführungsmodus ist – und dies nicht nur als kulturelles Leitbild eines ‚guten Lebens‘, sondern als von diesem Leitbild beseelte Lebenspraxis.
- Empirisch vorgefunden haben wir stattdessen ein differenzierteres Bild: Neben diesem theoretisch erwarteten Typus gibt es zwei weitere Typen, die anderen biographischen Ausrichtungen – Gemeinschaftsorientierung und Berufsstolz – folgen, sich aber dennoch zur Verfolgung dieses jeweiligen Selbstzwecks auch in beträchtlichem Maße Praktiken investiver Statusarbeit bedienen müssen.

Noch kürzer: Neben investiver Statusarbeit als Kombination von Selbstzweck und Mitteln gibt es weiterhin investive Statusarbeit nur als Mittel zur Verfolgung anderer Selbstzwecke – wobei auch diese untergeordnete Nutzung investiver Statusarbeit immer noch eine erhebliche Prägekräft auf die Lebensführung entfaltet.

Wie lässt sich im Lichte dieser Ergebnisse nun das methodische Vorgehen bewerten? Hat sich das gewählte Forschungsdesign bewährt, wo liegen die Grenzen der verwendeten Verfahren? Rückblickend können wir sagen, dass sich für die im Mittelpunkt unserer Studie stehenden handlungsleitenden Orientierungen der Lebensführung und die sinnhaften Bezüge zwischen verschiedenen Lebensbereichen das aufwändige Vorgehen gelohnt hat. Die Stehgreiferzählungen bieten eine gute Grundlage, um den Stellenwert von Statusarbeit in den Orientierungsmustern zu rekonstruieren. Dabei muss betont werden, dass gerade die immanenten,

ebenfalls auf Narrationen zielenden Nachfrageteile zu der biographischen Ersterzählung häufig besonders aufschlussreiche Informationen erbringen und die eher auf Konsistenz angelegte Ersterzählung in wichtigen Aspekten korrigieren. So ist die Ersterzählung oft weniger stark narrativ angelegt als die detailreichen Erzählungen, die auf Nachfragen zu bestimmten Situationen, Episoden und Lebensphasen produziert werden. In der Ersterzählung wird vieles nur angedeutet, was sich dann auf die Aufforderung hin, noch einmal „genauer zu erzählen“, als wichtiges Puzzleteil zum Verständnis der Orientierungsmuster erweist und tiefere Einblicke in die biographische Erfahrungsaufschichtung und die Muster der Sinnbezüge ermöglicht. Dies trifft insbesondere auf die Rekonstruktion des beruflichen Werdegangs zu, und zwar sowohl hinsichtlich der früheren Entscheidungssituationen und der damaligen Rahmenbedingungen, wie sie sich aus der Sicht der Interviewpartner\*innen darstellten (Schütze 2008), wie auch der individuellen Handlungsorientierungen. Mithilfe des rekonstruktiven, sequenzanalytischen Auswertungsverfahrens war es auf Basis dieser Daten möglich, zumindest partiell auch Veränderungen von biographischen Orientierungen zu erfassen (Hollstein 2019).<sup>3</sup>

Dies ist vor allem für den Kohortenvergleich instruktiv, auch wenn dieser natürlich in quantitativer Hinsicht nicht verallgemeinert werden kann. So zeigen die Auswertungen von Stefan Holubek-Schaum (2021), dass viele der jüngeren, zwischen Mitte der 1970er und Mitte der 1980er Jahre geborenen Befragten während der Ausbildung beziehungsweise während des Studiums noch die Vorstellung haben, intrinsische Berufsorientierung, sozioökonomische Statussicherung und Gemeinschaftsorientierung verbinden zu können, diese Orientierungen sich dann jedoch im Laufe der Zeit immer mehr auf Statusarbeit als Zentrum der Lebensführung verengen. Im Kontrast finden wir die Gemeinschaftsorientierung als Zentrum der Lebensführung vor allem bei den älteren, zwischen Mitte der 1950er bis 1970er Jahre Geborenen, die zum Zeitpunkt der Befragung zwischen 45 und 65 Jahren alt sind. Hier könnte man nun vermuten, dass man es sich in einer konsolidierten Lebensphase gewissermaßen eher ‚leisten kann‘, nicht mehr zentral auf Statusarbeit zu setzen und entsprechend im mittleren und höheren Lebensalter möglicherweise eine Umorientierung stattgefunden hat. Zumindest für einige Fälle lässt sich jedoch zeigen, dass bereits frühe berufsbiographisch relevante Entscheidungen schon im Lichte einer Orientierung am persönlichen Nahumfeld getroffen werden und dafür Einbußen

---

<sup>3</sup> Dies ist im Prinzip mit allen rekonstruktiven, sequenzanalytischen Verfahren möglich, insbesondere mit Schützes Narrationsanalyse, der Objektiven Hermeneutik sowie – in begrenzterem Maße – auch der Dokumentarischen Methode (Breckner und Rupp 2002, Wohlrab-Sahr 2006, Schütze 2008, Hollstein 2019, Huinink und Hollstein 2021).



bezogen auf Aufstiegs- und Karrieremöglichkeiten in Kauf genommen werden (Hollstein 2019; Holubek-Schaum 2021). Es scheint also eher umgekehrt so zu sein, dass sich die heute Älteren während ihres Berufseinstiegs in den 1970er und 1980er Jahren eine Gemeinschaftsorientierung bei gleichzeitiger ökonomischer Absicherung eher leisten können als diejenigen, die zu einem historisch späteren Zeitpunkt unter ökonomisch unsichereren Bedingungen in den Arbeitsmarkt eintreten. Die Auswertungen geben also Hinweise auf Lebenslauffeffekte und erlauben damit auch vorsichtige Schlussfolgerungen – zumindest in thesenhafter Form – zu möglichen Generationenunterschieden.

Deutliche Begrenztheiten des Forschungsdesigns werden hinsichtlich der Rekonstruktion der Praktiken der Statusarbeit sichtbar. Dies betrifft vor allem die Praktiken der Statusdarstellung und der Statussuspension. Hier zeigen sich die Grenzen des in Interviews Sag- und Ausdrückbaren. Auch die ergänzenden Informationen aus den Beobachtungen der Lebensführung, insbesondere der Wohnsituation und -ausstattung sowie der sozialräumlichen Umgebung, können hier nur vereinzelt Hinweise geben. Bezüglich der konkreten Praktiken der Lebensführung, insbesondere hinsichtlich der Statusdarstellung und -suspension, würde ein ethnographisches Vorgehen mit längeren Feldaufenthalten und Teilnahme an beruflichen und privaten Treffen sicherlich aufschlussreiche Informationen erbringen.<sup>4</sup> Für künftige Untersuchungen der Lebensführung wäre auch zu erwägen, ethnographische Methoden mit dem Instrumentarium der Lebensstilforschung zu verbinden, ganz in Richtung dessen, was Bourdieu (1979) in seiner Studie zu den „Feinen Unterschieden“ im Sinne hat – der allerdings auf standardisierte Befragungsdaten verwiesen ist. Entsprechende weiterführende Untersuchungen müssten weiterhin auch systematischer, als es hier möglich war, die Unterstützungsressourcen aus dem persönlichen und beruflichen Netzwerk erheben (Lin 2001), die unter Umständen ganz erheblich zur Statussicherung beitragen (Lüdicke und Diewald 2007).<sup>5</sup>

---

### 6.3 Gesellschaftsdiagnostische Einordnung

Wie passen nun die empirischen Hauptergebnisse unserer Studie, dass zwar alle Mittelschichtenangehörigen investive Statusarbeit betreiben, viele aber berufliches

---

<sup>4</sup> Wie Arlie Hochschilds (2016) Studie gezeigt hat.

<sup>5</sup> Zu berücksichtigen ist dabei, dass gerade statushöhere Personen sich vieles, was als Netzwerkressourcen gefasst werden könnte, häufig selbst zuschreiben – ein Mechanismus, den Lin und Ao (2008) als „invisible hand“ des Sozialkapitals bezeichnen.

Erfolgsstreben nicht zum „Mission Statement“ ihrer Lebensführung machen, zum zeitdiagnostischen Porträt der Mittelschichten? Der Tenor dieser Zeitdiagnosen lässt sich pointiert so zusammenfassen:<sup>6</sup>

- Die Mittelschichten seien in den zurückliegenden Jahrzehnten von einer kollektiven Verunsicherung ihrer Lebensführung erfasst worden. Als verbreitete Stimmungslage wird dies in den einschlägigen Studien durch einige empirische Evidenz gestützt. Weniger gesichert ist, für einen wie großen Anteil der Mittelschichtenangehörigen gilt, dass diesen subjektiven Verunsicherungen tatsächliche Gefährdungen zugrunde liegen oder sogar soziale Abstiege korrespondieren. Weitere Forschungen wären nötig, um dazu mit größerer Verlässlichkeit und Genauigkeit Aussagen treffen zu können.
- Ein kleinerer Teil der Mittelschichtenangehörigen habe gegenläufige Erfahrungen gemacht, nämlich im selben Zeitraum erfolgreiche soziale Aufstiege und Verbesserungen ihrer Lebenssituation verzeichnet. Zumindest hinsichtlich der ökonomischen Ressourcenausstattung lässt sich das zeigen.
- Zwischen diesen beiden Fraktionen – den Verunsicherten und Absteigenden einerseits und den Aufsteigenden andererseits – werden Spannungen ausgemacht, die als Erklärung für die zu beobachtende politische Polarisierung der letzten Jahre, vor allem für den Aufstieg des Rechtspopulismus, herangezogen werden.

Aus diesem Dreiklang von Verunsicherungen, Gefährdungen und Abstiegen, kombiniert mit dem, freilich deutlich leiseren, Kontrapunkt Aufstiege und der aus dieser Spannung resultierenden Polarisierung setzt sich der Mittelschichten-Blues der sozialwissenschaftlichen Zeitdiagnostik zusammen. Wir wollen im Weiteren keineswegs bestreiten, dass es in den letzten Jahrzehnten die angesprochenen Phänomene vermehrt in den deutschen Mittelschichten gegeben hat und gibt. Mit unseren qualitativen Daten können wir ohnehin nicht viel dazu beitragen, die jeweiligen Größenordnungen der Phänomene genauer zu bestimmen. Wir wollen vielmehr in einer Auseinandersetzung mit zwei prominenten aktuellen Diagnosen, derjenigen von Oliver Nachtwey (2016) und derjenigen von Andreas Reckwitz (2019, 63–133), eine etwas andere Tonlage in die Diskussion darüber

---

<sup>6</sup> Vgl. Vogel (2009); Burzan und Berger (2010); Lengfeld und Hirschle (2010); Heinze (2011); Mau (2012); Burkhardt et al. (2012); Voswinkel (2013); Groh-Samberg et al. (2014); Marg (2014); Schimank et al. (2014); Nachtwey (2016); Lengfeld (2017); Sachweh et al. (2018); Schöneck und Ritter (2018); Mau et al. (2019); Reckwitz (2019, 63–133).

bringen, wie es den Mittelschichten derzeit geht – nicht als Gegenthese zum Mittelschichten-Blues, sondern als dessen notwendige Ergänzung.<sup>7</sup>

Diese beiden Diagnosen bieten sich an, weil sie wichtige und einander teilweise widersprechende, teilweise ergänzende Positionen besetzen, die das Spektrum der Diskussion gut abstecken; zudem handelt es sich um prominent, auch in einer breiteren Öffentlichkeit debattierte Beiträge. Die Gemeinsamkeit beider, und damit dieser Diskussion über die Mittelschichten insgesamt, besteht darin, dass ein *historischer Bruch* konstatiert wird, der die Lebensführung der Mittelschichten mit dem Ende des „Golden Age“ ab Mitte der 1970er Jahre grundlegend erschüttert habe – mit wenigen Gewinnern, aber deutlich mehr Verlierern und noch mehr Verunsicherten. Vor allem Reckwitz diagnostiziert, dass mit diesen Gruppen die gesamte gegenwärtige Mittelschicht beschrieben ist. Anders gesagt: Die Diskussion geht von einer seit geraumer Zeit *verunsicherten, mit dem sozialen Abstieg ringenden Mittelschicht* aus. Wir hingegen haben in unserer Untersuchung einen deutlichen Kontrast dazu gefunden: ziemlich *unaufgeregte Mittelschichtenangehörige, die beharrlich ihre biographischen Orientierungen verfolgen* – in diesem Aspekt ihrer Stimmungslage nicht viel anders, als es für das „Golden Age“ gewöhnlich angenommen wird. Wie passt das zusammen?

Zunächst einmal sollen die vielfältigen gesellschaftlichen Umbrüche, die es seit Mitte der 1970er Jahre gegeben hat, nicht in Abrede gestellt werden. Es ist soziologisch auch nicht plausibel, dass diese Umbrüche – um nur die üblichen Verdächtigen schlagwortartig anzuführen: Individualisierung, Globalisierung, Ökonomisierung, Digitalisierung – sich gar nicht oder nur marginal auf die Lebensführung der Gesellschaftsmitglieder generell und der hier interessierenden Mittelschichten ausgewirkt hätten. Doch diese Auswirkungen scheinen längst nicht in jedem Fall derart beschaffen zu sein, dass gravierende gesellschaftliche Umbrüche zwangsläufig als ebenso gravierende Irritationen der Lebensführung durchschlagen.

Um die Auseinandersetzung mit Nachtweys Sicht der Mittelschichten zu beginnen: Er geht davon aus, dass die wirtschaftliche Globalisierung, gepaart mit einer globalen „Neoliberalisierung“ der Gesellschaften, „zwei Welten“ – hier zitiert Nachtwey (2016, 109) Ralf Dahrendorf – geschaffen habe: „... eine der Chancen und eine des Ausschlusses...“ Die ungleich größere letztere habe in Gesellschaften wie der deutschen vor allem vier Erscheinungsformen einer „Abstiegsgesellschaft“ angenommen. Erstens seien mehr und mehr Menschen

---

<sup>7</sup> Einer der Autoren der vorliegenden Studie – Uwe Schimank – ist selbst mit einigen Beiträgen zum Mittelschichten-Blues an der zeitdiagnostischen Debatte beteiligt.

durch Vergleiche mit anderen, die soziale Abstiege erlebt haben, verunsichert – nach dem Motto: ‚Das könnte mir auch passieren‘ (Nachtwey 2016, 152/153)! Zweitens sei eine „neue Unterklasse“ von Menschen entstanden, die Mittelschichtenberufe ausüben, aber kein Normalarbeitsverhältnis innehaben (Nachtwey 2016, 174). Drittens seien die Jüngeren besonders betroffen: gut ausgebildet, oft mit Studium, aber mit schlechten Arbeitsmarktchancen (Nachtwey 2016, 206). Viertens schließlich könne aus solchen Verunsicherungen nicht nur linker Protest wie bei Occupy hervorgehen; die Verunsicherten könnten auch, was in Deutschland vorrangig geschehen sei, zu rechten „Wutbürgern“ werden (Nachtwey 2016, 216–224).

Abgesehen davon, dass man manches hinterfragen könnte<sup>8</sup> und dass die tatsächlichen Abstiege deutlich seltener vorkommen als entsprechende Verunsicherungen, ist zunächst einmal festzuhalten, dass es eine bestimmte Teilmenge von Mittelschichtenangehörigen gibt, auf die das so umrissene Szenario „Abstiegsgesellschaft“ zutrifft. Insofern trägt Nachtwey mit den von ihm zusammengestellten, teilweise auch selbst erhobenen Befunden zu einem empirisch fundierten Bild der heutigen Mittelschichten bei. Wir finden unter unseren Fällen jedoch keinen, der in das von ihm gezeichnete Szenario „Abstiegsgesellschaft“ passt oder sich auch nur subjektiv darin wähnt. Den wenigen Fällen von Absteigern, auf die wir gestoßen sind, liegen besondere Ursachen zugrunde, die mit den von Nachtwey angesprochenen gesellschaftlichen Umbrüchen nur bedingt etwas zu tun haben.<sup>9</sup>

---

<sup>8</sup> So sind bei arbeitsmarktbezogenen Trendaussagen Länderspezifität und Generationen – und Kohortenspezifität in Relation zur Arbeitsmarktentwicklung – zu berücksichtigen. Für Deutschland gilt, dass Alterskohorten, die bis in die 2010er Jahre in den Arbeitsmarkt eingetreten sind, deutlich schlechtere Chancen haben als die ihnen nachfolgenden Alterskohorten der geburtenschwachen Jahrgänge, deren Rahmenbedingungen (zumindest bis vor der Corona-Krise) geringere Arbeitslosigkeit und wachsende sozialversicherungspflichtige Beschäftigung bis hin zu Fachkräftemangel gewesen sind (<https://statistik.arbeitsagentur.de/Navigation/Statistik/Statistik-nach-Themen/Arbeitslose-und-gemeldete-Stellen>; abgerufen am 20.07.20). In Frankreich und einigen südeuropäischen Ländern haben sich hingegen die Chancen der Arbeitsmarktintegration für Schul- und Universitätsabgänger seit der Finanzkrise 2008 nicht wesentlich verbessert, sondern weiter verschlechtert ([https://ec.europa.eu/eurostat/statistics-explained/index.php?title=Archive:Unemployment\\_statistics\\_and\\_beyond](https://ec.europa.eu/eurostat/statistics-explained/index.php?title=Archive:Unemployment_statistics_and_beyond), abgerufen am 20.07.20). Zu berücksichtigen ist ferner, dass zahlreiche repräsentative Studien die oft behauptete starke Schrumpfung der Mittelschichten in Deutschland im Zeitverlauf nicht bestätigen (Allbus 2018; Grabka und Goebel 2018), auch wenn sich die Einkommensschere zwischen oberem und unterem Rand weiter öffnet und die Vermögensungleichheit auf hohem Niveau verharrt (Grabka und Halbmeier 2019).

<sup>9</sup> So muss zum Beispiel einer der Interviewten mit ausbaden, dass sein Vater als Kleinunternehmer aufgrund von Sprachbarrieren die eigene Insolvenz herbeigeführt hat. Ein weiterer

Bedeutsamer aber scheint uns, dass nur einige der Interviewten tiefergehende Verunsicherungen hinsichtlich der eigenen Zukunft äußern; und diese beziehen sich weniger auf die beruflichen Chancen, sondern sind Ausdruck von Ratlosigkeit darüber, wie es um die eigene Alterssicherung bestellt ist – was sicherlich ein wichtiges Thema, aber nicht als erstes gemeint ist, wenn von Prekarisierung und Zukunftsangst gesprochen wird. Auch hinsichtlich der Zukunft der eigenen Kinder sind unsere Befragten nicht überwiegend pessimistisch. Vielmehr gehen die meisten eher davon aus, dass ihre Kinder eine Chance bekommen werden, und tun auch Einiges dafür, ihren Kindern den Weg in eine gute Zukunft zu bereiten; dies würde wenig Sinn machen, wenn bei ihnen Fatalismus vorherrschte.

Eine genauere Analyse unserer Fälle mit Blick auf die von Nachtwey angesprochenen Triebkräfte der „Abstiegsgesellschaft“ würde sicherlich hier und da Aspekte der Lebensführung finden, in denen sich Globalisierung und „Neoliberalisierung“ niederschlagen – aber eben weniger heftig, als von ihm und anderen postuliert. Dass viele Mittelschichtenangehörige hier offenbar ein sprichwörtliches ‚dickes Fell‘ haben,<sup>10</sup> könnte daran liegen, dass die *Beharrungskräfte*, die in der Kapitalausstattung mittlerer sozialer Lagen sowie in deren kulturellen Orientierungen fundiert sind, größer sind, als in den Zeitdiagnosen unterstellt wird. All diese Diagnosen – so auch Nachtwey – würden ja, in unserem Theoriemodell gedacht, davon ausgehen, dass investive Statusarbeit für mehr und mehr Mittelschichtenangehörige gar nicht mehr oder nur unter sehr erschwerten Bedingungen und mit äußerst bescheidenen Erträgen praktikabel ist. Infolgedessen verliere man den Glauben an das Leistungsethos und den Planungsimperativ; und zusammengekommen liefe das auf eine sich selbst erfüllende Prophezeiung hinaus: ‚Du hast keine Chance, also lass‘ es!‘ Wer es aber lässt, hat erst recht keine Chance. Wer nicht immer wieder, auch nach Rückschlägen, mutig investiert, um Schritt für Schritt wieder zurück und weiter vorankommen zu können, erntet statt bestärkender Erfolgserlebnisse Nicht-Erfolgserlebnisse, die – da Investitions-Stillstand schnell auf Kapitalentwertung hinausläuft – zu Misserfolgserlebnissen werden, die weitere Misserfolgserlebnisse nach sich ziehen.

Unsere Fälle praktizieren aber dauerhaft investive Statusarbeit, auch auf teilweise bescheidenem Niveau, und ohne damit ‚große Sprünge‘ zu machen, die sie sich davon auch gar nicht erhoffen. Ohnehin sind ja die biographischen

---

Fall des sozialen Abstiegs betrifft eine Interviewte, die durch Trennung nicht nur Alleinerziehende, sondern – wegen Unterhaltsverweigerung des Partners – auch Alleinernährerin wurde. Tatsächlich ist es in den letzten Jahrzehnten zu einer Zunahme von Scheidungen und Trennungen gekommen, und die überwiegend weiblichen Alleinerziehenden sind eine armutsgefährdete Gruppe (Bertelsmann Stiftung 2016).

<sup>10</sup> Ähnlich auch die Befunde von Burzan et al. (2014).

Orientierungsmuster der Berufsstolzen und Gemeinschaftszentrierten nicht auf schrankenloses sozioökonomisches Statusstreben hin ausgerichtet. Nostalgische Vergleiche derart, dass die eigenen Eltern oder Großeltern es unter deren gesellschaftlichen Bedingungen so viel einfacher mit investiver Statusarbeit gehabt hätten, finden sich nicht. Es herrscht vielmehr die pragmatische Haltung vor, dass jede Generation mit der von ihr vorgefundenen Situation zurechtkommen müsse – und auch könne. Immer habe man zu kämpfen gehabt und musste auch Rückschläge wegstecken, doch immer konnte man etwas für sich tun und sogar größere oder zumindest kleinere Erfolge verbuchen. Ein historischer Umbruch wird hinsichtlich der Bedingungen investiver Statusarbeit nicht gesehen – weder von den investiven Statusarbeiter\*innen noch von denjenigen mit einer gemeinschaftszentrierten oder berufsstolzgeprägten Lebensführung. Insbesondere gibt es unter unseren Fällen keine Anzeichen dafür, dass jemand zur gemeinschaftszentrierten Lebensführung erst dann gefunden hat, als er oder sie mit investiver Statusarbeit Schiffbruch erlitten hatte. Wie Hürtgen und Voswinkel in ihrer Studie zu „Anspruchslogiken aus der Arbeitnehmermitte“ (2014) ebenfalls herausgearbeitet haben, halten unsere Mittelschichtenangehörigen an ihren biographischen Orientierungen und den damit zusammenhängenden evaluativen und normativen Selbstansprüchen und Praktiken der Statusarbeit fest – und nehmen diese, stärker noch als die von Hürtgen und Voswinkel betrachteten Fälle, auch nicht als besonders gefährdet oder problematisch wahr.<sup>11</sup>

Die eine Erklärung dafür, dass die von uns untersuchten Fälle so beharrlich die seit dem 19. Jahrhundert etablierte historische Kontinuität investiver Statusarbeit wahren, dürfte die *ungebrochene Hegemonie der kulturellen Rahmung* sein. Man darf zwar heute, wie auch schon früher, den Planungsimperativ in seiner konsequenten Auslegung als etwas weltfremd relativieren und sich mehr Planungssicherheit wünschen, diesen Wunsch aber zugleich als wenig realistisch einstufen (Schimank 2015). Man darf sogar, wie auch einige unserer Fälle, auf ‚glückliche Fügungen‘ verweisen, die letztlich ausschlaggebender gewesen sind als eigene Pläne. Doch eine dezidierte Erklärung des eigenen Planungsverzichts gibt niemand ab<sup>12</sup> – schon gar nicht als Empfehlung, etwa an die eigenen Kinder. Beim Leistungsethos sieht es ambivalenter aus, bis hin zu der bei unseren Fällen

---

<sup>11</sup> Was allerdings auch damit zusammenhängen könnte, dass die Studie von Hürtgen und Voswinkel sowohl im Sampling – die „Arbeitnehmermitte“ entspricht eher unserer unteren Mittelschicht – als auch im Untersuchungsdesign, das ja explizit nach Arbeitsansprüchen und deren Gefährdung fragt, eher auf die Erhebung solcher Verunsicherungen hin ausgerichtet ist.

<sup>12</sup> Eine Ausnahme stellen hier Mittelschichtenangehörige an der Grenze zu den Unterschichten dar, deren geringe Ressourcenausstattung keine investive Statusarbeit erlaubt und letztlich zu Planungsresignation führt.

gefundenen Doppelmoral. Generell findet dieses Ethos nach wie vor beträchtliche Zustimmung, allerdings wird zunehmend beklagt, dass der Leistungsdruck gestiegen sei, die Voraussetzungen dafür, dass Leistungsgerechtigkeit herrscht, schlechter geworden seien und man weniger Anerkennung für die erbrachte Leistung bekomme (Schimank 2017). Angesichts dessen neigen viele der von uns befragten Mittelschichtenangehörigen dazu, andere am Maßstab des Leistungsethos zu messen, für sich selbst aber durchaus eher – wenn die investive Statusarbeit klappt – ein Erfolgsethos in Anspruch zu nehmen: Wenn es um einen selbst geht, findet man auch solche Staterfolge legitim, die man nicht eigener Leistungsüberlegenheit zurechnen kann, sondern wofür andere Faktoren wie ‚Beziehungen‘ oder ‚Glück‘ ursächlich sind. Dieser doppelte Maßstab bringt zum Ausdruck, dass man dem Leistungsethos weiterhin anhängt, aber – sofern man selbst Begünstigter ist – gleichsam achselzuckend, vielleicht auch heimlich schuldbewusst zur Kenntnis nimmt, dass nicht immer alles mit rechten Dingen zugeht. Planungsimperativ und Leistungsethos stehen somit beide alles andere als glänzend dar; doch es gilt eben: ‚You can’t beat something with nothing.‘ Solange kein anderer, deutlich und weithin überzeugenderer normativer und evaluativer kultureller Rahmen propagiert wird, bleibt es beim Alten.

Die andere Erklärung, die sowohl alternativ als auch komplementär zur Beharrungskraft der kulturellen Rahmung investiver Statusarbeit herangezogen werden kann, könnte in der *Kapitalausstattung* und den diese rahmenden wohlfahrtsstaatlichen Bedingungen zu finden sein. An diesem Punkt passen Nachtweys Einschätzungen und unsere Befunde zusammen. Er hat bei seiner Diagnose ja vor allem die unteren Mittelschichten und die Unterschichten vor Augen.<sup>13</sup> Die Lebensführung unserer Interviewpartner\*innen mit eher geringem Einkommen (mittleres Haushalts-Nettoäquivalenzeinkommen unter 100 %) ist in der Tat gegenwärtig dadurch charakterisiert, dass ein planvolles Streben nach dauerhafter Statusverbesserung aufgrund der geringen Ausstattung vor allem mit ökonomischem Kapital kaum realisierbar ist und auch kaum versucht wird. Die Lebensführung dreht sich hier nicht um investive Statusarbeit, sondern stellt eher ein Ringen um Statuskonsolidierung dar, wie auch Untersuchungen zeigen, die die Statusvolatilität mitsamt Verunsicherungen von Aufstiegsaspirationen und Lebensplanung bis hin zu Statusfatalität an den unteren Rändern der Mittelschichten verorten und dies mit Flexibilisierungen und ‚Entsicherungen‘ in Dienstleistungsbranchen und im Wohlfahrtsstaat in Verbindung bringen (Vogel 2009; Heinze 2011; Bahl 2014, 2018; Grimm 2016).

---

<sup>13</sup> Dies lässt, trotz der unbestreitbaren Größe dieser gesellschaftlichen Gruppe, das Wort von der „Abstiegsgesellschaft“ etwas vollmundig wirken.

Auch wir haben in den der unteren Mittelschicht zuzuordnenden Einkommensgruppen keine investiven Statusarbeiter\*innen vorgefunden und unsere Fallauswahl daher, wie schon erwähnt, in der zweiten Interviewwelle durch den Einbezug höherer Einkommensgruppen (150–200 % und 200–250 % des mittleren Haushalts-Nettoäquivalenzeinkommens) angepasst. Diese Einkommensgruppen sind deutlich weniger als die oben Genannten von den in den letzten beiden Jahrzehnten implementierten Arbeitsmarktreformen, die Statussicherung durch Grundsicherungen ersetzt haben, oder von Ökonomisierungen in öffentlichen Beschäftigungsbereichen (Verwaltung, Bildungs- und Gesundheitswesen) betroffen; sie haben eher noch von steuerlichen Entlastungen und dem Ausbau von familienpolitischen Leistungen wie etwa der Einführung des Elterngeldes als Lohnersatzleistung profitiert (Henninger et al. 2008). In diesen Gruppen fanden wir dann die meisten unserer Fälle mit investiver Statusarbeit als dominanter biographischer Orientierung – in einem Fall an der Grenze zu den Oberschichten. Dass sich eine biographische Ausrichtung auf investive Statusarbeit auch in den Oberschichten findet, die diesen Lebensführungsmodus nicht betreiben müssten, ihn jedoch unter ökonomisch gesicherten Bedingungen relativ mühelos betreiben können, deutet nicht nur auf einen nach wie vor relativ gefestigten hegemonialen Status dieser Form der Statusarbeit hin. Vielmehr zeigt sich darin auch, dass sich der Ort dieses Typus des ‚guten Lebens‘ ‚nach dem Boom‘ (Doering-Manteuffel und Raphael 2008) nach oben verschoben haben dürfte.

Zu nennen ist ein letzter Punkt, an dem unsere Untersuchung weniger vorgeinstellt gewesen ist als Nachtwegs Perspektive: Er ist auf Statusarbeit als biographisches Orientierungsmuster fixiert und daher geneigt, alles, was nicht als Statuserfolg bilanziert werden kann, als Abstieg oder zumindest als Stagnation einzustufen.<sup>14</sup> Obwohl unser theoretisches Modell ähnlich rigoros angelegt ist, sind wir empirisch offen dafür geblieben, davon abweichende biographische Ausrichtungen nicht nur als Scheitern investiver Statusarbeit verbuchen zu können.

Zunächst einmal finden wir auch eine berufsstolzgeprägte Lebensführung, die es in einer ‚neoliberalen‘ Gesellschaft eigentlich nicht mehr geben dürfte: künstlerisch oder wissenschaftlich ambitionierte ‚Kreative‘, die sich auf wenig Kompromisse mit ökonomischen Zwängen einlassen wollen, aber auch solide wirtschaftende Handwerker, die für ‚gute Arbeit‘ zwar ‚gutes Geld‘ sehen wollen, ohne jedoch Profitmaximierung auf Kosten beruflicher Qualitätsstandards zu

---

<sup>14</sup> Siehe auch Voswinkel (2018) zum Homo Oeconomicus als Akteurmodell der Ungleichheitsforschung.



betreiben.<sup>15</sup> Dass unsere beiden künstlerische beziehungsweise wissenschaftliche Karrieren verfolgenden Protagonisten am Ende große Kompromisse eingehen mussten, um für sich und ihre Familie mehr ökonomische Sicherheit zu erlangen, ist ein altes Lied lange vor der „Abstiegsgesellschaft“.

In der intrinsischen Motivation und der Ausrichtung sozialer Bezüge vorrangig auf das berufliche Feld weist dieser Typus eine gewisse Übereinstimmung mit Befunden der Studie von Nicole Burzan et al. (2014) auf. In Bezug auf den Umgang von Mittelschichtenangehörigen mit Statusunsicherheiten wird dort für freiberufliche Journalisten – im Vergleich mit Angestellten in der Privatwirtschaft – konstatiert, dass sich die Journalisten auch unter unsicheren beruflichen Bedingungen eher an ‚Neigung‘ als an ökonomischem ‚Erfolg‘ orientieren, gepaart mit Strategien von Netzworkebildung und persönlicher Ungebundenheit (Burzan et al. 2014, 137 ff., 162). Das an höchsten inhaltlichen Ansprüchen ausgerichtete Leistungsstreben der Berufsstolz-Lebensführung, das sich vorrangig im Berufsbereich realisiert, aber eben auch auf andere Lebensbereiche übergreift, legt einerseits Bezüge zur Lebensführung einer „neuen Mittelklasse“ nahe, wie sie Reckwitz (2017, 285–349; 2019, 90–96) porträtiert: geprägt durch eine hohe Ausstattung mit kulturellem Kapital, ein hohes Identifikationspotential der Berufstätigkeit, die zugleich immer neue Herausforderungen und Leistungsanforderungen stellt.<sup>16</sup> Die Handwerkerin verdeutlicht andererseits, dass sich dieser Lebensführungsmodus auch bei Menschen ohne akademischen Abschluss findet, die Reckwitz aus seiner „neuen Mittelklasse“ ausschließt.<sup>17</sup>

Die gemeinschaftszentrierte Lebensführung verkompliziert das Bild ebenfalls in einer Weise, die in Nachtweys, aber auch in Reckwitz‘ Unterscheidung auf- und absteigender Mittelschichtenangehöriger nicht vorgesehen ist. Diese

---

<sup>15</sup> Insofern es sich um Berufe nicht-ökonomischer gesellschaftlicher Sphären handelt, könnte man auf der Linie Pierre Bourdieus (1983) von einer Wahlverwandtschaft des „nomos“ des „Feldes“ und der Ausprägung der Lebensführung sprechen.

<sup>16</sup> Zu vermuten ist, dass für Letztere auch die für mittlere und höhere berufliche Qualifikationsebenen beschriebenen neuen, die Subjektivität der Beschäftigten ausbeutenden Arbeitsformen eine Rolle spielen (Graefe 2019).

<sup>17</sup> Es ist eine Selbstgefälligkeit des kultur- und sozialwissenschaftlichen akademischen sowie des künstlerischen Milieus, bei anderen gar nicht auf den Gedanken von Berufsstolz als biographischer Ausrichtung zu kommen. Tatsächlich zeigen zahlreiche ältere wie jüngere arbeits- und industriesoziologische Studien für Facharbeiter, Fachangestellte und sogar prekär Beschäftigte, dass intrinsische Arbeitsmotivation, Produktionsstolz und Ansprüche an sinnhafte Arbeit eine wichtige Rolle für das Verhältnis zur Erwerbsarbeit wie auch für die gesellschaftliche Selbstpositionierung spielen (u. a. Becker-Schmidt et al. 1982; Kern und Schumann 1985; Baethge 1991; Vogel 2004; Hürtgen und Voswinkel 2014; Kleemann und Voß 2018).

Lebensführung weist Ähnlichkeiten zu Reckwitz' (2019, 97–102) Beschreibungen einer „alten Mittelklasse“ als „sesshaftem“ Milieu auf. Deren Lebensführung stellt sich als – Reckwitz (2019, 99) zitiert hier eine Formulierung von Arlie Hochschild – „verwurzeltes Selbst“ dar, dem es weniger um individualistische Selbstverwirklichung als vielmehr darum geht, ein akzeptiertes Mitglied nahräumlicher, die verschiedenen Lebensbereiche übergreifender Gemeinschaften zu sein. Sobald ein als angemessen erachteter Status erreicht und gesichert worden ist, tritt sozusagen ‚Statusättigung‘ ein. Die Angemessenheit ergibt sich aus den Bezugsgemeinschaften, mit deren Mitgliedern man mithalten will, die man aber nicht permanent zu übertreffen trachtet. Nicht selten sind diese Gemeinschaften herkunftsnah. Die lokale Kontinuität von Geburt an ist allerdings nicht zwingend, wie jene Fälle in unserem Sample zeigen, wo diese Orientierung auch bei Mobilität im Lebensverlauf zu finden ist. Soziostrukturell prototypisch für die gemeinschaftsgeprägte Lebensführung sind Beschäftigte im öffentlichen Dienst – etwa Verwaltungsangestellte oder Lehrer\*innen. Diese Berufslaufbahnen gewährleisten hohe Statussicherheit, nicht nur in der aktiven Erwerbsphase, sondern auch darüber hinaus, und können so von permanentem Statusstreben entlasten und damit Orientierungen auf andere Lebensbereiche ohne Risiken von Statusverlusten ermöglichen. Aber auch Facharbeiter\*innen und Fachangestellte in Großbetrieben mit starken Gewerkschaften – die sogenannte Kernbelegschaft, die es durchaus auch noch gibt – können sich als „Industriebeamte“<sup>18</sup> ohne größere berufliche Zukunftsunsicherheiten fühlen.

So ist eine Orientierung an Statusverbesserung, die keine Grenzen kennt, gepaart mit mehr oder weniger langfristigen biographischen Planungsansprüchen, nur bei den Vertreter\*innen der investiven Statusarbeit als biographischer Ausrichtung vorzufinden. Demgegenüber realisieren Vertreter\*innen der gemeinschaftszentrierten Lebensführung, die eher durch eine mittlere oder geringere Kapitalausstattung gekennzeichnet sind, beruflichen Aufstieg nicht um jeden Preis und sehen ihre Berufsbiographien zum Teil eher durch ‚glückliche Umstände‘ bestimmt, denn als Resultat zielstrebigter Planung. Diese Bescheidung in Statusaspirationen und Planungshandeln ist allerdings konditional. So rücken auch bei Vertreter\*innen dieser Lebensführung Planungsanspruch und Statusaktivitäten dann in den Vordergrund, wenn ein als angemessen erachteter Lebensstandard

---

<sup>18</sup> So titulierte sich ein Vertreter dieses Milieus in einer als Vorstudie durchgeführten Gruppendiskussion selbst. Zur Herkunft des Begriffs, der die beamtenähnliche privilegierte Stellung von Angestellten im Unterschied zu Arbeitern in hochindustriellen Großbetrieben auf den Punkt bringt, siehe Jürgen Kocka (1969).

gefährdet erscheint – etwa durch Erfahrungen von beruflicher Statusverunsicherung oder durch ‚Statusschocks‘ im Privatleben wie etwa Scheidung. Verunsicherung kann ferner auch daraus resultieren, dass bestimmte Sicherungsstrategien, wie etwa Geldanlagen zur Alterssicherung, als riskant und undurchsichtig wahrgenommen werden (Schimank 2011a).

Die gemeinschaftszentrierte Lebensführung ist mit ihrem begrenzten Statusstreben am stärksten gefeit dagegen, dass durch berufliche Hyperinklusion die Suspension von der Statusarbeit zu kurz kommt. Bei einigen – nicht bei allen – unserer Fälle, die investive Statusarbeit im engeren Sinne betreiben, ist demgegenüber das funktionale Zusammenwirken von Statusarbeit und temporärer Statussuspension in Frage gestellt, weil die ohnehin zu knappe Freizeit kaum mehr zum Erholen reicht. Ähnliches ist auch für die berufsstolzgeprägte Lebensführung vorstellbar, wenn etwa künstlerischer oder wissenschaftlicher Ehrgeiz in die extreme Erschöpfung bis hin zu gesundheitlicher Gefährdung führen kann. Man sollte aber wiederum nicht vorschnell pauschal von einer „erschöpften Mitte“ (Heinze 2011; Koppetsch 2013, 68–89) sprechen. Erst extremere Varianten investiver Statusarbeit auf der Linie eines sich permanent im Wettbewerb sehenden „unternehmerischen Selbst“ (Bröckling 2007) sowie analoge Ausprägungen von Berufsstolzfixierung führen zu einem selbstschädigenden Erschöpfungssyndrom (Rosa 2005; Neckel und Wagner 2014; Voß und Weiss 2014).

Etwas zugespitzt könnte man Nachtweys Perspektive als eine ökonomistisch verengte einstufen. Es geht in der „Abstiegsgesellschaft“ um den ökonomischen Status als Basis der Lebensführung – einschließlich des Versprechens, mehr aus diesem Status machen, also aufsteigen zu können. Diese Status- und Statusverbesserungsgarantie, die es im „Golden Age“ für viele gibt, ist verlorengegangen. Es ist eine Pointe unserer Ergebnisse, dass dies aber, selbst wo es zutreffen sollte, nicht unbedingt die gelebte Erfahrung bestimmt und die Lebensführung erschüttert – sondern dass die meisten unserer Befragten beharrlich ihren biographischen Orientierungen weiter folgen und sich dabei weder eindeutig auf der Verlierer- noch auf der Gewinnerstraße verorten.

Die Perspektive von Reckwitz, der wir uns nun zuwenden,<sup>19</sup> stellt sich demgegenüber, ebenfalls zugespitzt, als kulturalistisch akzentuiert dar. Wo Nachtwey den historischen Bruch auf einer Linie, eben in befürchteten und stattfindenden sozialen Abstiegen verortet, macht Reckwitz (2019, 85–90) zwei Bruchlinien

---

<sup>19</sup> Die folgenden Überlegungen zum Verhältnis zwischen Reckwitz' Zeitdiagnose und unseren Ergebnissen gehen in Teilen auf einen Artikel zurück, in dem wir Reckwitz' These der Drei-Klassen-Gesellschaft ausführlicher kritisch würdigen (Kumkar und Schimank 2021).

aus.<sup>20</sup> Für ihn gab es im „Golden Age“ eine große, zwar differenzierte, aber doch in sich integrierte „Mittelklasse“, die sich seitdem in drei stark separierte „Klassen“ zerlegt habe, von denen eine gar nicht mehr zur ‚Mitte‘ gehört: „Während die Dynamik der Postindustrialisierung und der Bildungsexpansion die neue aus der alten Mittelklasse nach oben emporhebt, treiben die gleichen Mechanismen von Postindustrialisierung und Bildungsexpansion nach unten eine neue prekäre Klasse aus der alten Mittelklasse heraus.“ (Reckwitz 2019, 87, Hervorhebung weggelassen).

Auffällig ist zunächst, dass Reckwitz zwar auch, wie Nachtwey, wirtschaftliche Umbrüche als Triebkräfte des Geschehens sieht, wobei er der Digitalisierung einen viel größeren Stellenwert einräumt, als Nachtwey dies tut. Diese ist für Reckwitz die technologische Grundlage wissensbasierter Arbeit, die die Arbeitswelt zunehmend prägt und die Richtung weiterer gesellschaftlicher Dynamiken vorgibt. Weiterhin taucht bei Reckwitz die Bildungsexpansion sehr prominent auf, der Nachtwey eher weniger Aufmerksamkeit schenkt.<sup>21</sup> Bildungsexpansion und Wissensarbeit sind eng miteinander verknüpft: Erstere ist die Voraussetzung für Letztere. Die „neue Mittelklasse“ stellt bei Reckwitz dann gewissermaßen die Avantgarde gesellschaftlicher Dynamik dar: akademisch gebildet und in Berufen der Wissensarbeit tätig. Demgegenüber sind die Angehörigen der „prekären Klasse“ in der steten Bedrohung, zu „Überflüssigen“ (Bude und Willisch 2006) zu werden und damit gänzlich abzurutschen; und die „alte Mittelklasse“ wird zwar noch gesellschaftlich gebraucht, aber gleichsam als Dienstpersonal der „neuen Mittelklasse“ und zum Teil davon bedroht, in die „prekäre Klasse“ abzusteigen.<sup>22</sup>

Wenn wir unsere Befunde ins Verhältnis zu dieser Diagnose setzen, ist zunächst einzuschränken, dass wir uns mit denjenigen, die für Reckwitz die „prekäre Klasse“ ausmachen, nicht beschäftigt haben, weil sie ja nicht beziehungsweise nicht mehr zu den Mittelschichten gehören.<sup>23</sup> Mit Blick auf die

---

<sup>20</sup> Siehe auch bereits Reckwitz (2017, 273–370).

<sup>21</sup> Nachtwey (2016, 205–212) spricht die heute junge, gut ausgebildete Generation, die zum Teil keine angemessenen Arbeitsplätze mehr findet, als Teil der „Abstiegsgesellschaft“ durchaus an. Er berücksichtigt aber nicht, was bei Reckwitz prominent in der „neuen Mittelklasse“ auftaucht: dass dies schon in der Bildungsexpansion, die im „Golden Age“ beginnt, angelegt ist – siehe die bereits erwähnte Perspektive von Collins auf die „Credential Society“.

<sup>22</sup> Dieses Bild der derzeitigen kapitalistischen Ungleichheitsordnung entspricht dem, was Torben Iversen und David Soskice (2019) als generelles Muster kapitalistischer Gesellschaften seit ihrer Entstehung ausmachen.

<sup>23</sup> Allerdings können wir sagen: Als Grund zur Beunruhigung – ‚Das könnte mir auch passieren!‘ – wird die „prekäre Klasse“ in unseren Fällen nicht thematisiert. Diese von Nachtwey betonte und von Reckwitz ebenfalls angesprochene Vergleichsperspektive findet sich nicht.

Mittelschichten gibt es dann in zwei wichtigen Hinsichten Klärungsbedarf. Zum einen haben wir – wie auch schon bei Nachtwey vorgeführt – bestimmte Phänomene, die Reckwitz als sehr wichtig herausstellt, in unseren Fällen wenig gefunden. Das ist in Reckwitz' Fall ein gewichtigerer Einwand, da seine Betrachtung erstens die subjektive Sinnggebung und die kulturelle Seite der Lebensführung ins Zentrum stellt und er zweitens die Mittelschichten explizit als in ihrer Gänze gespalten beschreibt: Man gehört als Mittelschichtenangehöriger zur „neuen“ oder zur „alten Mittelklasse“, tertium non datur. Zum anderen bedient sich Reckwitz teils implizit, teils aber auch explizit des Konzepts der investiven Statusarbeit, wobei aber Wichtiges unklar bleibt.

Zum ersten Punkt: Wenn wir Reckwitz' (2019, 90–102) Porträts beider „Mittelklassen“ als Maßstäbe nehmen, um unsere Fälle an ihnen zu messen, finden wir eine Reihe von Fällen, die wichtige Merkmale seiner „alten Mittelklasse“ aufweisen – und zwar insbesondere Angehörige der unteren und mittleren Mittelschicht mit einer gemeinschaftszentrierten Lebensführung. Bei diesen kommen unsere und Reckwitz' Sicht der Mittelschichten am ehesten zur Deckung, auch wenn wir das von Reckwitz für die „alte Mittelklasse“ diagnostizierte Gefühl der Deklassierung und Statusunsicherheit ausgerechnet in diesen Fällen am wenigsten ausmachen konnten. Nur sehr wenige unserer Fälle lassen sich demgegenüber Reckwitz' „neuer Mittelklasse“ zuordnen – am ehesten wohl die zwei Vertreter\*innen der Oberschichtenlebensführung, die vor dem Hintergrund einer sehr guten Ressourcenausstattung erfolgreiche Statusarbeit mit eigensinnigen biographischen Projekten verknüpfen. Als eine blässere Verkörperung des von ihm gezeichneten Idealtypus könnte die Berufsstolzlebensführung gelten – wo eine Orientierung an Selbstentwicklung und am ‚Besonderen‘ durchaus auszumachen ist, wenn eben auch eher im klassisch-bildungsbürgerlichen Sinne. Völlig ‚zwischen den Stühlen‘ seines Modells hängen die Vertreter\*innen der investiven Statusarbeit als biographischer Orientierung, die nicht „verwurzelt“ wie die alte Mittelklasse sind, denen allerdings auch die von Reckwitz wichtig genommene kulturelle Seite des Sich-auslebens im Genuss und in der Zurschaustellung von individuell zusammengestellten Singularitäten fehlt. Soweit wir hier Statusdemonstration finden, bleibt diese äußerst konventionell und soll keineswegs individuelle Einzigartigkeit zum Ausdruck bringen. Vielmehr will man ganz traditionell anderen damit imponieren, dass man mehr von etwas hat, was jene, wie man unterstellt, auch für begehrenswert halten – etwa teure Autos bekannter Edelmarken oder Fernreisen zu den allseits als ‚Geheimtipp‘ kursierenden Orten, die man ‚sich leisten können‘ muss.

Wenn sich also die These einer klar gespaltenen Mittelschicht nicht halten lässt, weil viel zu viele sich nicht eindeutig einer Seite zuordnen lassen, verwundert es nicht, dass wir auf *keine durchgängig die Selbstverortung formatierende konfrontative Rhetorik* gestoßen sind, mit der Angehörige der „alten“ die „neue Mittelklasse“ abwerten und umgekehrt. Für Reckwitz (2019, 29–61) ist es dieser ‚Kulturkampf‘, der für große Aufregung in der gesellschaftlichen Mitte sorgt – was bis dahin gehe, dass Teile der „alten Mittelklasse“ anfällig für Rechtspopulismus werden. Die „neue Mittelklasse“ sehe sich als Anhänger einer „Hyperkultur“, die kulturelle Vielfalt als Reservoir für Individualisierung durch Singularitäten nutze und mitleidig bis herablassend auf die „alte Mittelklasse“ schaue, die in einer kulturelle Grenzen ziehenden Gemeinschaft eine kollektive Identität fände. Umgekehrt halte die „alte“ der „neuen Mittelklasse“ vor, dass sie aus der Not ihrer ‚Entwurzelung‘ durch hemmungslosen Individualismus und Karrierismus eine Tugend mache, der alle nachzustreben hätten, anstatt reumütig in die Gemeinschaft zurückzukehren.

Reckwitz stellt hier für beide Seiten heraus, dass sie die je eigene Identität durch Markierung von scharfen – und eindeutig bewerteten – Differenzen herausstreichen. In den medialen Debatten und in manchen Foren und Blogs im Internet findet so etwas auch durchaus statt. In unseren Interviews ist dies aber höchstens vereinzelt die Art und Weise, wie jemand sich selbst gesellschaftlich verortet. Weder haben wir Äußerungen gehört, die einen „Backlash“ der alten, sich auf der Verliererstraße wägnenden kulturellen Hegemonie zum Ausdruck bringen.<sup>24</sup> Noch gibt es auftrumpfende Stellungnahmen derer, die den ‚Fortschritt‘ auf ihrer Seite sehen. Einzelne Äußerungen, in denen etwa ‚Akademiker‘ als ‚ewige Studenten‘, die sich vor der Arbeit drücken, bezeichnet oder die altbekannten Stereotype in der anderen Richtung geäußert werden, gehen meist auf persönliche Konstellationen, etwa zwischen Geschwistern oder die Abgrenzung gegenüber den Eltern, zurück. Stattdessen finden wir, wenn kulturelle Differenzen überhaupt angesprochen werden, eher Nachdenklichkeit vor, die alles andere als eine selbstbewusste oder gar selbstgerechte Propagierung der eigenen Lebensprinzipien für Alle zum Ausdruck bringt. Damit ist auch die Erklärungskraft dieses Cleavage für die politische Polarisierung der Gegenwart, die ja einen nicht unwesentlichen Teil der Popularität von Reckwitz‘ Thesen ausmacht, aus unserer Sicht deutlich zu relativieren.

---

<sup>24</sup> Diesen „Backlash“ sehen Ronald Inglehart und Pippa Norris (2016) als zentrale Erklärung des erstarkenden Rechtspopulismus an. Siehe weiterhin die von Arlie Hochschild (2016) in den USA eingefangenen Stimmungsbilder, die sich auf jene soziale Gruppe bezieht, die Reckwitz als „alte Mittelklasse“ bezeichnet.

Der andere Punkt, den wir zu Reckwitz' Diagnose vorbringen wollen, betrifft seine *Nutzung unseres Konzepts investiver Statusarbeit*. Reckwitz kommt an wenigen, aber wichtigen Stellen seiner Ausführungen explizit<sup>25</sup> oder implizit auf investive Statusarbeit zu sprechen. Dabei unterscheidet er aber nicht, wie wir es getan haben, zwischen biographischer Orientierung und Praktiken der Lebensführung.<sup>26</sup>

Die heutige „alte Mittelklasse“ ist dasjenige Mittelschichtsegment, das von den Mittelschichten des „Golden Age“ gleichsam übriggeblieben ist: „...die unmittelbare Erbin jener einmal allumfassenden Mittelschicht ...“ (Reckwitz 2019, 97). Den damaligen Mittelschichten attestiert Reckwitz (2019, 76/77) insgesamt eine biographische Ausrichtung auf „Statusinvestition“, um dann zu sagen: „Diese nivellierte Mittelstandsgesellschaft gibt es nicht mehr...“ Der heutigen „alten Mittelklasse“ schreibt er, wie schon deutlich wurde, überwiegend Merkmale einer gemeinschaftszentrierten Lebensführung zu. Mit dieser Charakterisierung impliziert Reckwitz somit eine weitreichende Behauptung: einen Wechsel des Lebensführungsmodus dieses Mittelschichtsegments weg von investiver Statusarbeit und hin zu gemeinschaftszentrierter Lebensführung.

Mit der Unterscheidung von Orientierungen und Praktiken kann man an dieser Stelle eine klarere Vermutung formulieren. Es geht in Wirklichkeit auch für die „alte Mittelklasse“ nicht ohne investive Statusarbeit. Diese stellt zwar nicht deren dominante biographische Ausrichtung dar, sondern nur noch ein Mittel zu einem anderen Lebenszweck – allerdings ein Mittel, um das keiner herumkommt. Mit Blick auf das „Golden Age“ wäre dann übrigens auch noch neu zu fragen, ob wirklich investive Statusarbeit als biographische Orientierung der damals vorherrschende Lebensführungsmodus der Mittelschichten ist, oder ob nicht vielleicht auch berufsstolz- oder gemeinschaftszentrierte Lebensführungen durchaus in nennenswertem Maße vorkommen.<sup>27</sup> Wäre dies der Fall gewesen, hätte es seitdem auf breiter Front gar keinen wirklichen Bruch in der Lebensführung gegeben.

Auch Reckwitz' Darstellung der „neuen Mittelklasse“ leidet darunter, dass er nicht zwischen investiver Statusarbeit als biographischem Orientierungsmuster oder als Praktiken der Lebensführung unterscheidet. Der von ihm angeführte Lebensführungsmodus der „erfolgreichen Selbstentfaltung“ enthält unübersehbar investive Statusarbeit. Es geht um „ein erfolgreiches Leben..., das mit hohem sozialen Status ... einhergeht“ (Reckwitz 2019, 92). Doch es geht nicht nur

---

<sup>25</sup> Dann unter Bezug auf Schimank et al. (2014).

<sup>26</sup> Was wir freilich in der von ihm herangezogenen theoretischen Studie auch noch nicht tun.

<sup>27</sup> Und nur im kulturellen Diskurs nicht den Ton angeben.

darum – sondern darüber hinaus gilt es, „...individuelle Wünsche und Begabungen zu entfalten, ein Leben zu führen, das man als befriedigend, sinnvoll und reichhaltig empfindet“ (Reckwitz 2019, 92). Die „neue Mittelklasse“ kombiniert also investive Statusarbeit auf der einen, „performative Selbstverwirklichung“ in einem „anregenden und erlebnisreichen...Leben“, das man vor anderen aufführt und wofür man von diesen soziale Bestätigung erhält, auf der anderen Seite (Reckwitz 2019, 217). Hinsichtlich der Art, wie diese Kombination beschaffen ist, schwankt Reckwitz zwischen zwei Lesarten, die sehr unterschiedliche Implikationen haben.

Um mit der *schwachen Lesart* zu beginnen: Sie sieht Selbstentfaltung als die biographische Ausrichtung und beruflichen Erfolg durch investive Statusarbeit – wiewohl bei „erfolgreicher Selbstentfaltung“ im gleichen Atemzug genannt – als nachgeordnetes Mittel zu diesem Zweck. So heißt es etwa für die heutige „Spätmoderne“: „...die Statusarbeit erweist sich mittlerweile als Rahmenbedingung für gelungene Selbstverwirklichung“. Denn investive Statusarbeit verschaffe „...jene Ressourcen, die...nötig sind, um Selbstentfaltung zu realisieren...“ (Reckwitz 2019, 216/217). Damit erkennt Reckwitz, dass investive Statusarbeit keine biographische Orientierung ist, sondern nur als – allerdings unumgängliche<sup>28</sup> – Praktiken im Rahmen einer anders ausgerichteten Lebensführung vorkommt.<sup>29</sup> Und er behauptet für die „neue Mittelklasse“ eine biographische Ausrichtung, die den drei von uns aufgefundenen Orientierungsmustern – investive Statusarbeit, Gemeinschafts- und Berufsstolzorientierung – eine plausible weitere hinzufügt. In sich kann Selbstentfaltung dann Verschiedenes, auch miteinander Kombinierbares heißen: etwa alle Arten von hedonistischen oder bildungsbürgerlichen „schönen Erlebnissen“ (Schulze 1992) oder die moralische Erfüllung durch humanitäres, zivilgesellschaftliches oder politisches Engagement.<sup>30</sup>

Weiterhin scheint Reckwitz hier zu vermuten, dass diese Selbstentfaltungsorientierung nicht nur in gleichem Maße wie die Gemeinschafts- und Berufsstolzorientierung, sondern noch stärker als diese auf Praktiken investiver Statusarbeit beruht, die Raum schaffen müssen für ausgedehnte Phasen der Statussuspension, in denen dann Selbstentfaltung betrieben werden kann. Das könnte zutreffen

<sup>28</sup> Der Angehörige der „neuen Mittelklasse“ ist „...nicht der weltfremde Romantiker...“, sondern ein „Realist“ (Reckwitz 2019, 216/217).

<sup>29</sup> Ganz unmissverständlich heißt es bei Reckwitz (2017, 305) unter Bezugnahme auf Schimank et al. (2014), dass in der Lebensführung der „neuen Mittelklasse“ „...die Statusinvestition nicht Selbstzweck, sondern Mittel zum Zweck der Entfaltung des singularistischen Lebensstils ...“ ist.

<sup>30</sup> Hier wäre hinzuzufügen, dass sich Selbstentfaltung auch in Berufsstolzorientierung manifestieren kann.



und ist eine interessante Fragestellung für weitere Untersuchungen. Etwas Neues ist diese Lesart „erfolgreicher Selbstentfaltung“ freilich dann nicht. Sowohl im Bildungs- als auch im Wirtschaftsbürgertum des 19. Jahrhunderts gab es diesen Unternehmer, der rastlos und diszipliniert seine Geschäfte betreibt, um mit den Gewinnen eine private Kunstsammlung aufzubauen und in seiner Freizeit als ambitionierter Amateur-Kunsthistoriker mit den Fachvertretern auf gleicher Augenhöhe zu kommunizieren; oder den Rechtsanwalt, der seine regelmäßigen ‚Auszeiten‘ nimmt, um abenteuerliche Kulturreisen rund um den Globus zu unternehmen.

Gewagter, aber damit auch spannender ist die *starke Lesart* „erfolgreicher Selbstentfaltung“, die investive Statusarbeit nicht nur als Praktiken der Lebensführung, sondern als biographische Orientierung postuliert. Hier unterliegt die Lebensführung einer „Doppelformel“, in der sich die zwei biographischen Orientierungen – investive Statusarbeit und Selbstentfaltung – gleichberechtigt miteinander verbinden: „Die Doppelformel der erfolgreichen Selbstentfaltung bringt...zwei kulturhistorisch ursprünglich gegensätzliche Motive in eine Synthese: Aus der Romantik stammt die Vorstellung, dass das Individuum sich in seiner individuellen Einzigartigkeit verwirklichen...sollte; der Wertewandel zum Postmaterialismus nimmt diese Tradition auf. Im Bürgertum wurzelt demgegenüber die Lebensmaxime, qua Bildung und Leistung einen hohen sozialen Status zu erreichen. In der neuen Mittelklasse der Spätmoderne haben sich romantische Selbstverwirklichung und bürgerliches Bildungs- und Leistungsinteresse amalgamiert“ (Reckwitz 2019, 92). Reckwitz (2019, 210) unterstreicht ausdrücklich, es gingen „...damit zwei zunächst feindliche Ideale eine Synthese ein...“<sup>31</sup>

Wie ist die ‚Amalgamierung‘ von Ökonomie und Kreativität, Statusstreben und Selbstverwirklichung vorstellbar? Ist sie überhaupt möglich?<sup>32</sup> Auch wenn es dem Autor vielleicht nicht bewusst ist: Zu behaupten, dass dies nicht nur einzelnen – um Max Weber abzuwandeln – ‚biographischen Virtuosen‘ gelingt,<sup>33</sup>

---

<sup>31</sup> Unser Fall des Stuntmans, der diese Berufskarriere durchaus als investive Statusarbeit verfolgt, aber das darin liegende Wagnis angesichts reicher Eltern eingehen kann, verdeutlicht solch eine „Synthese“ – die aber eben nicht von einem Mittelschichten-, sondern einem Oberschichtenangehörigen angegangen werden kann.

<sup>32</sup> Der gern zitierte „neue Geist des Kapitalismus“ (Boltanski und Chiapello 1999) hilft hier nicht weiter. Denn auch diese These bleibt bei einer Asymmetrie stehen: Der Kapitalismus schaffe es, sich mittels antikapitalistischer Impulse zu verjüngen, die dann ausgesaugt verkümmern. Das ist überhaupt nichts Neues.

<sup>33</sup> Siehe dazu als Fallstudie Nina Tessa Zahners (2006) Analyse der „neuen Regeln der Kunst“, die Andy Warhol gegen Pierre Bourdieus Antagonismus von „autonomen“ und „weltlichem Pol“ verkörpert: sowohl das eine als auch das andere anstatt entweder/oder.

sondern der gesamten „neuen Mittelklasse“, ist eine sehr starke These. Wie wird dieses Kunststück in Massenanfertigung vollbracht? Möglicherweise ist die These so zu verstehen, dass dieses Kunststück der „neuen Mittelklasse“ heutzutage zwar abverlangt wird, sie daran aber regelmäßig scheitert. So konstatiert Reckwitz (2019, 203–238) als Stimmungslage dieser Klasse eine „erschöpfte Selbstverwirklichung“ und macht u. a. ein „Romantik-Status-Paradox“ als Ursache aus: „Setzen Individuen beispielsweise radikal auf die Karte Selbstverwirklichung – im Beruf, in der Familie, in der Bildung –, laufen sie Gefahr, dass ihr sozialer Status darunter leidet. Dagegen kann sich bei denjenigen, die fleißig Statusinvestition betreiben und auf Sicherheit setzen, irgendwann das Gefühl einstellen, etwas verpasst oder versäumt zu haben, die eigenen Potentiale gar nicht ausgelebt zu haben.“ (Reckwitz 2019, 222)

Solche Fälle müssten, wenn diese Sicht der „neuen Mittelklasse“ zutrifft, häufiger vorkommen – wir haben allerdings keinen einzigen gefunden. Wahrscheinlich hätten wir uns ein gezielteres Sampling, das auch den Prenzlauer Berg einbezieht, überlegen sollen. Weniger polemisch: Reckwitz‘ starke Lesart „erfolgreicher Selbstentfaltung“ – insbesondere, wenn diese Spannung empirisch als kulturell hegemoniale Zumutung an Lebensführung dingfest gemacht werden kann – könnte eine Krisendiagnose der „Spätmoderne“ sein, vergleichbar mit der von Jürgen Habermas (1973, 106–128) Anfang der 1970er Jahre vorgetragenen Analyse einer gesellschaftlichen „Motivationskrise“ des „Spätkapitalismus“. Dies setzt freilich voraus, dass die Mittelschichtenangehörigen nicht längst Mittel und Wege gefunden haben, sich über niedrigschwellige „Micro-resistance“ (Anderson 2008) den ‚Double Binds‘ einer „erfolgreichen Selbstentfaltung“ zu entziehen – oder sie sich gar nicht erst zu eigen zu machen. Unsere Ergebnisse legen letzteres nahe.

Sowohl Nachtwey als auch Reckwitz stellen soziologische Sensoriken für Brüche, Verunsicherungen, Gefährdungen, womöglich gar Krisen der Mittelschichtenlebensführung bereit. Es ist keine Frage, dass diese Sensoriken benötigt werden – nicht zuletzt für Szenarien, die danach fragen, welche längerfristigen gesellschaftlichen Veränderungsdynamiken von derart in Aufregung versetzten Mittelschichtenangehörigen ausgehen könnten. Genau diese mögliche Nutzanwendung solcher Diagnosen macht aber ebenso klar, weshalb auch Sensoriken für die eigensinnigen Beharrungskräfte derjenigen, die mit diesen Veränderungen umgehen müssen, nicht fehlen dürfen. Das theorieästhetisch zweifellos attraktive Bild eines klaren Epochenbruchs wird dadurch definitiv komplexer – aber eben auch aufschlussreicher. Denn wer diese Beharrungskräfte übersieht, dem entgehen auch die Trägheits- oder Beschleunigungsmomente, die der Spannung zwischen

wirtschaftlicher und kultureller 'Großwetterlage' und deren lebenspraktischer Bewältigung entspringen.

---

## 6.4 Schluss

Insgesamt zeigen diese Gegenüberstellungen unseres theoretischen Modells und der daraus gewonnenen empirischen Befunde auf der einen, der zeitdiagnostischen Sichtweisen auf die Mittelschichten auf der anderen Seite, dass beide Herangehensweisen einander fruchtbar ergänzen können. Einseitige Blickrichtungen und blinde Flecke können durch wechselseitige Zur-Kennntnisnahme korrigiert werden. Die Diagnosen von Nachtwey und Reckwitz repräsentieren zusammen ein Perspektivenspektrum, das ökonomische und kulturelle Dimensionen aufweist und dem gemeinsam ist, dass die Mittelschichten in Aufregung sind. Unsere empirischen Befunde – die nicht durch unsere theoretischen Annahmen präformiert sind – zeigen demgegenüber, dass es auch unaufgeregte, beharrlich weiter zumindest in gewissem Maße an ihrem Status arbeitende Mittelschichtenangehörige gibt. Krisenmodus oder Business as usual: Offenbar koexistiert beides, und niemand kann bislang empirisch gesichert sagen, was in welchen Teilgruppen der Mittelschichten vorherrscht. Anstelle eines harten Schwarz-weiß-Kontrasts – entweder aufgeregt oder unaufgeregt, absteigend oder aufsteigend, sesshaft-konventionell oder kosmopolitisch-hyperkulturell – gehen wir eher von einer kontinuierlichen Farbverschiebung mit sehr graduellen Übergängen aus. Auch unsere beharrlich und scheinbar sicher in den Status investierenden Fälle zeigen gelegentlich Verunsicherungen oder kommen ‚ins Stolpern‘; umgekehrt vermuten wir, dass man Nachtweys und Reckwitz' in heller Aufregung befindliche Mittelschichtenangehörige in Reinkultur empirisch sehr selten zu sehen bekommt. Auch Zustandsveränderungen in diese Richtung dürften zumeist eher graduell verlaufen.

Wir gehen also von einem vielschichtigen Farbspektrum aus und können mit unseren empirischen Befunden einen Ausschnitt zeigen, der in den zeitdiagnostischen Dramatisierungen bisher weitgehend ausgeblendet wird. Wir behaupten damit nicht, dass der von uns in den Blick genommene, eher undramatische Ausschnitt der ‚eigentlich wichtige‘, vorherrschende ist – allerdings schon, dass er in ein ausgewogenes Gesamtbild unverzichtbar hineingehört.

Dabei sollte mit Blick auf normative Stellungnahmen klar sein: Ob man es gut findet, dass die gesellschaftlichen Verschiebungen der letzten Jahrzehnte weniger Mittelschichtenangehörige in Aufregung zu versetzen scheinen, als die Zeitdiagnosen suggerieren, und dass die vielbeschworene Konfrontation zwischen

feindlichen Lagern offenbar viele gar nicht einbezieht, oder ob man dies als beklagenswert einstuft, ist keine generell beantwortbare Frage. Man müsste genauer wissen, welche längerfristigen gesellschaftlichen Auswirkungen denn Krisenmodus und Business as usual haben könnten, um zu dieser Frage überhaupt soziologisch fundiert etwas sagen zu können; und selbst dann, wenn man das könnte, müsste man evaluative und normative Maßstäbe heranziehen, um Auswirkungen nicht nur als funktional oder dysfunktional für bestimmte analytische Bezugsprobleme einstufen, sondern als wünschenswert oder moralisch geboten beziehungsweise als das jeweilige Gegenteil bewerten zu können.

Offensichtlich herrscht gegenwärtig insbesondere die Wahrnehmung vor, größere Teile der Mittelschichten tendierten im Krisenmodus dazu, einer problematischen Aufgeregtheit in Gestalt rechtspopulistischer Neigungen nachzugeben – also Theodor Geigers (1930) „Panik im Mittelstand“ revisited. Betrachtet man dazu u. a. Wahlergebnisse, so sprechen diese in Bezug auf Entscheidungen, die getroffen werden, eine relativ klare Sprache – und diese Entscheidungen setzen dann auch Fakten, bestimmen zum Beispiel, welche Regierungskoalitionen möglich sind. Zu vermuten ist gleichwohl, dass die Beweggründe hinter diesen Entscheidungen vielfältig sind, und zu konstatieren ist auch, dass wir die Trajektorien, wie jemand von der einen Seite des Farbspektrums zur anderen wandert, allenfalls aus mehr oder weniger zufälligen Einzelfällen, aber nicht als analytische Mechanismen kennen. Diese Beweggründe und Trajektorien besser zu verstehen ist aber eine notwendige Voraussetzung dafür, abzuwägen, ob man bestimmte Personen als unbelehrbar abschreiben muss – oder ob und wie es vielleicht eine Chance gibt, mit ihnen wieder ins Gespräch darüber zu kommen, ob zum Beispiel die AfD wirklich der Weisheit letzter Schluss ist. Gerade wenn man diese Ausprägungen von Aufgeregtheit beruhigen will, muss man wissen, wie es dazu gekommen ist, dass aus Unaufgeregtheit Aufgeregtheit geworden ist.

Andere Ausprägungen der massenhaften Aufgeregtheit von Mittelschichtenangehörigen mag man demgegenüber weniger als gesellschaftlich krisenhaft, sondern als gesellschaftlich produktiv einstufen – etwa Proteste, die sich auf den menschengemachten Klimawandel und eine notwendige Energiewende oder auf einen humanitären Umgang mit Flüchtlingen beziehen. So stehen die „Fridays for Future“-Proteste beispielsweise, auch wenn man Manches daran penetrant und naiv finden mag, für konstruktive Impulse eines gesellschaftlichen Wandels. Sozialwissenschaftlich beziehungsweise im Sinn gesellschaftlicher Selbstaufklärung stellt sich aber auch hier die Frage nach Beweggründen und Trajektorien derjenigen, die auf die Straße gehen und auch ansonsten ihre Lebensführung umstellen – keineswegs nur Schülerinnen und Schüler. Es geht nur eben, anders als beim Rechtspopulismus, nicht darum, als gesellschaftlich desintegrativ

eingestuften biographischen Dynamiken entgegenzuwirken, sondern umgekehrt biographische Dynamiken, die sich problematischen gesellschaftlichen Dynamiken entgegenstellen, zu stärken. Wie wechselt man von Business as usual zum Krisenmodus? Was bringt jemanden dazu, gesellschaftliche Probleme nicht länger ‚auszusitzen‘, sondern als höchstpersönliche eigene Probleme zu erleben und sich darüber produktiv aufzuregen? Um diese Fragen angehen zu können, muss man wissen, warum jemand bislang unaufgeregter geblieben ist.

Die zeitdiagnostisch vorherrschenden Porträts einer verunsicherten und gespaltenen Mittelschicht zu ergänzen und feiner zu zeichnen, indem die Beharrlichkeit und Selbstverständlichkeit hervorgehoben wird, mit der viele unserer Gesprächspartner\*innen weiterhin an ihrer Lebensführung festhalten: Das kann der Beitrag unserer Studie zur gesellschaftlichen Debatte darüber sein, wie die Mittelschichten zum gesellschaftlichen Zusammenhalt beitragen oder ihn gefährden.

---

## Literatur

- Anderson, Gina. 2008. „Mapping Academic Resistance in the Managerial University.“ *Organization* 15(2): 251–270.
- Arnett, Jeffrey Jensen. 2004. *Emerging adulthood: The winding road from the late teens through the twenties*. New York, NY: Oxford University Press.
- Aulenbacher, Brigitte, Maria Dammayr, Klaus Dörre, Wolfgang Menz, Birgit Riegraf und Harald Wolf, Hrsg. 2017. *Leistung und Gerechtigkeit – Das umstrittene Versprechen des Kapitalismus*. Weinheim und Basel: Beltz Juventa.
- Baethge, Martin. 1991. „Arbeit, Vergesellschaftung, Identität: Zur wahrnehmenden normativen Subjektivierung der Arbeit.“ *Soziale Welt* 42(1): 6–19.
- Bahl, Friederike. 2014. *Lebensmodelle in der Dienstleistungsgesellschaft*. Hamburg: Hamburger Edition.
- Bahl, Friederike. 2018. „Über Proletarität und Abgrenzungspraktiken. Beobachtungen im unteren Dienstleistungssegment.“ In *Die Mitte als Kampfzone. Wertorientierungen und Abgrenzungspraktiken der Mittelschichten*, Nadine M. Schöneck und Sabine Ritter, Hrsg., 261–275. Bielefeld: transcript.
- Beck, Ulrich. 1986. *Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Becker-Schmidt, Regina, Uta Brandes-Erloff, Marva Karrer, Gudrun-Axeli Knapp, Mechtild Rumpf und Beate Schmidt. 1982. *Nicht wir haben die Minuten, die Minuten haben uns. Zeitprobleme und Zeiterfahrungen von Arbeitermüttern in Fabrik und Familie*. Bonn: Neue Gesellschaft.
- Boltanski, Luc und Eve Chiapello. 1999 (2003). *Der neue Geist des Kapitalismus*. Konstanz: UVK.
- Bourdieu, Pierre. 1979. *Die feinen Unterschiede. Zur Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

- Breckner, Roswitha und Susanne Rupp. 2002. „Discovering biographies in changing social worlds. The biographic interpretive method.“ In *Experiences of social exclusion: biography and social policy in Europe*, Prue Chamberlayne, Michael Rustin und Tom Wengraf, Hrsg., 287–306. London: Policy Press.
- Brückling, Ulrich. 2007. *Das unternehmerische Selbst. Soziologie einer Subjektivierungsform*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Bude, Heinz und Andreas Willisch. Hrsg. 2006. *Das Problem der Exklusion. Ausgegrenzte, Entbehrliche, Überflüssige*. Hamburg: Hamburger Edition.
- Burkhardt, Christoph, Markus Grabka, Olaf Groh-Samberg, Yvonne Lott und Steffen Mau. 2012. *Mittelschicht unter Druck?* Gütersloh: Verlag Bertelsmann Stiftung.
- Burzan, Nicole und Peter A. Berger. Hrsg. 2010. *Dynamiken (in) der gesellschaftlichen Mitte*. Wiesbaden: VS.
- Burzan, Nicole, Silke Kohrs und Ivonne Küsters. 2014. *Die Mitte der Gesellschaft: Sicherer als erwartet?* Weinheim und Basel: Beltz Juventa.
- Doering-Manteuffel, Anselm und Lutz Raphael. 2008. *Nach dem Boom. Perspektiven auf die Zeitgeschichte seit 1970*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Geiger, Theodor. 1930. „Panik im Mittelstand.“ *Die Arbeit* 7(10): 637–654.
- Gottschall, Karin und Tim Schröder. 2013. „Familienlohn“- zur Entwicklung einer wirkmächtigen Normierung geschlechtsspezifischer Arbeitsteilung. *WSI Mitteilungen* 66(3):161–170.
- Grabka, Markus und Christoph Halbmeier. 2019. Vermögensungleichheit in Deutschland. *DIW Wochenbericht* 40(2019): 735–745.
- Graefe, Stefanie. 2019. Erschöpfung, Resilienz und Nachhaltigkeit. Anmerkungen zur neuen Subjektivität der Arbeit. *WSI-Mitteilungen* 72(1): 22–30.
- Groh-Samberg, Olaf, Steffen Mau und Uwe Schimank. 2014. „Investieren in den Status: Der voraussetzungsvolle Lebensführungsmodus der Mittelschichten.“ *Leviathan* 42(2): 219–248.
- Grimm, Natalie. 2016. *Statusakrobatik. Biografische Verarbeitungsmuster von Statusinkonsistenzen im Erwerbsverlauf*. Konstanz: UVK.
- Habermas, Jürgen. 1973. *Legitimationsprobleme im Spätkapitalismus*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Heinze, Rolf. 2011. *Die erschöpfte Mitte. Zwischen marktbestimmten Soziallagen, politischer Stagnation und der Chance auf Gestaltung*. Weinheim und Basel: Juventa.
- Henninger, Annette, Christine Wimbauer und Rosine Dombrowski. 2008. Geschlechtergleichheit oder exklusive Emanzipation? Ungleichheitssoziologische Implikationen der aktuellen familienpolitischen Reformen. *Berliner Journal für Soziologie* 18 (1): 99–128.
- Hochschild, Arlie Russell. 2016. *Strangers in Their Own Land. Anger and Mourning of the American Right*. New York: The New Press.
- Hollstein, Betina. 2019. „What Autobiographical Narratives Tell Us About the Life Course. Contributions of Qualitative Sequential Analytical Methods“. *Advances in Life Course Research* 41(2019): 100248.
- Holubek-Schaum, Stefan (2021): *Lebensführung unter Spannung. Die junge Mittelschicht auf der Suche nach Orientierung*. Frankfurt am Main: Campus.
- Huinink, Johannes und Betina Hollstein. 2021. „Life Course.“ In *Soziologie – Sociology in the German-Speaking World, Special Issue Soziologische Revue 2020*, Johannes Huinink,

- Rainer Greshoff, Uwe Schimank und Anja Weiß, Hrsg., 197–210. Berlin: De Gruyter. <https://doi.org/10.1515/9783110627275-014>.
- Hürtgen, Stefanie und Stephan Voswinkel. 2014. *Nichtnormale Normalität? Anspruchslogiken aus der Arbeitnehmermitte*. Berlin: Edition Sigma.
- Iversen, Torben und David Soskice. 2019. *Democracy and Prosperity. Reinventing Capitalism Through a Turbulent Century*. Princeton: Princeton University Press.
- Kern, Horst und Michael Schumann. 1985. *Industriearbeit und Arbeiterbewußtsein*. Frankfurt: Suhrkamp.
- Kleemann, Frank und G. Günter Voß. 2018. „Arbeit und Subjekt“. In *Handbuch Arbeitssoziologie*, Fritz Böhle, G. Günter Voß und Günther Wachtler, Hrsg., 15–57. Wiesbaden: VS.
- Klenner, Christina, Katrin Menke und Svenja Pfahl. 2012. *Flexible Familienernährerinnen. Moderne Geschlechterarrangements oder prekäre Konstellationen?* Opladen, Berlin und Toronto: Barbara Budrich.
- Koppetsch, Cornelia. 2013. *Die Wiederkehr der Konformität. Streifzüge durch die gefährdete Mitte*. Frankfurt am Main: Campus.
- Koppetsch, Cornelia und Günter Burkart. 1999. *Die Illusion der Emanzipation. Zur Wirksamkeit latenter Geschlechtnormen im Milieuvvergleich*. Konstanz: UVK.
- Lengfeld, Holger. 2017. Die „Alternative für Deutschland“: eine Partei für Modernisierungsverlierer? *KZfSS Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 69(2): 209–232. <https://doi.org/10.1007/s11577-017-0446-1>
- Lengfeld, Holger und Jochen Hirschle. 2009. „Die Angst der Mittelschicht vor dem sozialen Abstieg: Eine Längsschnittanalyse 1984–2007“. *Zeitschrift für Soziologie* 38: 379–399.
- Lengfeld, Holger und Jochen Hirschle. 2010. „Die Angst der Mittelschicht vor dem sozialen Abstieg. Eine Längsschnittanalyse 1984–2007.“ In *Dynamiken (in) der gesellschaftlichen Mitte*, Nicole Burzan und Peter A. Berger, Hrsg., 181–200. Wiesbaden: VS.
- Lenze, Anne und Antje Funcke. 2016. *Alleinerziehende unter Druck. Rechtliche Rahmenbedingungen, finanzielle Lage und Reformbedarf*. Gütersloh: Verlag Bertelsmann Stiftung.
- Lin, Nan. 2001. *Social Capital. A Theory of Social Structure and Action*. New York: Cambridge University Press.
- Lin, Nan und Dan Ao. 2008. „The Invisible Hand of Social Capital: An Exploratory Study.“ In *Social Capital: An International Research Program*, Nan Lin und Bonnie H. Erickson, Hrsg., 107–32. Oxford: Oxford University Press.
- Lüdicke, Jörg und Martin Diewald, Hrsg. 2007. *Soziale Netzwerke und soziale Ungleichheit. Zur Rolle von Sozialkapital in modernen Gesellschaften*. Wiesbaden: VS.
- Lutz, Burkart. 1984. *Der kurze Traum immerwährender Prosperität. Eine Neuinterpretation der industriell-kapitalistischen Entwicklung im Europa des 20. Jahrhunderts*. Frankfurt am Main: Campus.
- Marg, Stine. 2014. *Mitte in Deutschland. Zur Vermessung eines politischen Ortes*. Bielefeld: transcript.
- Mau, Steffen. 2012. *Lebenschancen. Wohin driftet die Mittelschicht?* Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Mau, Steffen, Olaf Groh-Samberg und Uwe Schimank. 2019. „Investive Statusarbeit. Kontexte von Wachstum und Niedrigwachstum.“ In *Soziale Ungleichheit der Lebensführung*, Anja Röcke, Maria Keil und Erika Alleweldt, Hrsg., 80–102. Weinheim und Basel: Beltz Juventa.

- Milanović, Branko. 2016. *Die Ungleiche Welt. Migration, das Eine Prozent und die Zukunft der Mittelschicht*. Berlin: Suhrkamp.
- Nachtwey, Oliver. 2016. *Die Abstiegs-gesellschaft: über das Aufbegehren in der regressiven Moderne*. Berlin: Suhrkamp.
- Neckel, Sighard. 2008. *Flucht nach vorn. Die Erfolgskultur der Marktgesellschaft*. Frankfurt am Main: Campus.
- Neckel, Sighard und Greta Wagner. 2014. „Erschöpfung als ‚schöpferische Zerstörung‘. Burnout und gesellschaftlicher Wandel.“ In *Leistung und Erschöpfung. Burnout in der Wettbewerbsgesellschaft*, Sighard Neckel und Greta Wagner, Hrsg., 203–217. Berlin: Suhrkamp.
- Nils, Kulkar Uwe, Schimank (2021) Drei-Klassen-Gesellschaft? Bruch? Konfrontation? Eine Auseinandersetzung mit Andreas Reckwitz' Diagnose der »Spätmoderne«. *Leviathan* 49(1): 7–32. <https://doi.org/10.5771/0340-0425-2021-1-7>
- Reckwitz, Andreas. 2017. *Die Gesellschaft der Singularitäten. Zum Strukturwandel der Moderne*. Berlin: Suhrkamp.
- Reckwitz, Andreas. 2019. *Das Ende der Illusionen. Politik, Ökonomie und Kultur in der Spätmoderne*. Berlin: Suhrkamp.
- Rosa, Hartmut. 2005. *Beschleunigung. Die Veränderung der Zeitstrukturen in der Moderne*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Sachweh, Patrick, Sarah Lenz und Debora Eicher. 2018. „Klassen und Klassifikationen. Symbolische Grenzziehungen in der deutschen Ungleichheitsstruktur.“ In *Die Mitte als Kampfzone. Wertorientierungen und Abgrenzungspraktiken der Mittelschichten*, Nadine M. Schöneck und Sabine Ritter, Hrsg., 243–259. Bielefeld: transcript.
- Schimank, Uwe. 2011a. „Against All Odds: The ‚Loyalty‘ of Small Investors.“ *Socio-Economic Review* 9(1): 107–135.
- Schimank, Uwe, 2011b: „Die ‚Hyperkomplexität‘ des Finanzmarkts und die Hilflosigkeit der Kleinanleger.“ *Leviathan* 39(4): 499–517.
- Schimank, Uwe. 2015. „Lebensplanung!? Biografische Entscheidungspraktiken irritierter Mittelschichten.“ *Berliner Journal für Soziologie* 25(1–2): 7–31.
- Schimank, Uwe. 2017. „Leistungs-ethos zwischen Wollen, Müssen, Nicht-Können und Nicht-Wollen.“ In *Leistung und Gerechtigkeit – Das unstrittene Versprechen des Kapitalismus*, Brigitte Aulenbacher, Maria Dammayr, Klaus Dörre, Wolfgang Menz, Birgit Riegraf und Harald Wolf, Hrsg., 80–98. Weinheim und Basel: Beltz Juventa.
- Schimank, Uwe, Steffen Mau und Olaf Groh-Samberg. 2014. *Statusarbeit unter Druck? Zur Lebensführung der Mittelschichten*. Weinheim und Basel: Beltz Juventa.
- Schöneck, Nadine und Sabine Ritter. Hrsg. 2018. *Die Mitte als Kampfzone. Wertorientierungen und Abgrenzungspraktiken der Mittelschichten*. Bielefeld: transcript.
- Schütze, Fritz. 2008. „Biography Analysis on the Empirical Base of Autobiographical Narratives: How to Analyze Autobiographical Narrative Interviews – Part one and two“, *European Studies on Inequalities and Social Cohesion* Nr. 1/2: 153–242, 243–298; Nr. 3/4: 6–77.
- Schulze, Gerhard. 1992. *Die Erlebnis-Gesellschaft. Kultursoziologie der Gegenwart*. Frankfurt am Main: Campus.
- Solga, Heike, und Christine Wimbauer, Hrsg. 2005. *Wenn zwei das Gleiche tun. Ideal und Realität sozialer (Un-)Gleichheit in Dual Career Couples*. Opladen: Budrich.



- Treas, Judith und Sonja Drobnič, Hrsg. 2010. *Dividing the Domestic. Men, Women, and Household Work in Cross-National Perspective*. Stanford: Stanford Univ. Press.
- Vogel, Berthold. 2004. *Leiharbeit: Neue sozialwissenschaftliche Befunde zu einer prekären Beschäftigungsform*. Hamburg: VSA.
- Vogel, Berthold. 2009. *Wohlstandskonflikte. Soziale Fragen, die aus der Mitte kommen*. Hamburg: Hamburger Edition.
- Voß, G. Günter und Cornelia Weiss. 2014. „Burnout und Depression – Leiterkrankungen des subjektivierten Kapitalismus oder: Woran leidet der Arbeitskraftunternehmer?“ In *Leistung und Erschöpfung. Burnout in der Wettbewerbsgesellschaft*, Sighard Neckel und Greta Wagner, Hrsg., 29–57. Berlin: Suhrkamp.
- Voswinkel, Stephan. 2013. „Was wird aus dem ‚Fahrstuhleffekt‘? Postwachstum und sozialer Aufstieg.“ Working Paper 08/2013. Jena: DFG-KollegforscherInnengruppe Postwachstumsgesellschaften.
- Voswinkel, Stephan. 2018. „Der statusorientierte Mensch als Homo oeconomicus der Soziologie.“ *WestEnd*: 119–128.
- Weber, Max. 1905 (1975). „Die protestantische Ethik und der Geist des Kapitalismus.“ In *Die protestantische Ethik I*, Max Weber, 27–277. Hamburg: Siebenstern.
- Wimbauer, Christine. 2012. *Wenn Arbeit Liebe ersetzt. Doppelkarriere-Paare zwischen Anerkennung und Ungleichheit*. Frankfurt am Main: Campus.
- Wohlrab-Sahr, Monika. 2006. „Symbolizing Distance: Conversion to Islam in Germany and the United States.“ In *Women Embracing Islam*, K. van Nieuwkerk, Hrsg., 71–92. Austin: University of Texas Press.
- Zahner, Nina Tessa. 2006. *Die neuen Regeln der Kunst. Andy Warhol und der Umbau des Kunstbetriebs im 20. Jahrhundert*. Frankfurt am Main: Campus.

**Open Access** Dieses Kapitel wird unter der Creative Commons Namensnennung 4.0 International Lizenz (<http://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.de>) veröffentlicht, welche die Nutzung, Vervielfältigung, Bearbeitung, Verbreitung und Wiedergabe in jeglichem Medium und Format erlaubt, sofern Sie den/die ursprünglichen Autor(en) und die Quelle ordnungsgemäß nennen, einen Link zur Creative Commons Lizenz beifügen und angeben, ob Änderungen vorgenommen wurden.

Die in diesem Kapitel enthaltenen Bilder und sonstiges Drittmaterial unterliegen ebenfalls der genannten Creative Commons Lizenz, sofern sich aus der Abbildungslegende nichts anderes ergibt. Sofern das betreffende Material nicht unter der genannten Creative Commons Lizenz steht und die betreffende Handlung nicht nach gesetzlichen Vorschriften erlaubt ist, ist für die oben aufgeführten Weiterverwendungen des Materials die Einwilligung des jeweiligen Rechteinhabers einzuholen.



---

# Gesamtliteraturverzeichnis

- Aisenbrey, Silke und Anette Fasang. 2017. „The Interplay of Work and Family Trajectories over the Life Course: Germany and the United States in Comparison.” *American Journal of Sociology* 122(5): 1448–1484.
- Alle, Katrin und Vera Kallfaß-de Frênes. 2016. „Nachbarschaft und Nachbarschaftlichkeit.“ In *Altern und Versorgung im nachbarschaftlichen Netz eines Wohnquartiers*, Sigrid Kallfaß, Hrsg., 11–40. Wiesbaden: Springer VS.
- Alleweldt, Erika, Anja Röcke und Jochen Steinbicker, Hrsg. 2016. *Lebensführung heute – Klasse, Bildung, Individualität*. Weinheim und Basel: Beltz Juventa.
- Anderson, Gina. 2008. „Mapping Academic Resistance in the Managerial University.“ *Organization* 15(2): 251–270.
- Arnett, Jeffrey Jensen. 2004. *Emerging adulthood: The winding road from the late teens through the twenties*. New York, NY: Oxford University Press.
- Aulenbacher, Brigitte, Maria Dammayr, Klaus Dörre, Wolfgang Menz, Birgit Riegraf und Harald Wolf, Hrsg. 2017. *Leistung und Gerechtigkeit – Das umstrittene Versprechen des Kapitalismus*. Weinheim und Basel: Beltz Juventa.
- Baethge, Martin. 1991. „Arbeit, Vergesellschaftung, Identität – Zur zunehmenden normativen Subjektivierung der Arbeit.“ *Soziale Welt* 42(1): 6–19
- Bahl, Friederike. 2014. *Lebensmodelle in der Dienstleistungsgesellschaft*. Hamburg: Hamburger Edition.
- Bahl, Friederike. 2018. „Über Proletarität und Abgrenzungspraktiken. Beobachtungen im unteren Dienstleistungssegment.“ In *Die Mitte als Kampfzone. Wertorientierungen und Abgrenzungspraktiken der Mittelschichten*, Nadine M. Schöneck und Sabine Ritter, Hrsg., 261–275. Bielefeld: transcript.
- Beck, Ulrich. 1983. „Jenseits von Stand und Klasse.“ In *Soziale Ungleichheiten*, Reinhard Kreckel, Hrsg., 35–74. Göttingen: Schwartz.
- Beck, Ulrich. 1986. *Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Beck, Ulrich und Elisabeth Beck-Gernsheim. 1994. „Individualisierung in modernen Gesellschaften – Perspektiven und Kontroversen einer subjektorientierten Soziologie.“ In *Risikante Freiheiten*, Ulrich Beck und Elisabeth Beck-Gernsheim, Hrsg., 10–39. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

- Becker-Schmidt, Regina. 2003. *Die doppelte Vergesellschaftung von Frauen*. [http://www.fu-berlin.de/sites/gpo/soz\\_eth/Geschlecht\\_als\\_Kategorie/Die\\_doppelte\\_Vergesellschaftung\\_von\\_Frauen/index.html](http://www.fu-berlin.de/sites/gpo/soz_eth/Geschlecht_als_Kategorie/Die_doppelte_Vergesellschaftung_von_Frauen/index.html) (Zugegriffen: 5. März 2020).
- Becker-Schmidt, Regina, Uta Brandes-Erloff, Marva Karrer, Gudrun-Axeli Knapp, Mechtild Rumpf und Beate Schmidt. 1982. *Nicht wir haben die Minuten, die Minuten haben uns. Zeitprobleme und Zeiterfahrungen von Arbeitermüttern in Fabrik und Familie*. Bonn: Neue Gesellschaft.
- Behnke, Cornelia. 2012. *Partnerschaftliche Arrangements und väterliche Praxis in Ost- und Westdeutschland: Paare erzählen*. Opladen: Budrich.
- Bennett, Tony, Mike Savage, Elizabeth Bortolaia Silva, Alan Warde, Modesto Gayo-Cal, David Wright. 2009. *Culture, Class, Distinction*. London: Routledge.
- Berger, Peter A. und Ronald Hitzler, Hrsg. 2010. *Individualisierungen. Ein Vierteljahrhundert „jenseits von Stand und Klasse“?* Wiesbaden: Springer VS.
- Berger, Peter L. und Thomas Luckmann. 1967 (1972). *The Social Construction of Reality. A Treatise in the Sociology of Knowledge*. Harmondsworth: Penguin Books.
- Bernardi, Laura, Johannes Huinink und Richard Settersten. 2019. „The Life Course Cube: A Tool for Studying Lives.“ *Advances in Life Course Research* 41: 1–13.
- Bertelsmann Stiftung (Hrsg.), Anne Lenze und Antje Funcke 2016. *Alleinerziehende unter Druck. Rechtliche Rahmenbedingungen, finanzielle Lage und Reformbedarf*. Gütersloh
- Bernhard, Thomas. 1988. *Der Untergeher*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Bette, Karl-Heinrich und Uwe Schimank. 2006. *Die Dopingfalle. Soziologische Betrachtungen*. Bielefeld: transcript.
- Birkelbach, Klaus. 2001. „Die Janusköpfigkeit elterlicher Statusaspirationen für ihre Kinder.“ In *Ankunft im Erwachsenenleben*, Heiner Meulemann, Klaus Birkelbach und Jörg-Otto Hellwig, Hrsg., 315–347. Wiesbaden: VS.
- Böhnisch, Tomke. 1999. *Gattinnen. Die Frauen der Elite*. Münster: Westfälisches Dampfboot.
- Bohnsack, Ralf. 1989. *Generation, Milieu, Geschlecht*. Opladen: Leske und Budrich.
- Bohnsack, Ralf. 1996. „Auf der Suche nach habitueller Übereinstimmung.“ In *Erziehungswissenschaftliche Biographieforschung*, Heinz-Hermann Krüger und Winfried Marotzki, Hrsg., 258–275. Wiesbaden: VS.
- Bohnsack, Ralf. (2010) 2021. *Rekonstruktive Sozialforschung*. Opladen, Farmington Hills: Barbara Budrich. 10.durchgesehene Auflage
- Boltanski, Luc und Eve Chiapello. 1999 (2003). *Der neue Geist des Kapitalismus*. Konstanz: UVK.
- Bolte, Karl Martin, Dieter Kappe und Friedhelm Neidhardt. 1966. „Soziale Schichtung in der Bundesrepublik Deutschland.“ In *Deutsche Gesellschaft im Wandel*, Karl Martin Bolte, 233–343. Opladen: Leske.
- Boudon, Raymond. 1984 (1986). *Theories of Social Change. A Critical Appraisal*. Oxford: Polity Press.
- Bourdieu, Pierre. 1972 (2009). *Entwurf einer Theorie der Praxis*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Bourdieu, Pierre. 1979. *Die feinen Unterschiede. Zur Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Bourdieu, Pierre. 1983. „Ökonomisches Kapital, kulturelles Kapital, soziales Kapital.“ In *Soziale Ungleichheiten*, Reinhard Kreckel, Hrsg., 183–198. Göttingen: Schwartz.

- Bourdieu, Pierre. 1987. *Sozialer Sinn: Kritik der theoretischen Vernunft*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Bourdieu, Pierre. 1990. „Die biographische Illusion.“ *BIOS* 3: 75–81.
- Bourdieu, Pierre. 2000. *Die zwei Gesichter der Arbeit: Interdependenzen von Zeit- und Wirtschaftsstrukturen am Beispiel einer Ethnologie der algerischen Übergangsgesellschaft*. Konstanz: Universitätsverlag Konstanz.
- Bourdieu, Pierre und Loïc J. D. Wacquant. 2006. *Reflexive Anthropologie*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Brandom, Robert B. 2015. *Wiedererinnertes Idealismus*. Berlin: Suhrkamp.
- Breckner, Roswitha und Susanne Rupp. 2002. „Discovering biographies in changing social worlds. The biographic interpretive method.“ In *Experiences of social exclusion: biography and social policy in Europe*, Prue Chamberlayne, Michael Rustin und Tom Wengraf, Hrsg., 287–306. London, Policy Press.
- Brockling, Ulrich. 2007. *Das unternehmerische Selbst. Soziologie einer Subjektivierungsform*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Brose, Hanns-Georg, Monika Wohlrab-Sahr und Michael Corsten. 1993. *Soziale Zeit und Biographie: über die Gestaltung von Alltagszeit und Lebenszeit*. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Brunnett, Regina. 2009. *Die Hegemonie symbolischer Gesundheit: eine Studie zum Mehrwert von Gesundheit im Postfordismus*. Bielefeld: transcript.
- Brunsson, Nils. 1989. *The Organization of Hypocrisy – Talk, Decisions, and Actions in Organizations*. Chichester et al: Wiley.
- Bude, Heinz. 2011 *Bildungsstille. Was unsere Gesellschaft spaltet*. München: Hanser.
- Bude, Heinz und Andreas Willisch. Hrsg. 2006. *Das Problem der Exklusion. Ausgegrenzte, Entbehrliche, Überflüssige*. Hamburg: Hamburger Edition.
- Bundesministerium für Bildung und Forschung (BMBF). 2019. *Berufsbildungsbericht 2019*. Bonn: Bundesministerium für Bildung und Forschung (BMBF).
- Burkart, Günter und Cornelia Koppetsch. 1999. *Die Illusion der Emanzipation. Zur Wirksamkeit latenter Normen im Milieuvvergleich*. Konstanz: UVK.
- Burkhardt, Christoph, Markus Grabka, Olaf Groh-Samberg, Yvonne Lott und Steffen Mau. 2012. *Mittelschicht unter Druck?* Gütersloh: Verlag Bertelsmann Stiftung.
- Burzan, Nicole und Peter A. Berger. Hrsg. 2010. *Dynamiken (in) der gesellschaftlichen Mitte*. Wiesbaden: VS.
- Burzan, Nicole, Silke Kohrs und Ivonne Küsters. 2014. *Die Mitte der Gesellschaft: Sicherer als erwartet?* Weinheim und Basel: Beltz Juventa.
- Burzan, Nicole, Brigitta Lökenhoff, Uwe Schimank und Nadine Schöneck. 2008. *Das Publikum der Gesellschaft. Inklusionsverhältnisse und Inklusionsprofile in Deutschland*. Wiesbaden: VS.
- Chauvel, Luis. 2006. *Les Classes moyennes à la dérive*. Paris: Le Seuil.
- Cobo-Reyes, Ramon und Natalia Jiménez. 2012. „The dark side of friendship: ‘envy’.“ *Experimental Economics* 15(4): 547–570. <https://doi.org/https://doi.org/10.1007/s10683-012-9313-0>.
- Collado, Emanuel. 2010. *The Shrinking Middle Class: Why America Is Becoming a Two-Class Society*. Bloomington: iUniverse.
- Collins, Randall. 1979. *The Credential Society: An Historical Sociology of Education and Stratification*. New York: Academic Press.

- Coser, Rose Laub. 1975. „The Complexity of Roles as a Seedbed of Individual Autonomy.“ In *The Idea of Social Structure. Papers in Honor of Robert K. Merton*, Lewis A. Coser, Hrsg., 237–263. New York: Harcourt.
- Crowley, Dermot. 2016. *Smart Work: Centralise, Organise, Realise*. Milton, Queensland: John Wiley & Sons Australia.
- Dahrendorf, Ralf. 1979. *Lebenschancen. Anläufe zur sozialen und politischen Theorie*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Doering-Manteuffel, Anselm und Lutz Raphael. 2008. *Nach dem Boom. Perspektiven auf die Zeitgeschichte seit 1970*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Dresing, Thorsten und Thorsten Pehl. 2013. *Praxisbuch Interview, Transkription & Analyse. Anleitungen und Regelsysteme für qualitativ Forschende*. (5. Aufl.) Marburg.
- Drobnič, Sonja und Ana M. Guillén, Hrsg. 2011. *Work–Life Balance in Europe. The Role of Job Quality*. Houndmills: Palgrave Macmillan.
- Durkheim, Émile. 2014 [1912]. *Die elementaren Formen des religiösen Lebens*. 3. Auflage. Berlin: Verlag der Weltreligionen.
- Eisenstadt, Shmuel. 2000. Multiple Modernities, *Daedalus*. Cambridge: MIT Press, 129: 1–30.
- Esping-Andersen, Gøsta. 1990. *The Three Worlds of Welfare Capitalism*. Princeton N.J.: Princeton University Press.
- Esser, Hartmut. 1993 (1996). *Soziologie. Allgemeine Grundlagen*. Frankfurt am Main: Campus.
- Fiske, Susan T. und Shelley E. Taylor. 1991. *Social Cognition*. 2nd Edition. New York: McGraw Hill.
- Fourquet, Jérôme, Alain Mergier und Camille Peugny. 2013. *Le grand malaise. Enquête sur les classes moyennes*. Paris: Jean Jaurès Fondation.
- Franzmann, Manuel. 2017. *Säkularisierter Glaube: Fallrekonstruktionen zur fortgeschrittenen Säkularisierung des Subjekts*. Weinheim und Basel: Beltz Juventa.
- Friedrich, Wiebke. 2016. *Die Elternökonomie: zur berufsbiographischen Bedeutung familialer Geldtransfers für den Erwerbseintrittsprozess von Akademikern*. Opladen, Berlin und Toronto: Budrich UniPress Ltd.
- Fuchs-Heinritz, Werner. 2005. *Biographische Forschung. Eine Einführung in Praxis und Methoden*. Wiesbaden: VS.
- Garfinkel, Harold. 1967. *Studies in Ethnomethodology*. Englewood Cliffs, N.J.: Prentice Hall.
- Gehlen, Arnold. 1940 (1976). *Der Mensch*. 9. Auflage. Wiesbaden: Athenaion.
- Geiger, Theodor. 1930. „Panik im Mittelstand.“ *Die Arbeit* 7(10): 637–654.
- Geißler, Rainer. Hrsg. 1994. *Soziale Schichtung und Lebenschancen in Deutschland*. Stuttgart: Enke.
- Geißler, Rainer. 2014. *Die Sozialstruktur Deutschlands*. 7., grundlegend überarbeitete Auflage. Wiesbaden: Springer VS.
- Geissler, Birgit und Mechthild Oechsle. 1994. „Lebensplanung als Konstruktion: Biographische Dilemmata und Lebenslauf-Entwürfe junger Frauen.“ In *Riskante Freiheiten: Individualisierung in modernen Gesellschaften*, Ulrich Beck und Elisabeth Beck-Gernsheim, Hrsg., 139–167. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- GESIS – Leibniz-Institut für Sozialwissenschaften. 2017. *Allgemeine Bevölkerungsumfrage der Sozialwissenschaften ALLBUS 2016*. Köln: GESIS Datenarchiv, DOI: <https://doi.org/10.4232/1.12796>.

- GESIS – Leibniz-Institut für Sozialwissenschaften. 2018. *Allgemeine Bevölkerungsumfrage der Sozialwissenschaften ALLBUS 2018*. Köln: GESIS Datenarchiv, DOI:<https://doi.org/10.4232/1.13199>.
- Giegel, Hans-Joachim, Gerhard Frank und Ulrich Billerbeck. 1988. *Industriearbeit und Selbstbehauptung. Berufsbiographische Orientierung und Gesundheitsverhalten in gefährdeten Lebensverhältnissen*. Opladen: Leske und Budrich.
- Glaser, Barney G. und Anselm L. Strauss. 1967. *The Discovery of Grounded Theory: Strategies for Qualitative Research*. Chicago: Aldine.
- Göbel, Markus und Johannes Schmidt. 1998. „Inklusion/Exklusion: Karriere, Probleme und Differenzierungen eines systemtheoretischen Begriffspaares.“ *Soziale Systeme* 4(1): 87–117.
- Goffman, Erving. 1956 (1973). *Wir alle spielen Theater. Die Selbstdarstellung im Alltag*. München: Piper.
- Goffman, Erving. 1963 (1974). *Stigma*. Harmondsworth: Penguin Books.
- Gornick, Janet C. und Markus Jäntti. Hrsg. 2013. *Income Inequality: Economic Disparities and the Middle Class in Affluent Countries*. Palo Alto, CA: Stanford University Press.
- Gottschall, Karin und Tim Schröder. 2013. „Familienlohn“– zur Entwicklung einer wirkmächtigen Normierung geschlechtsspezifischer Arbeitsteilung. *WSI-Mitteilungen* 66(3): 161–170.
- Gould, Stephen Jay und Richard Charles Lewontin. 1979. „The Spandrels of San Marco and the Panglossian Paradigm: A Critique of the Adaptationist Programme.“ *Proceedings of the National Academy of Sciences. Series B, Biological Sciences* 205(1161): 581–598.
- Grabka, Markus und Jan Goebel. 2018. Einkommensverteilung in Deutschland. *DIW Wochenbericht* 21/2018:449–459.
- Grabka, Markus und Christoph Halbmeier. 2019. Vermögensungleichheit in Deutschland. *DIW Wochenbericht* 40/2019:735–745.
- Graefe, Stefanie. 2019. Erschöpfung, Resilienz und Nachhaltigkeit. Anmerkungen zur neuen Subjektivität der Arbeit. *WSI-Mitteilungen* 72(1): 22–30.
- Granovetter, Mark. 1973. „The Strength of Weak Ties.“ *American Journal of Sociology* 78(6): 1360–1380.
- Greshoff, Rainer. 2015. „Worum geht es in der Mechanismendiskussion in den Sozialwissenschaften und welcher Konzepte bedarf es, um sozialmechanismische Erklärungen zu realisieren?“ In *Zyklus 1 – Jahrbuch für Geschichte und Theorie der Soziologie*, Martin Endreß, Klaus Lichtblau und Stephan Moebius, Hrsg., 47–91. Wiesbaden: Springer VS.
- Grimm, Natalie. 2016. *Statusakrobatik. Biografische Verarbeitungsmuster von Statusinkonsistenzen im Erwerbsverlauf*. Konstanz: UVK.
- Groh-Samberg, Olaf. 2009. „Sorgenfreier Reichtum: Jenseits von Konjunktur und Krise lebt nur ein Prozent der Bevölkerung.“ *DIW Wochenbericht* 76(35): 590–597.
- Groh-Samberg, Olaf, Steffen Mau und Uwe Schimank. 2014. „Investieren in den Status: Der voraussetzungsvolle Lebensführungsmodus der Mittelschichten.“ *Leviathan* 42(2): 219–248.
- Gross, Peter. 1994. *Die Multioptionsgesellschaft*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Habermas, Jürgen. 1973. *Legitimationsprobleme im Spätkapitalismus*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Hacker, Jacob und Paul Pierson. 2011. *Winner-Take-All Politics. How Washington Made the Rich Richer – and Turned Its Back on the Middle Class*. New York: Simon & Schuster.

- Hall, Peter und David Soskice. Hrsg. 2001. *Varieties of Capitalism. The Institutional Foundations of Comparative Advantage*. Oxford: Oxford University Press.
- Heinz, Walter R., Johannes Huinink und Ansgar Weymann. Hrsg. 2009a. *The Life Course Reader. Individuals and Societies Across Time*. Frankfurt am Main: Campus.
- Heinz, Walter R., Johannes Huinink, Christopher S. Swader und Ansgar Weymann. 2009b. „General Introduction.“ In *The Life Course Reader. Individuals and Societies Across Time*, Walter R. Heinz, Johannes Huinink und Ansgar Weymann, Hrsg., 15–30. Frankfurt am Main: Campus.
- Heinze, Rolf. 2011. *Die erschöpfte Mitte. Zwischen marktbestimmten Soziallagen, politischer Stagnation und der Chance auf Gestaltung*. Weinheim und Basel: Juventa.
- Heitmeyer, Wilhelm. Hrsg. 2002–2011. *Deutsche Zustände*. Folge 1–10. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Helfferich, Cornelia. 2004. *Die Qualität qualitativer Daten. Manual für die Durchführung qualitativer Interviews*. Wiesbaden: VS.
- Henninger, Annette, Christine Wimbauer und Rosine Dombrowski. 2008. Geschlechtergleichheit oder exklusive Emanzipation? Ungleichheitssoziologische Implikationen der aktuellen familienpolitischen Reformen. *Berliner Journal für Soziologie* 18 (1). 99–128.
- Herbert-Quandt-Stiftung. Hrsg. 2007. *Zwischen Erosion und Erneuerung. Die gesellschaftliche Mitte in Deutschland*. Frankfurt am Main: Societäts-Verlag.
- Hobsbawm, Eric. 1994 (1995). *Das Zeitalter der Extreme. Weltgeschichte des 20. Jahrhunderts*. München: Hanser.
- Hochschild, Arlie Russell. 2016. *Strangers in Their Own Land. Anger and Mourning of the American Right*. New York: The New Press.
- Hörning, Erika M. Hrsg. 2000. *Biographische Sozialisation*. Stuttgart: Lucius & Lucius.
- Hollstein, Betina. 2002. *Soziale Netzwerke nach der Verwitwung. Eine Rekonstruktion der Veränderungen informeller Beziehungen*. Opladen: Leske und Budrich.
- Hollstein, Betina. 2012. „Soziale Netzwerke.“ In *Handwörterbuch zur Gesellschaft Deutschlands*, Steffen Mau und Nadine Schöneck-Voß, Hrsg., 745–758. Wiesbaden: Springer VS.
- Hollstein, Betina. 2019. „What Autobiographical Narratives Tell Us About the Life Course. Contributions of Qualitative Sequential Analytical Methods“. *Advances in Life Course Research* 41 (2019): 100248.
- Holubek, Stefan. 2017. „Motive für das zweite Kind. Eine qualitative Sekundäranalyse problemzentrierter Interviews.“ *ZfF – Zeitschrift für Familienforschung/Journal of Family Research* 29(3): <https://www.budrich-journals.de/index.php/zff/article/view/30337> (Zugegriffen: 1. Juli 2020).
- Holubek-Schaum, Stefan. 2019. „Es irrt der Mensch, solange er strebt? Die Orientierung der Lebensführung als Horizont der Aushandlung subjektiver Statuswahrnehmung.“ In *Komplexe Dynamiken globaler und lokaler Entwicklungen. Verhandlungen des 39. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in Göttingen 2018*, Nicole Burzan, Hrsg. [http://publikationen.sozioogie.de/index.php/kongressband\\_2018/article/view/1022](http://publikationen.sozioogie.de/index.php/kongressband_2018/article/view/1022). (Zugegriffen: 2. September 2020).
- Holubek-Schaum, Stefan (2021): *Lebensführung unter Spannung. Die junge Mittelschicht auf der Suche nach Orientierung*. Frankfurt am Main: Campus.
- Huinink, Johannes und Betina Hollstein. 2021. „Life Course.“ In *Soziologie – Sociology in the German-Speaking World, Special Issue Soziologische Revue 2020*, Johannes Huinink,

- Rainer Greshoff, Uwe Schimank und Anja Weiß, Hrsg., 197–210. Berlin: De Gruyter. <https://doi.org/10.1515/9783110627275-014>.
- Hürtgen, Stefanie und Stephan Voswinkel. 2014. *Nichtnormale Normalität? Anspruchslogiken aus der Arbeitnehmermitte*. Berlin: Edition Sigma.
- Inglehart, Ronald und Pippa Norris. 2016. „Trump, Brexit, and the Rise of Populism: Economic Have-Nots and Cultural Backlash.“ In *HKS Faculty Research Working Paper Series* 16–026, doi: <http://dx.doi.org/https://doi.org/10.2139/ssrn.2818659>.
- Iversen, Torben. 2006. „Capitalism and Democracy.“ In *Handbook of Political Science*, Barry Weingast, Hrsg., 601–623. Oxford: Oxford University Press.
- Iversen, Torben und David Soskice. 2006. „Electoral Institutions and the Politics of Coalitions: Why Some Democracies Redistribute More Than Others.“ *American Political Science Review* 100(2): 165–181.
- Iversen, Torben und David Soskice. 2019. *Democracy and Prosperity. Reinventing Capitalism Through a Turbulent Century*. Princeton: Princeton University Press.
- Jaeggi, Rahel. 2014. *Kritik von Lebensformen*. Berlin: Suhrkamp.
- Jochum, Georg, Karin Jurczyk, G. Günter Voß und Margit Wehrich. Hrsg. 2020. *Transformationen alltäglicher Lebensführung Konzeptionelle und zeitdiagnostische Fragen*. Weinheim und Basel: Beltz Juventa.
- Jurczyk, Karin, G. Günter Voß und Margit Wehrich. 2016. „Alltägliche Lebensführung – theoretische und zeitdiagnostische Potentiale eines subjektorientierten Konzepts.“ In *Lebensführung heute – Klasse, Bildung, Individualität*, Erika Alleweldt, Anja Röcke und Jochen Steinbicker, Hrsg., 53–87. Weinheim und Basel: Beltz Juventa.
- Jurczyk, Karin, G. Günter Voß und Margit Wehrich. 2016a. „Conduct of Everyday Life in Subject-Oriented Sociology: Concept and Empirical Research.“ In *Psychology and the Conduct of Everyday Life*, Ernst Schraube und Charlotte Højholt, Hrsg., 34–64. London: Routledge.
- Kallmeyer, Werner und Fritz Schütze. 1977. „Zur Konstitution von Kommunikationsschemata der Sachverhaltsdarstellung.“ *Gesprächsanalysen* 65, 159–274.
- Kern, Horst und Michael Schumann. 1985. *Industriearbeit und Arbeiterbewußtsein*. Frankfurt: Suhrkamp.
- Kleemann, Frank und G. Günter Voß. 2018. „Arbeit und Subjekt“. In *Handbuch Arbeitssoziologie*, Fritz Böhle, G. Günter Voß und Günther Wachtler, Hrsg., 15–57. Wiesbaden: VS.
- Klenner, Christina, Katrin Menke und Svenja Pfahl. 2012. *Flexible Familienernährerinnen. Moderne Geschlechterarrangements oder prekäre Konstellationen?* Opladen, Berlin und Toronto: Barbara Budrich.
- Kocka, Jürgen. 1969. *Unternehmensverwaltung und Angestelltenschaft am Beispiel von Siemens 1847–1914*. Stuttgart: Klett.
- Köcher, Renate. 2018. Generation Mitte 2018. Umfrageergebnisse. <https://www.gdv.de/de/medien/aktuell/die-generation-mitte--2018--35798> (Zugegriffen: 5. März 2020).
- Kohli, Martin. 1985. „Die Institutionalisierung des Lebenslaufs. Historische Befunde und theoretische Argumente.“ *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 37(1): 1–29.
- Koppetsch, Cornelia. 2006. „Zwischen Disziplin und Expressivität. Zum Wandel beruflicher Identitäten im neuen Kapitalismus. Das Beispiel der Werbeberufe.“ *Berliner Journal für Soziologie* 16(2): 155–172.



- Koppetsch, Cornelia. 2013. *Die Wiederkehr der Konformität. Streifzüge durch die gefährdete Mitte*. Frankfurt am Main: Campus.
- Koppetsch, Cornelia und Günter Burkart. 1999. *Die Illusion der Emanzipation. Zur Wirksamkeit latenter Geschlechtnormen im Milieuvvergleich*. Konstanz: UVK.
- Koppetsch, Cornelia und Sarah Speck. 2015. *Wenn der Mann kein Ernährer mehr ist. Geschlechterkonflikte in Krisenzeiten*. Berlin: Suhrkamp.
- Korom, Philipp. 2017. *Ungleiche Mittelschichten: Über Unterschiede im Immobilienvermögen und im Erbe innerhalb der Mitte Deutschlands*. [https://www.researchgate.net/publication/318702313\\_Korom\\_Philipp\\_2017\\_Ungleiche\\_Mittelschichten\\_Uber\\_Unterschiede\\_im\\_Immobilienvermogen\\_und\\_im\\_Erbe\\_innenhalb\\_der\\_Mitte\\_Deutschlands\\_MPIfG\\_Discussion\\_Paper\\_1714](https://www.researchgate.net/publication/318702313_Korom_Philipp_2017_Ungleiche_Mittelschichten_Uber_Unterschiede_im_Immobilienvermogen_und_im_Erbe_innenhalb_der_Mitte_Deutschlands_MPIfG_Discussion_Paper_1714) (Zugegriffen: 14. September 2017).
- Kracauer, Siegfried. 1930 (1959). *Die Angestellten*. Allensbach und Bonn: Verlag für Demoskopie.
- Krüger, Helga. 2009. „The Life-Course Regime: Ambiguities Between Interrelatedness and Individualization.“ In *The Life Course Reader. Individuals and Societies Across Time*, Walter R. Heinz, Johannes Huinink und Ansgar Weymann, Hrsg., 159–177. Frankfurt am Main: Campus.
- Kudera, Werner und G. Günter Voß. 2000. *Lebensführung und Gesellschaft. Beiträge zu Konzept und Empirie alltäglicher Lebensführung*. Wiesbaden: VS.
- Kumkar, Nils C. 2018. *The Tea Party, Occupy Wall Street, and the Great Recession*. Basingstoke und New York: Palgrave.
- Laing, Ronald D. 1961 (1977). *Das Selbst und die Anderen*. Reinbek: Rowohlt.
- Lamont, Michele. 1992. *Money, Morals, and Manners: The Culture of the French and the American Upper-Middle Class*. Chicago: Chicago University Press.
- Lasch, Christopher. 1979. *The Culture of Narcissism*. New York: Norton.
- Lengfeld, Holger. 2017. „Die ‚Alternative für Deutschland‘: eine Partei für Modernisierungsverlierer?“ *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 69(2): 209–232.
- Lengfeld, Holger und Jochen Hirschle. 2009. „Die Angst der Mittelschicht vor dem sozialen Abstieg: Eine Längsschnittanalyse 1984–2007.“ *Zeitschrift für Soziologie* 38: 379–399.
- Lengfeld, Holger und Jochen Hirschle. 2010. „Die Angst der Mittelschicht vor dem sozialen Abstieg. Eine Längsschnittanalyse 1984–2007.“ In *Dynamiken (in) der gesellschaftlichen Mitte*, Nicole Burzan und Peter A. Berger, Hrsg., 181–200. Wiesbaden: VS.
- Lenski, Gerhard. 1954. „Status Crystallization: A Non-vertical Dimension of Social Status.“ *American Sociological Review* 19(4): 405–413.
- Lessenich, Stephan. 2016. *Neben uns die Sintflut: Die Externalisierungsgesellschaft und ihr Preis*. 4. Aufl. München: Hanser Berlin.
- Levy, Rene. 1996 (2009). „Toward a Theory of Life Course Institutionalization.“ In *The Life Course Reader. Individuals and Societies Across Time*, Walter R. Heinz, Johannes Huinink und Ansgar Weymann, Hrsg., 178–199. Frankfurt am Main: Campus.
- Lin, Nan. 2001. *Social Capital. A Theory of Social Structure and Action*. New York: Cambridge University Press.
- Lin, Nan und Dan Ao. 2008. „The Invisible Hand of Social Capital: An Exploratory Study.“ In *Social Capital: An International Research Program*, Nan Lin und Bonnie H. Erickson, Hrsg., 107–132. Oxford: Oxford University Press.
- Lindblom, Charles E. 1959. „The Science of Muddling Through.“ *Public Administration Review* 19(2): 79–88.

- Lipset, Seymour M. 1959 (1976). *Political Man*. London: Heinemann.
- Little, Daniel. 2018. „Rational Life Plans?“ In *The Mystery of Rationality*, Gerald Bronner und Francesco Di Iorio, Hrsg., 131–145. Cham: Springer International Publishing.
- Lizardo, Omar. 2015. „Cultural Theory.“ In *Handbook of Contemporary Sociological Theory*, Seth Abrutyn, Hrsg., 99–119. Cham: Springer International Publishing.
- Lüdicke, Jörg und Martin Diewald. Hrsg. 2007. *Soziale Netzwerke und soziale Ungleichheit. Zur Rolle von Sozialkapital in modernen Gesellschaften*. Wiesbaden: VS.
- Luhmann, Niklas. 1964. „Lob der Routine.“ In *Politische Planung*, Niklas Luhmann, 113–142. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Luhmann, Niklas. 1967 (1970). *Soziologische Aufklärung. In Soziologische Aufklärung I. Aufsätze zur Theorie sozialer Systeme*. Niklas Luhmann, 66–91. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Luhmann, Niklas. 1975 (2017). *Systemtheorie der Gesellschaft*. Berlin: Suhrkamp.
- Luhmann, Niklas. 1982. *Liebe als Passion*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Luhmann, Niklas und Karl-Eberhard Schorr. 1982. „Personale Identität und Möglichkeiten der Erziehung.“ In *Zwischen Technologie und Selbstreferenz*, Niklas Luhmann und Karl-Eberhard Schorr, Hrsg., 224–261. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Lutz, Burkart. 1984. *Der kurze Traum immerwährender Prosperität. Eine Neuinterpretation der industriell-kapitalistischen Entwicklung im Europa des 20. Jahrhunderts*. Frankfurt am Main: Campus.
- Lyman, Stanford M. und Marvin B. Scott. 1970. „On the Time Track.“ In *A Sociology of the Absurd*, Stanford M. Lyman und Marvin B. Scott, Hrsg., 189–212. New York: Appleton-Century-Crofts.
- MacIntyre, Alasdair. 1981. *After Virtue*. Paris: University of Notre Dame Press.
- MacIntyre, Alasdair. 2006. *Der Verlust der Tugend: Zur moralischen Krise der Gegenwart*. Frankfurt a. M. und New York: Campus.
- Manow, Philip, Bruno Palier und Hanna Schwander. Hrsg. 2018. *Welfare Democracies and Party Politics: Explaining Electoral Dynamics in Times of Changing Welfare Capitalism*. Oxford: Oxford University Press.
- Marg, Stine. 2014. *Mitte in Deutschland. Zur Vermessung eines politischen Ortes*. Bielefeld: transcript.
- Marx, Karl. 1847 (1972). „Das Elend der Philosophie. Antwort auf Proudhons ‚Philosophie des Elends‘.“ In *MEW, Band 4*, Karl Marx, 63–182. Berlin: Dietz-Verlag.
- Marx, Karl. 1867 (1972). *Das Kapital. Bd. 1*. Frankfurt am Main: Verlag Marxistische Blätter.
- Marx, Karl. 1968. *Das Kapital, Erster Band*. Berlin: Dietz-Verlag.
- Mau, Steffen. 2012. *Lebenschancen. Wohin driftet die Mittelschicht?* Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Mau, Steffen, Olaf Groh-Samberg und Uwe Schimank. 2019. „Investive Statusarbeit. Kontexte von Wachstum und Niedrigwachstum.“ In *Soziale Ungleichheit der Lebensführung*, Anja Röcke, Maria Keil und Erika Alleweldt, Hrsg., 80–102. Weinheim und Basel: Beltz Juventa.
- Mayer, Karl-Ulrich. 2004. „Whose lives? How history, societies and institutions define and shape life courses.“ *Research in Human Development* 1(3): 161–187.
- McClelland, David C. 1964. *The Achieving Society*. Princeton: Van Nostrand.
- Merz, Friedrich. 2019. „Wirtschaftspolitik: Für eine neue Kultur des Sparens.“ *Die Zeit*, 11. Juni 2019. <https://www.zeit.de/wirtschaft/2019-04/wirtschaftspolitik-deutschland-wohlst>

- and-soziale-gerechtigkeit-demokratie-kapitalismuskritik/komplettansicht (Zugegriffen: 17. Juni 2019).
- Meyer, John W. 2005. *Weltkultur. Wie die westlichen Prinzipien die Welt durchdringen*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Milanović, Branko. 2016. *Die Ungleiche Welt. Migration, das Eine Prozent und die Zukunft der Mittelschicht*. Berlin: Suhrkamp.
- Moen, Phyllis und Mary Ann Erickson. 1995. „Linked Lives: A Transgenerational Approach to Resilience.“ In *Examining Lives in Context: Perspectives on the Ecology of Human Development*, Phyllis Moen, Glen H. Elder und Kurt Lüscher, Hrsg., 169–210. Washington: American Psychological Association.
- Müller, Hans-Peter. 2014. „Lebensführung.“ In *Max Weber-Handbuch. Leben – Werk – Wirkung*, Hans-Peter Müller und Steffen Sigmund, Hrsg., 84–87. Stuttgart: Metzler.
- Nachtwey, Oliver. 2016. *Die Abstiegs-gesellschaft: über das Aufbegehren in der regressiven Moderne*. Berlin: Suhrkamp.
- Neckel, Sighard. 2008. *Flucht nach vorn. Die Erfolgskultur der Marktgesellschaft*. Frankfurt am Main: Campus.
- Neckel, Sighard und Greta Wagner. Hrsg. 2013. *Leistung und Erschöpfung. Burnout in der Wettbewerbsgesellschaft*. Berlin: Suhrkamp.
- Neckel, Sighard und Greta Wagner. 2014. „Erschöpfung als ‚schöpferische Zerstörung‘. Burnout und gesellschaftlicher Wandel.“ In *Leistung und Erschöpfung. Burnout in der Wettbewerbsgesellschaft*, Sighard Neckel und Greta Wagner, Hrsg., 203–217. Berlin: Suhrkamp.
- Niehues, Judith. 2017. „Die Mittelschicht in Deutschland – vielschichtig und stabil.“ *Institut der deutschen Wirtschaft*. <https://doi.org/10.2373/1864-810X.17-01-01> (Zugegriffen: 17. Juni 2019).
- Nisbet, Robert. 1980. *History of the Idea of Progress*. New York: Basic Books.
- Nohl, Arnd-Michael 2006 (2017). *Interview und Dokumentarische Methode*. Wiesbaden: Springer VS. 5. Auflage.
- Oevermann, Ulrich. (2009). „Biographie, Krisenbewältigung und Bewährung.“ In „*Natürlich stört das Leben ständig. Perspektiven auf Entwicklung und Erziehung*, Sylke Bartmann, Axel Fehlhaber, Sandra Kirsch und Wiebke Lohfeld, Hrsg., 35–55. Wiesbaden: VS.
- Oevermann, Ulrich. 2016. „‚Krise und Routine‘ als analytisches Paradigma in den Sozialwissenschaften.“ In *Die Methodenschule der objektiven Hermeneutik*, Roland Becker-Lenz, Andreas Franzmann, Axel Jansen und Matthias Jung, Hrsg., 43–114. Wiesbaden: Springer VS.
- Paris, Rainer. 1991. „Solidarische Beutezüge. Zur Theorie der Seilschaft.“ *Merkur* 45(12): 1167–1174.
- Parsons, Talcott. 1951. *The Social System*. New York: The Free Press.
- Parsons, Talcott. 1968. „The Position of Identity in the General Theory of Action.“ In *The Self in Social Interaction. Vol. 1: Classic and Contemporary Perspectives*, Chad Gordon und Kenneth J. Gergen, Hrsg., 11–23. New York: Wiley.
- Parsons, Talcott und Winston White. 1961. „The Link Between Character and Society.“ In *Culture and Social Character: The Work of David Riesman Reviewed*, Seymour Lipset und Leo Lowenthal, Hrsg., 89–135. New York: Free Press.
- Pfaller, Robert. 2012. *Zweite Welten und andere Lebenselixiere*. Frankfurt a.M.: S. Fischer.

- Projektgruppe Alltägliche Lebensführung Hrsg. 1995. *Alltägliche Lebensführung. Arrangements zwischen Traditionalität und Modernisierung*. Opladen: Leske + Budrich.
- Reckwitz, Andreas. 2006. *Das hybride Subjekt. Eine Theorie der Subjektkulturen von der bürgerlichen Moderne zur Postmoderne*. Weilerswist: Velbrück.
- Reckwitz, Andreas. 2008. *Subjekt*. Bielefeld: transcript.
- Reckwitz, Andreas. 2012. *Die Erfindung der Kreativität*. Berlin: Suhrkamp.
- Reckwitz, Andreas. 2017. *Die Gesellschaft der Singularitäten. Zum Strukturwandel der Moderne*. Berlin: Suhrkamp.
- Reckwitz, Andreas. 2019. *Das Ende der Illusionen. Politik, Ökonomie und Kultur in der Spätmoderne*. Berlin: Suhrkamp.
- Reh, Sabine und Norbert Ricken. Hrsg. 2018. *Leistung als Paradigma – Zur Etablierung und Transformation eines pädagogischen Konzepts*. Wiesbaden: Springer VS.
- Reichardt, Sven. 2014. *Authentizität und Gemeinschaft. Linksalternatives Leben in den siebziger und frühen achtziger Jahren*. Berlin: Suhrkamp.
- Riesman, David, Reuel Denney und Nathan Glazer. 1950 (1972). *Die einsame Masse*. Reinbek: Rowohlt.
- Röcke, Anja, Maria Keil und Erika Alleweldt. Hrsg. 2019. *Soziale Ungleichheit der Lebensführung*. Weinheim und Basel: Beltz Juventa.
- Rössel, Jörg und Gunnar Otte. Hrsg. 2011. *Lebensstilforschung. Sonderheft 51 der Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*. Wiesbaden: VS.
- Rosa, Hartmut. 2005. *Beschleunigung. Die Veränderung der Zeitstrukturen in der Moderne*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Rowan, John und Mick Cooper. Hrsg. 1999. *The Plural Self. Multiplicity in Everyday Life*. London: Sage.
- Sachweh, Patrick, Sarah Lenz und Debora Eicher. 2018. „Klassen und Klassifikationen. Symbolische Grenzziehungen in der deutschen Ungleichheitsstruktur.“ In *Die Mitte als Kampfzone. Wertorientierungen und Abgrenzungspraktiken der Mittelschichten*, Nadine M. Schöneck und Sabine Ritter, Hrsg., 243–259. Bielefeld: transcript.
- Schäfer, Hilmar. 2012. „Kreativität und Gewohnheit. Ein Vergleich zwischen Praxistheorie und Pragmatismus.“ In *Kreativität und Improvisation*, Udo Göttlich und Ronald Kurt, Hrsg., 17–43. Wiesbaden: VS.
- Scharpf, Fritz Wilhelm. 1997. *Games Real Actors Play. Actor-Centered Institutionalism in Policy Research*. Boulder, Colorado: Westview Press.
- Scheler, Max. 1928 (1975). *Die Stellung des Menschen im Kosmos*. Bern: Francke
- Schelsky, Helmut. 1953. *Wandlungen der deutschen Familie in der Gegenwart*. Stuttgart: Enke.
- Schimank, Uwe. 1988. „Biographie als Autopoiesis – Eine systemtheoretische Rekonstruktion von Individualität.“ In *Vom Ende des Individuums zur Individualität ohne Ende*, Hanns-Georg Brose und Bruno Hildenbrand, Hrsg., 55–72. Opladen: Leske und Budrich.
- Schimank, Uwe. 2000. *Handeln und Strukturen. Einführung in die akteurtheoretische Soziologie*. München: Juventa.
- Schimank, Uwe. 2004. „Kämpfe um Lebenschancen.“ In *Kritische Empirie. Lebenschancen in den Sozialwissenschaften. Festschrift für Rainer Geißler*, Horst Pöttker und Thomas Meyer, Hrsg., 43–60. Wiesbaden: VS.
- Schimank, Uwe. 2005a. *Die Entscheidungsgesellschaft. Komplexität und Rationalität der Moderne*. Wiesbaden: VS.

- Schimank, Uwe. 2005b. „Wissen ist Nacht“ – Das ‚Glossar der Gegenwart‘. *Soziologische Revue* 28(4): 301–308.
- Schimank, Uwe. 2009. „Die Moderne: Eine funktional differenzierte kapitalistische Gesellschaft.“ *Berliner Journal für Soziologie* 19 (3): 327–351.
- Schimank, Uwe. 2011. „Against All Odds: The ‚Loyalty‘ of Small Investors.“ *Socio-Economic Review* 9(1): 107–135.
- Schimank, Uwe. 2011a: „Die ‚Hyperkomplexität‘ des Finanzmarkts und die Hilflosigkeit der Kleinanleger.“ *Leviathan* 39(4): 499–517.
- Schimank, Uwe. 2013. *Gesellschaft*. Bielefeld: transcript.
- Schimank, Uwe. 2015. „Lebensplanung!? Biografische Entscheidungspraktiken irritierter Mittelschichten.“ *Berliner Journal für Soziologie* 25(1–2): 7–31.
- Schimank, Uwe. 2017. „Leistungsethos: zwischen Wollen, Müssen, Nicht-Können und Nicht-Wollen.“ In *Leistung und Gerechtigkeit – Das umstrittene Versprechen des Kapitalismus*, Brigitte Aulenbacher, Maria Dammayr, Klaus Dörre, Wolfgang Menz, Birgit Riegraf und Harald Wolf, Hrsg., 80–98. Weinheim und Basel: Beltz Juventa.
- Schimank, Uwe. 2018. „Rechtspopulistische Mittelschichten als Gefährder gesellschaftlicher Ordnung.“ In *Die Mitte als Kampfzone – Wertorientierungen und Abgrenzungspraktiken der Mittelschichten*, Nadine M. Schöneck und Sabine Ritter, Hrsg., 217–239. Bielefeld: transcript.
- Schimank, Uwe. 2018a. „Leistung und Meritokratie in der Moderne.“ In *Leistung als Paradigma – Zur Etablierung und Transformation eines pädagogischen Konzepts*, Sabine Reh und Norbert Ricken, Hrsg., 19–42. Wiesbaden: Springer VS.
- Schimank, Uwe. 2019. „Coping: Entscheiden, wenn das kaum noch möglich ist.“ *Leviathan* 47(2): 192–214.
- Schimank, Uwe, Steffen Mau und Olaf Groh-Samberg. 2014. *Statusarbeit unter Druck? Zur Lebensführung der Mittelschichten*. Weinheim und Basel: Beltz Juventa.
- Schneider, Louis und Sverre Lysgaard. 1953. „The Deferred Gratification Pattern: A Preliminary Study.“ *American Sociological Review* 18(2): 142–149.
- Schöneck, Nadine und Sabine Ritter. Hrsg. 2018. *Die Mitte als Kampfzone. Wertorientierungen und Abgrenzungspraktiken der Mittelschichten*. Bielefeld: transcript.
- Schorb, Friedrich. 2010. Fit for fun? – Schlankheit als Sozialprestige. In *Risiko Gesundheit: Über Risiken und Nebenwirkungen der Gesundheitsgesellschaft*, Bettina Paul und Henning Schmidt-Semisch, Hrsg., 105–121. Wiesbaden: VS.
- Schröder, Martin. 2013. *Integrating Varieties of Capitalism and Welfare State Research: A Unified Typology of Capitalisms*. New York: Palgrave.
- Schütze, Fritz. 1983. „Biographieforschung und Narratives Interview“. *Neue Praxis* 13(3): 283–294.
- Schütze, Fritz. 2008. „Biography Analysis on the Empirical Base of Autobiographical Narratives: How to Analyze Autobiographical Narrative Interviews – Part one and two“, *European Studies on Inequalities and Social Cohesion* Nr. 1/2: 153–242, 243–298; Nr. 3/4: 6–77.
- Schulze, Gerhard. 1992. *Die Erlebnis-Gesellschaft. Kulturosoziologie der Gegenwart*. Frankfurt a. m Main: Campus.
- Schumpeter, Joseph A. 1942 (1950). *Capitalism, Socialism, and Democracy*. New York und London: Harper.

- Settersten, Richard A. und Lynn Gannon. 2005. „Structure, Agency, and the Space Between: On the Challenges and Contradictions of a Blended View of the Life Course.“ In *The Life Course Reader: Individuals and Societies Across Time*, Walter R. Heinz, Johannes Huinink und Ansgar Weymann, Hrsg., 456–472. Frankfurt am Main: Campus.
- Simon, Herbert A. 1946 (1976). *Administrative Behavior: A Study of Decision-Making Processes in Administrative Organization*. New York: Free Press.
- Skocpol, Theda und Vanessa Williamson. 2012. *The Tea Party and the Remaking of Republican Conservatism*. Oxford und New York: Oxford University Press.
- Small, Mario L. 2009. *Unanticipated Gains. Origins of Network Inequality in Everyday Life*. Oxford: Oxford University Press.
- Solga, Heike, und Christine Wimbauer, Hrsg. 2005. *Wenn zwei das Gleiche tun. Ideal und Realität sozialer (Un-)Gleichheit in Dual Career Couples*. Opladen: Budrich.
- Staab, Philipp. 2014. „Die Metamorphosen der Fabriksozialisation. Zur Produktion des Arbeiters in Vergangenheit und Gegenwart“. *Mittelweg* 36, 23(6): 4–27.
- Stichweh, Rudolf. 1988. „Inklusion in Funktionssysteme der modernen Gesellschaft.“ In *Differenzierung und Verselbständigung. Zur Entwicklung gesellschaftlicher Teilsysteme*, Renate Mayntz, Bernd Rosewitz, Uwe Schimank und Rudolf Stichweh, Hrsg., 261–294. Frankfurt am Main: Campus.
- Stillich, Sven. 2020. „Erfindungen zu Hause: Wo wurde eigentlich der Kaffeefilter erfunden?“ *Die Zeit*, 21.04.2020. <https://www.zeit.de/zeit-wissen/2020/03/erfindungen-zuhause-isolation-innovation-wissenschaft> (Zugegriffen: 20. Juli 2021).
- Swidler, Ann. 1986. „Culture in Action: Symbols and Strategies“. *American Sociological Review* 51(2): 273–286.
- Taylor, Charles. 2007. *A Secular Age*. Cambridge: Harvard University Press.
- Therborn, Göran. 2012. „Class in the 21st Century.“ *New Left Review* 78: 5–29.
- Tönnies, Ferdinand. 1887 (1963). *Gemeinschaft und Gesellschaft*. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
- Treas, Judith und Sonja Drobníč, Hrsg. 2010. *Dividing the Domestic. Men, Women, and Household Work in Cross-National Perspective*. Stanford: Stanford Univ. Press.
- Tyrell, Hartmann. 1978. „Anfragen an die Theorie der gesellschaftlichen Differenzierung.“ *Zeitschrift für Soziologie* 7(2): 175–193.
- Veblen, Thorstein B. 1899 (1986). *Theorie der feinen Leute*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Verheyen, Nina. 2018. *Die Erfindung der Leistung*. Berlin: Hanser Berlin.
- Vester, Michael, Peter von Oertzen, Heiko Geiling, Thomas Hermann und Dagmar Müller. 2001. *Soziale Milieus im gesellschaftlichen Strukturwandel. Zwischen Integration und Ausgrenzung*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Vogel, Berthold. 2004. *Leiharbeit. Neue sozialwissenschaftliche Befunde zu einer prekären Beschäftigungsform*. Hamburg: VSA
- Vogel, Berthold. 2009. *Wohlstandskonflikte. Soziale Fragen, die aus der Mitte kommen*. Hamburg: Hamburger Edition.
- Vogel, Berthold. 2011. „Mittelschicht zwischen Abstiegsängsten und hoher Belastung.“ *Wirtschaftsdienst* 91(8): 507–510.
- Voß, Gerd-Günter. 1991. *Lebensführung als Arbeit. Über die Autonomie der Person im Alltag der Gesellschaft*. Stuttgart: Enke.
- Voß, Gerd-Günter und Margit Wehrich. Hrsg. 2001. *tagaus – tagein. Neue Beiträge zur Soziologie Alltäglicher Lebensführung*. München: Hampp.

- Voß, G. Günter und Cornelia Weiss. 2014. „Burnout und Depression – Leiterkrankungen des subjektivierten Kapitalismus oder: Woran leidet der Arbeitskraftunternehmer?“ In *Leistung und Erschöpfung. Burnout in der Wettbewerbsgesellschaft*, Sighard Neckel und Greta Wagner, Hrsg., 29–57. Berlin: Suhrkamp.
- Voswinkel, Stephan. 2013. „Was wird aus dem ‚Fahrstuhleffekt‘? Postwachstum und sozialer Aufstieg.“ *Working Paper* 08/2013. Jena: DFG-KollegforscherInnengruppe Postwachstumsgesellschaften.
- Voswinkel, Stephan. 2018. „Der statusorientierte Mensch als Homo oeconomicus der Soziologie.“ *WestEnd*: 119–128.
- Walter, Michael und Lydia Welbers. 2017. „Wie "ticken" Kleinanleger auf dem Finanzmarkt? Einblicke in ein qualitatives Forschungsprojekt.“ *Vierteljahreshefte zur Wirtschaftsforschung* 86(4): 67–82.
- Weber, Max. 1905 (1975). „Die protestantische Ethik und der Geist des Kapitalismus.“ In *Die protestantische Ethik I*, Max Weber, 27–277. Hamburg: Siebenstern.
- Weber, Max. 1919 (1967). *Wissenschaft als Beruf*. Berlin: Duncker und Humblot.
- Weber, Max. 1920 (1978). *Gesammelte Aufsätze zur Religionssoziologie*. Bd. 1. Tübingen: Mohr.
- Wehler, Hans-Ulrich. 1987 (2008). *Deutsche Gesellschaftsgeschichte. Zweiter Band: Von der Reformära bis zur industriellen und politischen „Deutschen Doppelrevolution“ 1815 – 1845/49*. München: Beck.
- Wehler, Hans-Ulrich. 1995 (2008). *Deutsche Gesellschaftsgeschichte. Dritter Band: Von der „Deutschen Doppelrevolution“ bis zum Beginn des Ersten Weltkriegs 1849 – 1914*. München: Beck.
- Wehler, Hans-Ulrich. 2003 (2008). *Deutsche Gesellschaftsgeschichte. Vierter Band: Vom Beginn des Ersten Weltkriegs bis zur Gründung der beiden deutschen Staaten 1914 – 1949*. München: Beck.
- Weidenhaus, Gunter. 2015. *Soziale Raumzeit*. Berlin: Suhrkamp.
- Weihrich, Margit. 1998. *Kursbestimmungen: Eine qualitative Paneluntersuchung der alltäglichen Lebensführung im ostdeutschen Transformationsprozess*. Pfaffenweiler: Centaurus-Verlagsgesellschaft.
- Weischer, Christoph. 2011. *Sozialstrukturanalyse*. Wiesbaden: VS Springer.
- Weltweiser. 2018. *Weltweiser-Studie. Schüleraustausch, High School, Auslandsjahr*. Bonn: Weltweiser. Der unabhängige Bildungsberatungsdienst und Verlag.
- Wimbauer, Christine. 2012. *Wenn Arbeit Liebe ersetzt. Doppelkarriere-Paare zwischen Anerkennung und Ungleichheit*. Frankfurt am Main: Campus.
- Wittrock, Björn. 2000. „Modernity: One, None, or Many? European Origins and Modernity as a Global Condition.“ *Daedalus* 129(1): 31–60.
- Wohlrab-Sahr, Monika. 1992. „Institutionalisierung oder Individualisierung des Lebenslauf? Anmerkungen zu einer festgefahrenen Debatte.“ *BIOS* 5 (1): 1–19.
- Wohlrab-Sahr, Monika. 1999. „Biographieforschung jenseits des Konstruktivismus?“ *Soziale Welt* 50(4): 483–494.
- Wohlrab-Sahr, Monika. 2006. „Symbolizing Distance: Conversion to Islam in Germany and the United States.“ In *Women Embracing Islam*, K. van Nieuwkerk, Hrsg., 71–92. Austin: University of Texas Press.
- Zahner, Nina Tessa. 2006. *Die neuen Regeln der Kunst. Andy Warhol und der Umbau des Kunstbetriebs im 20. Jahrhundert*. Frankfurt am Main: Campus.
- Zurcher, Luis A. 1981. *The Mutable Self. A Self-Concept for Social Change*. Beverly Hills: Sage.